

**Großwildjagd in Deutsch-Ostafrika im Zeitraum 1891-1916:
Eine Untersuchung aus sozialwissenschaftlicher Perspektive**

Inaugural-Dissertation
zur Erlangung des Doktor-Grades
der
Fakultät für Kulturwissenschaften
der
Universität Paderborn

Vorgelegt von
Udo E. O. Riedel
aus Seeheim-Jugenheim

2004

Inhaltsverzeichnis

	Seite
1. Einführung	5
2. Untersuchungsmethodik und Vorgehensweise	10
3. Großwildjagd in Deutsch-Ostafrika 1891-1916: Strukturelle Rahmenbedingungen und allgemeine Deskription von Jagd, Jagdrecht und Jagdwirtschaft	12
3.1 Deskription der historisch-politischen, geographischen, infrastrukturellen und rechtlich-wirtschaftlichen Rahmenbedingungen	12
3.1.1 Historisch-politische Rahmenbedingungen	12
3.1.1.1 Ursprünge der Kolonisation Deutsch-Ostafrikas	12
3.1.1.2 Begründung der Kolonisation	16
3.1.1.3 Weitere Entwicklung Deutsch-Ostafrikas bis zum Ende des ersten Weltkrieges	21
3.1.2 Geographisch-klimatische Gegebenheiten	22
3.1.2.1 Regionale Ausdehnung und territoriale Abgrenzung zu den Nachbarregionen	22
3.1.2.2 Topographie	24
3.1.2.3 Vegetationsbedingungen und klimatische Gegebenheiten	26
3.1.3 Bevölkerungssituation	29
3.1.4 Ausübung der kolonialen Hoheitsgewalt in Deutsch-Ostafrika: Organisatorisch-rechtliche und wirtschaftlich-infrastrukturelle Rahmenbedingungen	32
3.1.4.1 Ausweitung und Sicherung des Einflussbereiches	32
3.1.4.2 Deutsch-Ostafrika: Grundlagen der Verwaltung, Organisation, Wirtschaft und Infrastruktur	35

3.2 Jagd, Jagdrecht und Jagdwirtschaft in Deutsch-Ostafrika	39
3.2.1 Typologie der Großwildarten und Vorkommen in Deutsch-Ostafrika	40
3.2.2 Jagdpotential Deutsch-Ostafrikas	43
3.2.3 Jagdausübung und praktizierte Waidgerechtigkeit	47
3.2.3.1 Großwildjagd in Deutsch-Ostafrika: Jagdausübung	48
3.2.3.2 Rekrutierung von Jagdhelfern	63
3.2.3.3 Historische Rahmenbedingungen und gegenwärtige Konzepte von Jagdethik und Waidgerechtigkeit	64
3.2.3.4 Jagdethik und Waidgerechtigkeit in der deutsch-ostafrikanischen Großwildjagd: Versuch einer Zwischenbilanz	77
3.2.4 Jagdrechtliche Bestimmungen und Wildschutz unter Einschluss verterinärmedizinischer Maßnahmen	82
3.2.5 Jagd und Großwildjagd in Deutsch-Ostafrika als wirtschaftlicher Faktor	90
3.2.6 Exkurs: Vorkoloniale Großwildjagd in Tanganjika	94
4. Großwildjagd in Deutsch-Ostafrika 1891-1916: Darstellung und Interpretation der Quellen aus sozialwissenschaftlicher Perspektive	96
4.1 Kernhypothesen	97
4.2 Typographie des 'White Hunters'	100
4.2.1 Typographie des 'White Hunters' - die sozialwissenschaftliche Perspektive	100
4.2.2 Typographie des 'White Hunters' - Analysebefunde am Beispiel der Großwildjagd in Deutsch-Ostafrika	102
4.3 Jagdgeschehen und vorgeblicher 'Männlichkeitskult'	105
4.3.1 Jagdgeschehen und Männlichkeitskult aus Sicht sozialwissenschaftlicher Forschung	105

4.3.2 Jagdgeschehen und Männlichkeitskult - Analysebefunde am Beispiel der Großwildjagd in Deutsch-Ostafrika	112
4.4 Koloniales Jagdgeschehen als Ausdruck vermeintlicher kultureller (nationaler) Überlegenheit	128
4.4.1 Koloniales Jagdgeschehen als Ausdruck vermeintlicher kultureller (nationaler) Überlegenheit - sozialwissenschaftlicher und kolonialgeschichtlicher Forschungsstand	128
4.4.2 Koloniales Jagdgeschehen als Ausdruck vermeintlicher kultureller (nationaler) Überlegenheit - Analysebefunde am Beispiel der Großwildjagd in Deutsch-Ostafrika	131
4.5 Phasen der Großwildjagd - vom 'Pioneer Hunter' zum 'Settler Hunter'	149
4.5.1 Vom 'Pioneer Hunter' zum 'Settler Hunter' - die Phasenabfolge nach Steinhart	149
4.5.2 Vom 'Pioneer Hunter' zum 'Settler Hunter' - Untersuchungsergebnisse am Beispiel Deutsch-Ostafrikas	154
4.6 Analysebefunde zu weiteren Hauptmotiven und exemplarischen Situationen kolonialer Großwildjagd in Deutsch-Ostafrika	160
4.6.1 Genuiner „Sportsgeist“	160
4.6.2 Abenteuerlust und Risikosuche	163
4.6.3 Zivilisationsmüdigkeit und Kompensation von Frustrationen im Heimatland	166
4.6.4 Gewinnstreben	173
5. Thematisierung von sozialen Konflikten im Kontext kolonialer Großwildjagd in Deutsch-Ostafrika	177
5.1 Thematisch relevante Konflikt- und Aggressionsmodelle	177

5.2 Soziale Konflikte: Resultate der Quellenauswertung	179
5.3 Konflikt und Gehorsam in den 'interethnischen' Beziehungen: Versuch eines Fazits	183
6. Jagdprobleme und Sondersituationen	185
7. Diskussion	192
Literaturverzeichnis	218-235

1. Einführung

Die vorliegende Arbeit befasst sich mit Großwildjagd in Deutsch-Ostafrika (Tanganjika) zwischen 1891 und 1916. Der Untersuchungszeitraum erstreckt sich somit auf jene Jahre, in denen das Territorium Tanganjika als Kolonie (so genanntes ‚Schutzgebiet‘) unter der Verwaltung des Deutschen Kaiserreiches stand.

Das Ende des Untersuchungszeitraums (1916) deckt sich mit der zunehmenden Erringung militärischer Machtbefugnisse in diesem Territorium durch die Briten und deren Verbündete im Zuge der Kampfhandlungen des 1. Weltkrieges, wobei durch die Kampfhandlungen eine geordnete Ausübung der Großwildjagd weitgehend unterbunden war. Faktisch wurde der militärische Konflikt in Deutsch-Ostafrika zwischen deutschen und alliierten Truppen allerdings noch bis 1918 ausgetragen, während die anderen deutschen Kolonialgebiete in Afrika bereits früher zur Aufgabe gezwungen waren (Zentner 1980, S. 19). Auf Grund der Bestimmungen des Versailler Vertrages mussten nach 1919 alle deutschen Kolonien abgegeben werden.

Ursprünglich war vorgesehen, die Untersuchung auf Großwildjagd im Gesamttraum Ostafrika, also unter Einschluss u.a. von Kenia und Uganda, auszudehnen und hierbei auch die Zeit der britischen Kolonialherrschaft nach 1918 bis etwa 1940 zu berücksichtigen (mit dem Ausbruch des 2. Weltkrieges ging eine gewisse Lähmung von Transport und Kommunikation zwischen Ostafrika und den wichtigsten Ländern in Europa sowie den USA einher).

Solch eine Ausdehnung hätte jedoch, wie eine erste Aufstellung der notwendigen Literatur offenbarte, den Umfang in forschungsökonomisch nicht unbedingt sinnvolle Dimensionen gesteigert. Auch hätte sich die Arbeit vermutlich weniger kompakt gliedern lassen und eine Erlangung von Quantität der Quellen wäre womöglich auf Kosten einer qualitativ-gründlichen Auswertung der Einzelquellen erfolgt. Nichtsdestoweniger wurde für die Einbettung der Arbeit selbstverständlich auch die internationale, insbesondere angelsächsische Literatur zu Kolonialgebieten außerhalb des seinerzeitigen Territoriums von Deutsch-Ostafrika mitberücksichtigt.

Strömungen aus mehr als nur einer Wissenschaftsdisziplin mussten in eine Untersuchung über Großwildjagd in Deutsch-Ostafrika mit einfließen.

Zum einen war die jagd- und verwaltungsrechtliche sowie wirtschaftliche Perspektive mit Anknüpfungen auch an Veterinärmedizin, Wild- und Waffenkunde, einzubeziehen. Aus dieser Perspektive ließ sich beispielsweise zeigen, welches Großwild in welchen Regionen Deutsch-Ostafrikas bevorzugt gejagt wurde, welche Berechtigungen für das Jagen gewährleistet sein sollten, welche jagdrechtlichen Einschränkungen im Hinblick auf Wildschutz und die Vermeidung ökologischer Schäden bestanden, welche Jagdformen praktiziert wurden (Organisation der Jagd, verwendete Waffen), und schließlich auch, inwieweit wirtschaftlicher Nutzwert aus der Jagd gezogen werden konnte (Veranstaltung geführter Jagden, Safaris, Verwertung bzw. Ausfuhr von Fleisch, Trophäen, Fellen, und exponierten Tierbestandteilen wie etwa Elfenbein, Hörnern etc.).

Informationen zu den jagd- und verwaltungsrechtlichen sowie wirtschaftlichen Gegebenheiten sind dabei vorrangig in „amtlichen“, „halbamtlichen“ oder standesrechtlichen Publikationsorganen enthalten. Zu nennen sind hier beispielsweise die Veröffentlichung des Reichs-Kolonialamtes zu ‚Jagd und Wildschutz in den Deutschen Kolonien‘, hrsg. vom Reichs-Kolonialamt (1913), sowie die fortlaufenden Berichte und Diskussionsabschriften der ‚Wildschutz-Kommission der Deutschen Kolonial-Gesellschaft‘.

Zum zweiten ist eine Thematik wie ‚Großwildjagd in Deutsch-Ostafrika‘ natürlich auf das Engste mit sozialwissenschaftlichen, psychologischen und kolonialgeschichtlichen Faktoren verknüpft. *Exemplarisch* für die letztgenannte Perspektive sind die Einlassungen von Almut Lemke aus ihrer 2000 realisierten Studie über Imaginationen kolonialer ‚Helden‘ am Beispiel westlicher Großwildjäger in Afrika:

„Die ritualisierte Großwildjagd in den Kolonien in Afrika bot nicht nur den Sport, den die Kolonisateure suchten, sondern gleichzeitig auch die Möglichkeit, die eigene Dominanz und Macht gegenüber den Kolonisierten aufrechtzuerhalten. Dies galt nicht nur für Kenia und die dortige britische Kolonialmacht zu Anfang diesen Jahrhunderts, [...] sondern in ähnlicher Form auch für andere Kolonien und deren Kolonialmächte sowie für amerikanische Großwildjäger in Afrika“ (Lemke 2000, S. 1).

Ob - wie Lemke an gleicher Stelle annimmt - ein wesentliches Motiv kolonialer Großwildjagd für die ‚weißen‘ Jäger darin lag, „sich der eigenen Männlichkeit, d.h. der eigenen vermeintlichen Überlegenheit gegenüber den Afrikanern, den ‚Wilden‘, aber auch gegenüber der Natur, der ‚Wildnis‘, zu versichern“, und diese Versicherung auch mittels der Jagdphotographie zum Ausdruck zu bringen, sei zunächst einmal dahin gestellt (im weiteren Verlauf der Arbeit wird auf diese Aspekte noch einmal eingegangen).

Auf jeden Fall kann man der Autorin darin folgen, dass dergleichen psychologische Beweggründe auch kennzeichnend für einige der Beteiligten an Großwildjagden in Deutsch-Ostafrika im Zeitraum 1891-1916 gewesen sein mögen.

Neben den Individuum-zentrierten Motiven könnte sich in eben dieser Großwildjagd beziehungsweise in der Berichterstattung darüber aber auch das Motiv ausgedrückt haben, Überlegenheit deutscher Organisation und deutscher Außenverwaltung im Vergleich mit den Kolonialmaßnahmen anderer Nationen darzulegen - gemäß dem damals verbreiteten, deutscher Kolonialpolitik zu Grunde liegenden Motto "Am deutschen Wesen soll die Welt genesen".

Die Durchsicht des vorliegenden, von deutschen Großwildjägern beziehungsweise jagdbeteiligten Angehörigen der deutschen Kolonialverwaltung in Deutsch-Ostafrika oder diesen nahe stehenden Personen publizierten Materials lässt zumindest einige Indizien für die Angemessenheit der letztgenannten sozialwissenschaftlich-kolonialgeschichtlichen Hypothese erkennen (es sei hier stellvertretend auf folgende Erlebnisberichte verwiesen: Hans Aschenborns 1925 erschienenes Werk 'Die Farm im Steppenlande. Elf Jahre Farmerleben und Jagd in Afrika', Heinrich Foncks 'Deutsch-Ost-Afrika. Eine Schilderung deutscher Tropen nach 10 Wanderjahren' aus dem Jahre 1910, sowie Hans Paasches 'Im Morgenlicht - Kriegs- und Jagderlebnisse in Ostafrika' von 1907).

Mithin dürfte das Bestreben nach Ausdruck nationaler beziehungsweise wesensmäßiger Überlegenheit auf dem Wege von Jagdorganisation im Speziellen und von Schulwesen, Verwaltung etc. im Allgemeinen gewiss kein deutsches,

sondern ein alle im 19. und 20. Jahrhundert aktiven Kolonialmächte kennzeichnendes Phänomen gewesen sein (Osterhammel 1995).

Bei der Beschäftigung mit solch einem Bestreben bestand im Übrigen das nicht unerhebliche Risiko, in mehr oder minder konformistische Platitüden abzugleiten (wer Indizien für Chauvinismus sucht, wird stets fündig werden) - so ließ sich im Kontrast zu den voran gegangenen Ausführungen beispielsweise an Hand der Literatur belegen, dass die britischen Jagd- und Wildschutzrichtlinien von der deutschen Kolonialverwaltung Tanganjikas als vorbildlich bezeichnet wurden; ihnen wurde mithin Modellcharakter für eigene jagdbezogene Gestaltungsmaßnahmen zugebilligt. Der deutsche Kaiser Wilhelm II. selbst war es, der forderte, "Jagdverordnungen für alle unsere Kolonien nach dem bewährten Beispiel der englischen Jagd und Jagdschutzverordnungen zu gestalten" (zit. gemäß der Wildschutz-Kommission der Deutschen Kolonial-Gesellschaft 1912, S. 2).

Viele sozialwissenschaftliche, psychologische und sozial-/kolonialgeschichtliche Aspekte zur Großwildjagd in Deutsch-Ostafrika ließen sich aus der wissenschaftlichen Hintergrundliteratur, vor allem aber - wie bereits angeklungen sein sollte - auch aus (Auto)Biographien, Reisebeschreibungen, sowie Erlebnisberichten, zeitgenössischen Zeitungsberichten etc. extrahieren.

Auch nach 1916 erschienene Erinnerungen und Denkschriften konnten heran gezogen werden - zum Beispiel hatte sich Heinrich Schnee, der letzte Gouverneur Deutsch-Ostafrikas, in seinen posthum erschienenen Erinnerungen auch mit der Großwildjagd in „seiner“ Kolonie befasst.

Während die Auseinandersetzung mit den eingangs genannten, „amtlichen“ und „halbamtlichen“ Materialien zu Großwildjagdgebieten, -recht und -wirtschaft Deutsch-Ostafrikas eher deskriptiven, quellenausschöpfenden Charakter haben sollte, war der Herangehensweise im Falle der (Auto)Biographien, Reisebeschreibungen etc. primär interpretativer Charakter zugeordnet (hermeneutische Herangehensweise).

Daraus resultierte ein zweigliedriger Aufbau der Arbeit in einen deskriptiv-quellenerschöpfenden (Kap. 3) und einen interpretativ-hermeneutischen Block (Kap. 4-6).

Der erste Block wird dominiert von der Darlegung der Fakten, Zahlen und rechtlichen Bestimmungen zur Großwildjagd in Deutsch-Ostafrika, der zweite Block von der Interpretation des Jagdgeschehens aus sozialwissenschaftlicher und sozial-/kolonialgeschichtlicher Perspektive. Die Untersuchungshypothesen sind soziologisch, psychologisch und sozialgeschichtlich geprägt und werden sich im Wesentlichen auf den zweiten Block beziehen.

Ohne den weiteren inhaltlichen Darlegungen voraus greifen zu wollen, dürfte es zum besseren Verständnis der Untersuchungsziele sinnvoll sein, bereits an dieser Stelle kurz die sozialwissenschaftlichen Kernhypothesen vorzustellen, die sich aus der bis zur Gegenwart veröffentlichten wissenschaftlichen Hintergrundliteratur ableiten ließen.¹

Erwartet wurde, dass sich die in der wissenschaftlichen Literatur zur kolonialen Großwildjagd vorgestellte Typographie des 'White Hunters' (Herne 1999) auch am Beispiel der Großwildjagd in Deutsch-Ostafrika aufzeigen lassen würde, ferner, dass das Jagdgeschehen in Deutsch-Ostafrika - wenigstens für einige Beteiligte - im Kontext eines gewissen 'Männlichkeitskultes' (MacKenzie 1988) stattfand und schließlich in Teilbereichen auch als Ausdruck (nationaler) kultureller Überlegenheit über die kolonisierte Kultur fungierte (Osterhammel 1995). Zudem wird die Hypothese vertreten, dass sich die aktuelle, von dem Historiker, Soziologen und Jagdforscher Edward Steinhart u.a. für den Bereich des britischen und frankophonen Afrikakolonialismus aufgezeigte Phasenfolge vom 'Pioneer Hunter' (primär Erlebnisorientierung) zum 'Settler Hunter' (nutzwertbezogene, konventionellere Jagdorientierung) zumindest ansatzweise auch für die Jahre 1891-1916 in Deutsch-Ostafrika nachweisen lassen würde.

¹ Insgesamt ist die geplante Untersuchung jedoch explorativ angelegt, d.h. spezifische Untersuchungshypothesen standen nicht im Mittelpunkt des Interesses, sondern vielmehr die in der Folge (s. Kap. 2) erörterte 'Kontextualisierung' des untersuchten Jagdgeschehens anhand soziologisch-psychologischer Inhaltskategorien.

2. Untersuchungsmethodik und Vorgehensweise

Zwecks Zusammenstellung des Untersuchungsmaterials wurde in verschiedenen Bibliotheken, Instituten und Archiven nach entsprechender Literatur, Drucksachen und Photographien etc. für die Untersuchung geforscht. Zu nennen sind dabei insbesondere:

- das Deutsche Institut für Tropische und Subtropische Landwirtschaft G.m.b.H., Witzenhausen bei Kassel (ergiebige Bibliothek zur Kolonialgeschichte - Hinweis: in dieses Institut ging die ehemalige Reichs-Kolonialschule 'Wilhemshof zu Witzenhausen' nebst Archivbeständen ein).
- Aktenbestand R 1001 des ehemaligen Reichs-Kolonialamtes, geführt und einsehbar im Bundesarchiv Berlin.
- Deutsch-Ostafrikanische Zeitung, im gleichnamigen Zeitungsverlag (Daressalam) auch hrsg.: „Jagdhandbuch für Deutsch-Ostafrika: auf Grund aml. Quellen bearb.“, 1912 (Standort: Univ.-Bibl. Frankfurt am Main).
- Kolonialbibliothek Frankfurt am Main (Literatur zumeist nur über Lesesaal verfügbar).
- Institut respektive Institutsbibliothek für Afrikanistik der Kölner Universität. Reichhaltiger Fundus auch an spezifischer Literatur zur Kolonialgeschichte Deutsch-Ostafrikas, Primärliteratur (Veröffentlichungen von Beteiligten und Zeitzeugen der damaligen Großwildjagden in Deutsch-Ostafrika: Reiseberichte, Erinnerungen etc.) und auch umfangreiche wissenschaftliche Hintergrundbeziehungsweise Sekundärliteratur.
- Veröffentlichungen der Archivschule Marburg / Institut für Archivwissenschaften (Das Deutsch-Ostafrika-Archiv, hier auch: 'National Archives of Tanzania - Guide to the German Records').

Das Deutsche Jagdmuseum in München erwies sich ebenso wenig als ergiebig wie die Missionsarchive ('Weiße Väter'), in denen sich zwar Verweise auch auf das Jagdgeschehen finden, die jedoch so marginal sind, dass daraus kein wirklicher Erkenntnisgewinn hervorgehen kann. Eine Recherche in dem interessanten 'Museum für Geschichte und Kultur der ehemaligen Deutschen Schutzgebiete' fand ebenfalls statt, jedoch ohne neue Hinweise auf weitere Quellen zu erbringen - die Recherche wurde zudem dadurch erschwert, dass die

dortige Forscherpersönlichkeit Reinhold Siebentritt (von ihm stammt auch eine themenbezogene Schriftenreihe) leider bereits verstorben ist.

Die entscheidende Frage, ob überhaupt eine ausreichende und heterogene Literaturdecke zur Untersuchung vorliegt, konnte *eindeutig* bejaht werden. Neben üblichen Verlagsveröffentlichungen und „amtlichen“ Materialien handelt es sich teils auch um Archivalien in Form von Schriftwechseln, Photographien und dergleichen.

Methodische Bemerkungen zum interpretativen Vorgehen: Zur Interpretation der Reise- und Erfahrungsberichte, Erinnerungen, zeitgenössischen Zeitungsartikel etc. wurde in Anlehnung an die Inhaltsanalyse für textliche Dokumente vorgegangen (z.B. Merten 1995, Mayring 2000). Die Interpretation erstreckte sich zumeist auf die textlichen Dokumente, zum Teil aber auch auf bildliche Darstellungen/Jagdphotographien, die ja oftmals „bezeichnender“ sein können als ganze Textpassagen.

Abgezielt wurde:

- auf die Herausfilterung abgrenzbarer Inhaltskategorien, um die verschiedenen Hauptmotive der Jäger/Jagdbeteiligten und die entsprechenden Situationsparameter exemplarisch darzustellen (Analysemoment der so genannten „Verdichtung“);
- gleichwohl aber auch auf eine möglichst „repräsentative“ Abdeckung der mit der Jagd verbundenen Erlebniswelten und Situationsbewertungen, um eine aussagekräftige, inhaltlich valide Darlegung des 'Phänomens' Großwildjagd in Deutsch-Ostafrika 1891-1916 zu erreichen (Analysemomente: Inhaltsvalidität, differenzierte Abdeckung des Inhaltsspektrums).

Ziel des interpretativen Vorgehens war die sozialwissenschaftliche „Kontextualisierung“ der Großwildjagd in Deutsch-Ostafrika im Untersuchungszeitraum 1891-1916. Solch ein Ziel - Kontextualisierung - stellte sich beispielsweise auch Lemke (2000, S. 2) bei der Interpretation der Jagdphotographien und Trophäensammlungen westlicher Großwildjäger im kolonialen Afrika.

3. Großwildjagd in Deutsch-Ostafrika 1891-1918: Strukturelle Rahmenbedingungen und allgemeine Deskription von Jagd, Jagdrecht und Jagdwirtschaft

3.1 Deskription der historisch-politischen, geographischen, infrastrukturellen und rechtlich-wirtschaftlichen Rahmenbedingungen

3.1.1 Historisch-politische Rahmenbedingungen

3.1.1.1 Ursprünge der Kolonisation Deutsch-Ostafrikas

In Folge imperialistischer Bestrebungen der europäischen Mächte im Laufe des 19. Jahrhunderts hatte die als Kolonisation bezeichnete Inbesitznahme und Beherrschung verschiedener außereuropäischer Regionen stattgefunden (Schmidt 1989). In ganz Europa zeigte sich in den letzten drei Dekaden des 19. Jahrhunderts eine Art von Kolonialfieber, gleichsam ein „Wettrennen“ um Kolonialbesitz:

„Großbritannien, dessen Stellung als Kolonialmacht bisher nahezu unangefochten galt, sah sich nun einer Vielzahl von Konkurrenten ausgesetzt, allen voran Frankreich. Aber auch die neuen Nationalstaaten, Deutschland und Italien, wollten nicht beiseite stehen und sich ihren Anteil an der Masse rechtzeitig sichern. Rasches Handeln war deshalb seit dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts das Gebot der Stunde, und ein zuvor noch unvorstellbares Tempo gab jetzt auch der Kolonialpolitik ihr charakteristisches Gepräge“ (Winzer 1985, S. 49).

Der deutsche Reichskanzler Fürst Otto von Bismarck (1815-1898) stand direkten staatlichen Anstrengungen zur Kolonisation überseeischer Gebiete in den Anfangsjahren seiner Amtszeit (ab 1871) eher skeptisch gegenüber und favorisierte zunächst Kolonialgesellschaften, die nach dem Muster britischer und niederländischer Handelskompanien - auf der Basis staatlich gewährter Privilegien - die Kontrolle und Verwaltung von überseeischen Territorien übernehmen sollten.

Eine Positionsänderung² vollzog Bismarck jedoch 1884, als er die afrikanischen Besitznahmen des Bremer Kaufmannes Adolf Lüderitz (1834-1886) als nunmehr

² Deren Gründe, die u.a. innenpolitischer Natur waren (Bestrebungen zu nationaler Identifikation), werden unter 3.1.1.2 noch näher erläutert.

dem direkten Schutz des deutschen Reiches unterstehend deklarierte (so genanntes deutsches Schutzgebiet). Lüderitz hatte 1883 im südwestafrikanischen „Niemandland“ Verträge mit Eingeborenen zur Landübereignung abgeschlossen, welche die Geburtsstunde der ersten deutschen Kolonie, Deutsch-Südwestafrika, bedeuteten (Winzer 1985, S. 49 f.).

In ähnlicher Weise wurden in der Folge auch Kamerun und Togo zu deutschen Schutzgebieten gemacht, was mit dem Einverständnis von Großbritannien und Frankreich geschah (in einer Art von Tauschhandel hatte hierbei Deutschland auf Ansprüche gegen das Territorium Nigerias verzichtet).

Die Ursprünge Deutsch-Ostafrikas gehen auf das Wirken von Dr. Carl Peters (1856-1918, Abb. 1), eines deutschen Kolonialpolitikers, zurück, „der durch längeren Aufenthalt in England Gelegenheit hatte, die kolonialen Bestrebungen der Engländer, wie den außerordentlichen Nutzen, den sie aus ihren Kolonien zogen, eingehend kennen zu lernen“ (Schmidt 1898, S. 4).



Abb. 1: Dr. Carl Peters (Quelle: Schmidt 1898, S. 5)

Bei Carl Peters soll es sich um eine zwar dynamische, aber zuweilen auch höchst bizarre Persönlichkeit gehandelt haben, die anfangs mit beruflichen Widrigkeiten beziehungsweise Erfolglosigkeit konfrontiert war und sich häufiger in Rechtsstreitigkeiten verwickelt sah (Hallgarten 1963, S. 354).

1884 gründete Peters in Berlin die Gesellschaft für deutsche Kolonisation, 1885 erfolgte unter seiner bestimmenden Mitwirkung die Gründung der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft (DOAG). Die Träger der DOAG waren zunächst primär mittelständische und kleinbürgerliche Kreise, deren finanzielle Mittel sich jedoch nicht als ausreichend erwiesen, so dass sich – unter Vermittlung des Reichskanzlers v. Bismarck – 1887 auch Großunternehmen und Banken in die Trägerschaft einbrachten (Winzer 1985, S. 90).

Der sehr tatkräftige Peters begab sich nach Deutsch-Ostafrika³ (in Anlehnung an die Sprache der eingeborenen Stämme als Tanganjika bezeichnet) und konnte dort 1884/85 – ähnlich wie Lüderitz in Deutsch-Südwestafrika – durch Verträge mit den ansässigen Stammeshäuptlingen weite Gebiete erwerben. Durch die Verträge unterstellten sich die jeweiligen Häuptlinge dem Schutz der DOAG beziehungsweise deren Rechtsnachfolgern und traten die Gebiete mit allen Hoheitsrechten ab (Obst und Kloster 1913, S. 449 ff.). Die Rechtsnatur der für die ostafrikanischen Territorien abgeschlossenen Verträge charakterisierte Rochus Schmidt, ein Begleiter von Carl Peters und späterer Kompanieführer der kaiserlichen Schutztruppe, unverhohlen wie folgt:

„Die Häuptlinge (...) waren gegen gute Worte und Geld, das ist in diesem Falle also Geschenke und Tauschartikel, gerne bereit, einen Vertrag, dessen Bedeutung sie ja nicht annähernd verstanden, abzuschließen und sich mit ihrem Gebiet unter deutschen Schutz zu stellen. Sie unterschrieben die Verträge mit einzelnen Krähenfüßen“ (Schmidt 1898, S. 28 f.).⁴

³ Es wurden in deutschen und britischen Zeitungen absichtlich verzerrte Informationen über die Ziele des von Peters geführten Expeditionskorps lanciert, um nicht die Interessen von „Wettbewerbern“ am Tanganjika-Territorium zu wecken; die Anreise von Peters an die ostafrikanische Küste sollte möglichst geheim gehalten werden (Schmidt 1898, S. 6 f.).

⁴ An gleicher Stelle weist Schmidt allerdings darauf hin, dass einige Häuptlinge auch sehr misstrauisch gewesen seien und erst eine Ratsversammlung mit ihrer Stammesgruppe abhielten; auch sie hätten aber letztlich den angebotenen Geschenken nicht widerstehen und für die – stets feierlich-pompöse – Vertragsunterzeichnung gewonnen werden können.

Die Funktion der Verträge lag nach Schmidt (1898, S. 19) primär in einer formellen Absteckung kolonialer Einflussphären, wobei sich die Vorgehensweise der verschiedenen Kolonialmächte offenkundig kaum unterschied:

„Ich habe bereits betont, daß ein hoher Wert in diesen Verträgen nicht lag, immerhin waren sie notwendig, bildeten sie doch infolge der ungeordneten afrikanischen Verhältnisse die alleinige Grundlage unseres Rechts in Afrika, auf welcher die spätere Abgrenzung unserer Interessensphäre erfolgte. Sie dienten den einzelnen europäischen Regierungen als Ausweis für die Ausbreitung der Interessen der einzelnen Nationen.

Die Erwerbungen von Carl Peters, für welche die deutsche Reichsregierung 1885 einen kaiserlichen Schutzbrief ausstellte, bildeten den Kern der Kolonie Deutsch-Ostafrika, die sich durch zusätzliche Besitznahmen von Carl Peters formierte (1888: Überlassung des Küstengebietes von Tanganjika durch vertragliche Abmachung zwischen dem Sultan von Sansibar und der DOAG).

Die seit den Jahren 1885/86 zunehmende Festigung der Stellung der DOAG in Deutsch-Ostafrika und Besitzstandssicherung wurde außenpolitisch durch das so genannte ‚Londoner Abkommen‘ vom 1.11.1886 unterstützt, in dem auch Großbritannien die Verfügungsgewalt der DOAG in dem entsprechenden Territorium anerkannte.

Weiter gehende Erwerbsinteressen von Peters, der 1889/90 auch die Besitznahme Ugandas anstrebte, wurden durch übergeordnete diplomatisch-politische Interessen abgeblockt (so genannter „Helgoland-Vertrag“ zwischen dem deutschen Reich und Großbritannien, der einen Interessenausgleich auf dem afrikanischen Kontinent unter Verzicht Deutschlands auf Ansprüche in Uganda, Botswana und an der Somaliküste beinhaltete) (zu detaillierteren Informationen s. auch Gründer 1991).

Ohne die aktive militärisch-administrative Unterstützung durch das deutsche Reich hätte die DOAG in Deutsch-Ostafrika keinen nennenswerten Einfluss ausüben können. Bereits im Jahre 1888 konnte ein Aufstand der eingeborenen Bevölkerung nur mit Hilfe kaiserlicher Truppen niedergeschlagen werden (s. 3.1.4.1). In der Folge trat die DOAG „die ihr zuvor gewährten Hoheitsrechte an die Reichsregierung wieder ab, blieb aber auch künftig an der wirtschaftlichen

Ausbeutung der seit 1891 bestehenden Kolonie Deutsch-Ostafrika beteiligt“ (Winzer 1985, S. 90).

Nachdem das deutsch-ostafrikanische Territorium 1891 unter die direkte Kolonialverwaltung des deutschen Reiches gestellt worden war, wurde Peters zunächst zum Reichskommissar für das Kilimandscharogebiet ernannt. Bereits 1892 kehrte er, wohl auch angesichts der Tatsache, dass seine ursprüngliche Initiativkraft durch die neuen organisatorischen Entwicklungen gehemmt wurde, wieder nach Deutschland zurück.

Dort hatte er sich wegen schwerer Vorwürfe, unter anderem Untreue und Willkür gegenüber der lokalen Bevölkerung, zu verantworten, was 1897 zu seiner Entlassung aus dem Staatsdienst führte. Im Jahre 1914 wurde Peters, der die Vorwürfe stets bestritten und eine langwierige Beweisführung zur Entkräftung der ihm zur Last gelegten Delikte eingeleitet hatte, rehabilitiert (Müller 1959, Winfield 1972, Gann und Duignan 1977).

3.1.1.2 Begründung der Kolonisation

Eine einheitliche Definition dessen, was unter Kolonie zu verstehen ist, erscheint durchaus möglich, während die Motive und Interessenlagen bei der Gründung von Kolonien und ihrer Nutzung recht heterogen sein konnten, wie in der Folge zu zeigen sein wird.

Osterhammel (1995, S. 16) definiert Kolonie als ein durch Invasion (Eroberung, Besiedlung⁵) „in Anknüpfung an vorkoloniale Zustände neu geschaffenes politisches Gebilde, dessen landfremde Herrschaftsträger in dauerhaften Abhängigkeitsbeziehungen zu einem räumlich entfernten ‚Mutterland‘ oder

⁵ Dieser Besiedelung können – im friedlichen Falle – entsprechende Landübereignungsverträge voraus gegangen sein, wie sie auch am Anfang der von Peters eingeleiteten Kolonisation Deutsch-Ostafrikas standen.

imperialen Zentrum stehen, welches exklusive ‚Besitz‘-Ansprüche auf die Kolonie erhebt“.

Eine häufig anzutreffende Begründung für Kolonisationsbestrebungen lag in wirtschaftlichen Überlegungen (Wertschöpfung in vereinnahmten Gebieten, Handel etc.).

Diese Aussage wird auch dadurch unterstrichen, dass es sehr häufig Händler und Kaufleute waren, die sich als Mitglieder in dem 1882 gegründeten ‚Deutschen Kolonialverein‘ eingefunden hatten (dieser wurde 1887 mit der ‚Gesellschaft für deutsche Kolonisation‘ zur ‚Deutschen Kolonialgesellschaft‘ DKG verschmolzen).

Eine Durchsicht der DKG-Presseorgane ‚Deutsche Kolonialzeitung‘ und ‚Koloniale Monatsblätter‘ lässt durchaus die damals offenbar recht verbreiteten Befürchtungen erkennen, Deutschland könne durch Versagen im „Wettlauf“ um überseeische Kolonien drastische wirtschaftliche Nachteile erleiden (etwa Nichtverfügbarkeit wichtiger Rohstoffe und Importwaren, Abhängigkeit von Lieferungen aus Einflussphären anderer Kolonialmächte, besonders Großbritanniens).⁶

Die folgenden Auszüge aus dem erstmals 1914 publizierten „Wegwort“ der Gesellschaft für kolonialen Fortschritt sind in diesem Zusammenhang bezeichnend:

„Jedes Volk, das auf die Einfuhr von Gütern angewiesen ist, die in unterentwickelten, der vollen Selbstregierung noch entbehrenden Gebieten gewonnen werden, hat ein Anrecht darauf, solche Gebiete in angemessenem Umfang zu erschließen und zu verwalten. (...) Die Anerkennung dieser Rechte ist eine der wichtigsten Voraussetzungen des Weltfriedens; ihre Vorenthaltung hemmt die Entwicklung der Menschheit“ (Gesellschaft für kolonialen Fortschritt 1922, S. V).

Insgesamt dürften allerdings in jener Zeit, gegen Ende des 19. und zu Anfang des 20. Jahrhunderts, die wirtschaftlichen Argumente für eine Kolonisation und insbesondere die Frage einer Rohstoffabhängigkeit übersteigert dargestellt worden sein (zeitgenössische Kolonialliteratur, allgemeine Presse). Die

⁶ Die allmählich herauf ziehende Konfrontation zwischen Deutschland und den anderen europäischen Großmächten nach dem Ende der Amtszeit des Reichskanzlers v. Bismarck (1890), der sich - im Unterschied zu der von Wilhelm II. gestalteten deutschen Außenpolitik in den Folgejahren - stets geschickt für einen defensiv-diplomatischen Interessenausgleich v.a. mit Großbritannien eingesetzt hatte, um einer Isolierung Deutschlands vorzubeugen (vgl. Pflanze 1963), tat ihr Übriges zu solch einer Sichtweise.

Anfangsphase deutscher Kolonisation hob sich hiervon durch einen pragmatisch-außerökonomischen Charakter ab.

Der Expansionismus in dieser Phase beruhte nicht auf ausgeprägtem wirtschaftlichen Antrieb, sondern zielte vielmehr auf den Erwerb von Kompensationsobjekten, auf nationale Integration (Reichstagswahlen 1884) und eher randständig auf eine Absicherung hinsichtlich wirtschaftlicher Wachstumsprobleme (Smith 1974, Wehler 1984).

Tatsächlich erwiesen sich die konjunkturellen Effekte der Expansion in Übersee auf die deutsche Wirtschaft als eher gering – insbesondere bei einem Abgleich des volkswirtschaftlichen Nutzwertes der Kolonien mit den tatsächlich auftretenden Kosten in Form von Bereitstellung administrativer und militärischer Mittel etc. (Aufwand für die Erschließung, Verwaltung und Sicherung der Gebiete, oder etwa für kriegerische Verwicklungen bei der Niederschlagung von Aufständen).

Hauptmotive für die deutschen wie auch Kolonisationsbestrebungen anderer europäischer Mächte im ausgehenden 19. Jahrhundert waren weniger ökonomisch, als vielmehr ‚sozialimperialistisch‘ geprägt (vgl. auch Canis 1999, Timm 2001): Vor diesem Hintergrund hatte Kolonisation die Funktion, außenpolitische Prestigegegewinne zu ermöglichen und - gleichsam als nationales Identifikationsgeschehen – eine Stabilisierung nach innen zu gewährleisten (Westphal 1992).

Die Kolonisation als von nationalen Motiven geprägte Aufgabe ging in weiten Teilen auch mit einem gewissen ‚Sendungsglauben‘ und dem Bewusstsein der kolonisierenden Mächte, in den betreffenden Gebieten ‚Ordnung stiften‘ zu müssen, einher (Osterhammel 1995, S. 112 ff.). Den angestammten Einwohnern in den Kolonien wurde oftmals eine inferiore Andersartigkeit zugeschrieben, wobei teils sogar rassenideologische Positionen zum Tragen kamen. Solch eine Position vertrat im Jahre 1900 beispielsweise der renommierte – seiner Zeit als liberal und humanistisch geltende – britische Philologe und Altertumswissenschaftler Gilbert Murray (1866-1957):

„Es gibt in der Welt eine Hierarchie der Rassen (...). Jene Nationen, die mehr verzehren, höhere Ansprüche stellen und besseren Lohn erhalten, werden die anderen anleiten und beherrschen, und die niedrige Arbeit in der Welt wird auf lange Sicht von den niederen Menschenrassen [the lower breeds of men] getan werden. Dies dürfen wir Angehörige der herrschenden Hautfarbe als selbstverständlich betrachten“.

Gestützt auf dergleichen Positionen wurden denn auch den Eingeborenen in vielen Kolonien charakterologische Attribute wie „faul, verschlagen, grausam, verspielt, naiv, sittenlos, doppelzünftig, unfähig zu abstraktem Denken, impulsiv usw.“ zugeschrieben (Osterhammel 1995, S. 114).

Diese Zuschreibungstendenzen waren für alle Kolonialmächte im 19. und 20. Jahrhundert gegeben (Mnacakanjan 1981).

Versucht man die Beweggründe der in das Kolonialgeschehen involvierten ‚Männer der ersten Stunde‘, etwa Carl Peters oder – auf britischer Seite – Cecil Rhodes⁷ (1853-1902), zu erschließen, so spielten neben nationaler Identifikation nicht zuletzt Abenteuerlust und Entdeckerdrang eine nicht unerhebliche Rolle (Winfield 1972). Den an der Kolonisation Deutsch-Ostafrikas maßgeblich beteiligten Peters vorrangig als „Abenteurer“ (Brehme und Kramer 1985, S. 413) zu bezeichnen, erscheint insofern gar nicht vermessen.

Zwischen Kolonisatoren wie Peters und Rhodes und jenen spanischen ‚Conquistadores‘ des späten 15. und 16. Jahrhunderts, deren Abenteuer- und Eroberungsdrang der geniale jüdische Schriftsteller Stefan Zweig (1881-1942) in seinen „Sternstunden der Menschheit“ (1927) so anschaulich beschrieb, mag man – was die jeweiligen persönlichkeitspezifischen Grundstrukturen anbelangt - durchaus Parallelen ziehen.

Wie im weiteren Verlauf der Arbeit zu zeigen sein wird, liegen dergleichen Parallelen auch hinsichtlich der kolonialen ‚Pioneer Hunters‘ nahe.

Unbeschadet solcher psychodynamischen Erklärungsmuster lagen gemäß der Analysen von Winzer (1985, S. 10) in pragmatischer Hinsicht Begründungen für

⁷ Der Kolonialpolitiker und entschiedene Verfechter eines britischen Imperialismus Cecil Rhodes entstammte eine wohlgeordneten britischen Pfarrersfamilie, konnte sich jedoch mit einem entsprechend bürgerlichen Lebensweg nicht recht „anfreunden“. Er zog es vor, als junger Mann in den 1870er Jahren nach Südafrika zu gehen, wo er im Diamantengeschäft zu raschem Reichtum gelangte.

die Kolonisationsbestrebungen der europäischen Mächte neben der bereits thematisierten, aber im Endeffekt weniger bedeutenden Rohstofffrage („Wirtschaftskolonien“ zur kommerziellen Nutzung und Erschließung) auch in folgenden Überlegungen:

- Kolonien sollten als „Herrschaftskolonien“ geopolitische und strategisch-militärische Bedürfnisse der Kolonialmächte befriedigen (diese Art von Kolonien entstand primär in dicht besiedelten Regionen mit alter Kultur; Beispiel: Britisch-Indien).
- Kolonien konnten auch der Verbringung abgeschobener Häftlinge, sozial unerwünschter Randgruppen etc. dienen (so genannte „Strafkolonien“; Beispiele: australisches Territorium New-South-Wales bis 1850; die „Teufelsinsel“ vor der Küste von Französisch-Guayana).
- Einigen Kolonien war zudem der Zweck zugeordnet, europäischen Auswanderern eine neue Heimat und wirtschaftlich prosperierende Existenzgrundlage zu bieten (so genannte „Siedlungskolonie“; Beispiel: noch bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts betriebene und vollends gescheiterte Ansiedlungsstrategie der französischen Kolonialmacht in Algerien zur Urbarmachung und Bewirtschaftung von großzügig Weißen zugeteilten Landparzellen).

Die Effektivität von Wirtschafts-, Herrschafts- und Siedlungskolonien hat sich – zusammenfassend betrachtet – nicht als sonderlich hoch erwiesen⁸. Im Zuge der Unabhängigkeitsbestrebungen in vielen Ländern der ‚Dritten Welt‘ nach dem zweiten Weltkrieg gingen die Herrschaftsansprüche und die Hegemonialstellung der vormaligen Kolonisatoren auf mehr oder minder gewaltsame Art und Weise unter (man denke nur an die dramatische Loslösung Indiens vom britischen Empire).

Dies bedeutet jedoch keineswegs, dass die früheren Kolonialmächte auf wirtschaftlich-politischer Ebene ihren Einfluss auf die früheren Kolonialgebiete und sich jetzt als unabhängig bezeichnenden Staatsgebilde völlig verloren hätten. Frühere Kolonialmächte wie etwa Frankreich üben beispielsweise noch auf einige Staaten Afrikas maßgeblichen Einfluss aus (Militärbündnisse, wirtschaftliche Kontrolle).

⁸ Einige Auswirkungen der letztlich gescheiterten Siedlungspolitik lassen sich bis in die unmittelbare Gegenwart nachweisen – man denke etwa an die in den Jahren 2000 bis 2001 mit fragwürdigem „Erfolg“ unternommenen Versuche gewisser, von ihrem diktatorisch regierenden Präsidenten Robert Mugabe nationalistisch „aufgehetzt“ und für dessen Machterhalt instrumentalisierter Kreise der schwarzen Bevölkerungsmehrheit, die letzten noch im ehemaligen Rhodesien (Simbabwe) verbliebenen weißen Siedler und Farmer zu enteignen und zu vertreiben.

3.1.1.3 Weitere Entwicklung Deutsch-Ostafrikas bis zum Ende des ersten Weltkrieges

In den Jahren als deutsches Schutzgebiet, vor allem in der Amtszeit des Gouverneurs v. Rechenberg zwischen 1906 (Niederschlagung des Maji-Maji-Aufstandes) und 1914, lag der Fokus auf der wirtschaftlichen Durchdringung Deutsch-Ostafrikas (Tetzlaff 1970; s. auch Kap. 3.1.4.2). Anders als sein Vorgänger, Oberst Freiherr v. Schele, vertrat v. Rechenberg erkennbar eine anthropologisch wertneutrale, nicht rassen- und nationengebundene Position und war bestrebt, auch schwarzen Eliten sowie Frauen Wahlrecht und politische Partizipation zu ermöglichen (Dülffer 1981, S. 467). Seine Bestrebungen wurden allerdings zum Teil durch Siedler, die eine Beeinflussung des Gouvernements über Kontakte mit den obersten Kolonialbehörden in Berlin betrieben, sowie durch die Wirtschaftsinteressen des Handels erschwert.

In Folge der Kampfhandlungen des ersten Weltkrieges, die auch Deutsch-Ostafrika erfassten, konnte sich die Kolonie ohnehin niemals richtig entwickeln (Winzer 1985, S. 173).

Während jedoch die anderen deutschen Kolonien bereits kurze Zeit nach Kriegsausbruch niedergeworfen wurden, konnte sich auf dem Tanganjika-Territorium die deutsche Hoheit (letzter Gouverneur: Heinrich Schnee) dank der herausragenden militärischen Fähigkeiten des Generals Paul v. Lettow-Vorbeck (1870 - 1964, Abb. 2) bis zum Kriegsende 1918 halten (Louis 1967). Afrikanische Soldaten und deutsche Truppenführung durch Unteroffiziere und Offiziere bildeten hierbei homogene und effektive Kampfverbände⁹, denen mithin selbst im angelsächsischen Raum noch Jahrzehnte später Respekt gezollt wurde¹⁰.



Abb. 2: v. Lettow-Vorbeck

⁹ Die Einbindung farbiger bzw. eingeborener Soldaten hatte sich bereits bei der Niederschlagung von Aufständen am Ende der 1880er Jahre bewährt (s. auch 3.1.4.1).

¹⁰ Exemplarisch sei hier auf den 1981 erschienenen, auf Dokumentarstudien beruhenden Roman „Der Löwe von Afrika“ (gemeint ist v. Lettow-Vorbeck) des ehemaligen britischen

Nach dem ersten Weltkrieg musste Deutschland auf Grund der Bestimmungen des Versailler Vertrages (1919) auf alle Kolonien verzichten.

Im Jahre 1920 wurde Großbritannien das Territorium des früheren Deutsch-Ostafrikas (ohne Ruanda und Burundi) als Mandatsgebiet des ‚Völkerbundes‘ zugesprochen. Faktisch übten dort jedoch die Briten in der Folgezeit die uneingeschränkte Hoheitsgewalt aus, wobei sie sich allerdings bis in die 1950er Jahre hinein mit der 1954 als antikoloniale Führungsorganisation gegründeten ‚Afrikanischen Nationalunion Tanganjikas‘ (aus der seit 1929 bestehenden ‚African Union of Tanganyika‘ hervor gegangen) auseinander zu setzen hatten.

Die Unabhängigkeit erreichte Tanganjika/Tansania am 9.12.1961 (Brehme und Kramer 1985, S. 414).

3.1.2 Geographisch-klimatische Gegebenheiten

3.1.2.1 Regionale Ausdehnung und territoriale Abgrenzung zu den Nachbarregionen

Deutsch-Ostafrika stellte die größte der deutschen Kolonien dar: Mit 995.000 Quadratkilometern erreichte dieses Territorium fast das Doppelte der Fläche des damaligen deutschen Kaiserreiches (560.000 Quadratkilometer).

Die Ausdehnung Deutsch-Ostafrikas erstreckte sich vom Indischen Ozean, zwischen dem zweiten und elften Breitengrad südlich vom Äquator, bis zu den großen Seen Zentralafrikas (Victoria-See im Nordwesten, Tanganjikasee als natürliche Grenze im Westen). Im Norden wurde die Kolonie von Britisch-Ostafrika begrenzt (heutige Territorien: Kenia, Uganda), im Westen und Südwesten von Belgisch-Kongo (heute: Zaire / Republik Kongo) und Nordrhodesien (heute: Sambia und Malawi). Im Süden beziehungsweise Südosten der Kolonie schloss sich Mocambique an (siehe Abb. 3, historische Karte Deutsch-Ostafrikas aus der Kolonialzeit).

Die Lokalisierung Deutsch-Ostafrikas, des heutigen Tansanias unter Einschluss der flächenmäßig kleinen Staaten Ruanda und Burundi im Nordwesten (jedoch

Kriegsberichtserstatters William Stevenson verwiesen. Dieses Werk birgt allerdings auch gewisse zynisch-rassistische Tendenzen (vgl. Dülffer 1983, S. 459).

ohne die Insel Sansibar), auf dem afrikanischen Kontinent, sowie die Abgrenzung des Gebietes durch die nach der Entkolonialisierung entstandenen Staatengebilde geht aus den Abbildungen 4 und 5 hervor¹¹.



Abb. 3: Karte Deutsch-Ostafrikas für das Jahr 1914 (Quelle: Zache 1922, S. 47)

¹¹ Z.T. wurden – obgleich es sich um Abbildungen aus deutschsprachigen Quellen handelt, leicht unterschiedliche Staatsbezeichnungen benutzt, etwa Tansania-Tanzania, Rwanda-Ruanda. In der vorliegenden Arbeit wird stets die im deutschen Sprachraum etablierte Form verwendet, zum Beispiel Tansania und Ruanda.

3.1.2.2 Topographie

Die Topographie des ehemaligen Deutsch-Ostafrikas lässt sich kennzeichnen durch eine schmale Küstenebene, an die sich eine stufenweise bis zu 2.000 Metern aufsteigende Hochebene anschließt.

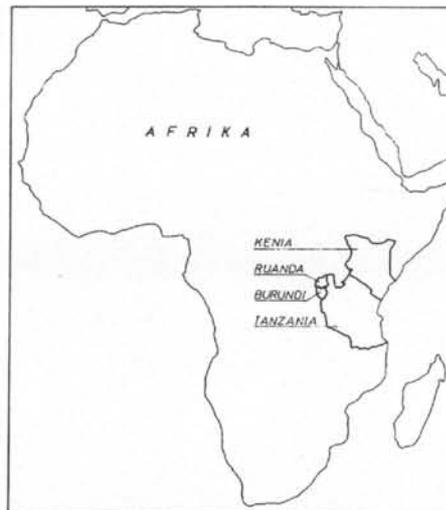


Abb. 4: Lokalisation des früheren Deutsch-Ostafrikas (Tansania) auf dem afrikanischen Kontinent (Quelle: Ströder 1993, S. 12)



Abb. 5: Das frühere Deutsch-Ostafrika (Tansania) und seine Nachbarstaaten nach der Entkolonialisierung (Quelle: Brehme und Kramer 1985, S. 408)

Zache (1922, S. 44) beschrieb die elementare Topographie Deutsch-Ostafrikas wie folgt:

„Den weitaus größten Teil bildet eine aus Urgestein bestehende Hochebene von 1.000 bis 1.500 m mittlerer Höhe, dem ein Küstenland vorgelagert ist, das sich vom Meere aus allmählich bis zu 500 m erhebt und im Norden der Kolonie nur etwa 30 km, im Süden zehnmal so breit ist. In diesem Vorlande haben von der ehemaligen Gneisdecke nur die festesten Kerne der Verwitterung getrotzt; so ragt im Zentrum das Ulugurumassiv zu mehr als 2000 m empor, und im Süden zwischen Massassi – hinter Lindi und Ssongea [s. hierzu auch Abb. 3; d. Verf.] – wandert man viele Tage lang durch eine Inselberglandschaft, die stellenweise so aussieht, als ob Riesen hier Dome oder Kirchtürme wie Spielzeuge aufgestellt hätten“.

Hinter der schmalen Küstenebene steigen die Plateaustufen stetig, aber zum Teil auch steil und unvermittelt hervor, wobei die „Gebirgsmauer“ teils durch enge Flusstäler zerklüftet wird, oder aber von breiten Ebenen durchsetzt ist. Insgesamt ist das Plateau, also die größte Fläche des ehemaligen Deutsch-Ostafrikas, durch Bergzüge und Schluchten vielfach zerklüftet. Zache (1922, S. 44) sprach der Plateaulandschaft „einen geradezu wildromantischen Gebirgscharakter“ zu.

Die höchsten Erhebungen der früheren deutschen Kolonie sind der Kilimandscharo mit 5895 Metern sowie der Meruberg mit 4567 Metern Höhe (Brehme und Kramer 1984, S. 407); beide Gebirgsformationen befinden sich im Nordosten des Gebietes (s. auch Abb. 3, Lokalisation: dritter Breitengrad südlich des Äquators, unmittelbar an der Grenze zu Britisch-Ostafrika).

Wichtig für die topographische Charakterisierung Deutsch-Ostafrikas sind schließlich noch die - zumeist inaktiven - Vulkangebiete und die drei großen vulkanischen Gräben, die das Gebiet durchziehen: der Njassagraben im Süden, der zentralafrikanische Graben im Westen, sowie das Grabenbruchgebiet westlich von Kilimandscharo und Meru.

Während die beiden erstgenannten Gräben im Wesentlichen von bis zu 700 Metern tiefen Seen und deren Zu-/Abflüssen ausgefüllt sind (Njassasee, Tanganjikasee, s. auch Abb. 3), weist der dritte Grabenbruch keine bedeutsamen Wasservorkommen auf seiner Sohle auf. Den dortigen, flächenmäßig geringvolumigen Gewässern wohnte auf Grund ihres hohen Natrongehaltes allerdings bereits in der Kolonialzeit wirtschaftliche Relevanz inne (s. Abb. 3,

unmittelbar an der Grenze zu Britisch-Ostafrika gelegener „Natronsee“ im Nordosten des Gebietes).

Die weitesten Bereiche des Innenlandes Deutsch-Ostafrikas konnten am Beginn der Kolonisation nur auf schmalen Fußpfaden durchquert werden, die allerdings für Kamele und Esel ungeeignet waren, so dass „der Eingeborene das beste Transportmittel“ darstellte (Schmidt 1898, S. 8).

3.1.2.3 Vegetationsbedingungen und klimatische Gegebenheiten

Die Vegetationsbedingungen und klimatischen Gegebenheiten des früheren Deutsch-Ostafrikas sind miteinander verquickt, oder wie es Zache (1922, S. 46) ausdrückte: „Die Vegetation des Landes ist ein Kind des Klimas“.

In den meisten Küstenstrichen, in denen die Flüsse Süßwasser in den Indischen Ozean leiten, finden sich auch heute noch ausgedehnte Mangrovenwälder. Den Küstenstrichen schließt sich eine wenige Kilometer breite Zone immergrünen Busches an, die auch mit Bäumen, u.a. den so genannten Leberwurst- (Kigelien) und Affenbrotbäumen (Adansonien) durchsetzt ist (Arning 1942, S. 61 ff.). Um die Wende zum 20. Jahrhundert waren Teile dieser aufsteigenden Zone allerdings bereits abgeholzt und durch Mango- und Kokoshaine ersetzt worden (Arning 1942, S. 61 ff.; Hassert 1909, S. 286 ff.).

An den Buschrändern setzt zunächst eine Graslandschaft ein, in der sich teilweise noch buschartige Einsprengsel finden und die – von einzelnen Bäumen und insbesondere Palmen bestanden – den Mischcharakter einer steppenartigen Parklandschaft aufweist. Die bis hierhin beschriebenen Regionen sind durchaus als regenreich zu kennzeichnen.

Die weiteren Vegetationsbedingungen bei einem Aufstieg ins Landesinnere charakterisierte Zache (1922, S. 48) sehr plastisch:

„Steigen wir höher hinauf in die regenarmen Landschaften, so nimmt die Steppe den Charakter des Trockenbusches an. Tagelang marschiert man durch grau in grau gehaltene, dornige und wegen der Dichtigkeit des Aufwuchses undurchdringliche Dornbüsche; je dichter der Busch, um so besser der Boden. Ist er

kiesig oder grantig, so stehen nur hier und da wunderliche Gewächse, denen man ansieht, daß ihr Dasein beruht auf der durch Anpassung erworbenen Fähigkeit Feuchtigkeit aufzuspeichern, also möglichst wenig durch Ausatmung abzugeben. Da liegen mächtige, meterdicke Globusse auf dem Boden, Akazien mit haarfeinen Fiederblättern zittern in der heißen Luft und der ‚Elefant unter den Bäumen‘, der Affenbrotbaum, findet mit seinen kompakten Maßen auch hier sein Fortkommen“.

Das Gebiet Deutsch-Ostafrikas weist großflächige Grassteppen mit Wildbeständen, die in riesigen Herden beziehungsweise Rudeln anzutreffen waren, auf. Der Steppenbewuchs, teils mannshohe Gräser und Stauden, zeigt sich nur in der wenige Wochen umfassenden Regenzeit ergrünt und „saftig“, ansonsten gelbgefärbt in der Art eines wild wuchernden Kornfeldes (s. auch Abb. 6).

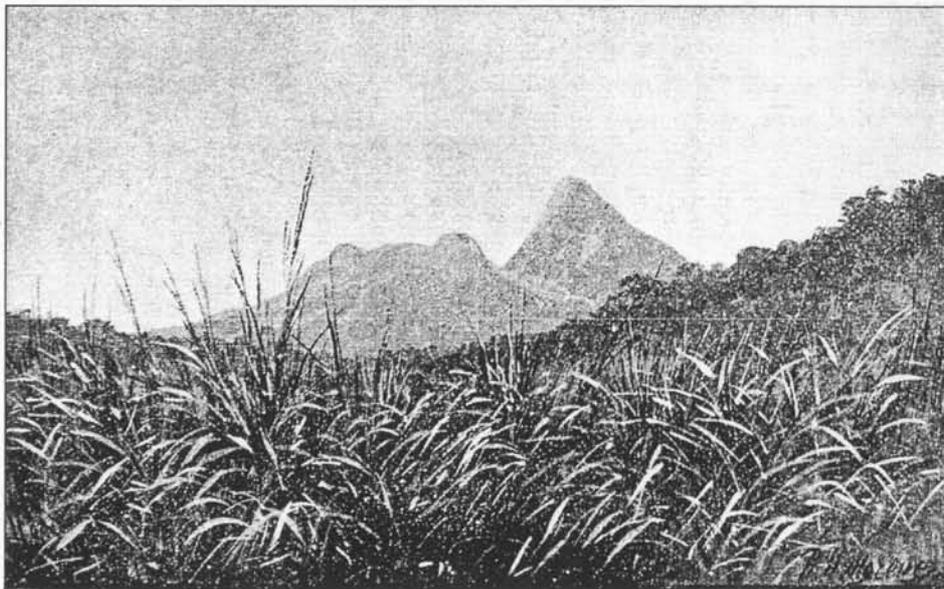


Abb. 6: Deutsch-ostafrikanische Steppenlandschaft vor Gebirgsausläufern
(Quelle: Schmidt 1898, S. 26)

Kennzeichnend für das Gebiet sind aber auch ausgedehnte Miombowälder (weitgehend unterholzlose Akazienwälder); riesige, zur Durchquerung Wochen lange Märsche erfordernde Miombowälder erstrecken sich v.a. im Süden, in etwa auf Breite der Orte Ssongea und Lindi (Zache 1922, ebd., s. auch Abb. 3, Kap. 3.1.2.1).

Arning (1942, S. 62 f.) beschrieb in seinen Erinnerungen an Deutsch-Ostafrika die in Anbetracht kaum vorhandenen Unterholzes gut zu durchwandernden Miombowälder, die immer wieder von Freiflächen aufgelockert werden, sehr anschaulich und zog dabei Parallelen mit harmonischen Parklandschaften:

„In den Miombowäldern (...) erreicht das Gras im allgemeinen nur eine Höhe von etwa einem Meter, so daß man, wenn man durch dieses Gelände zieht, einen Blick auf seine Umgebung hat, der dieses Wandern zu einer der prächtigsten Vergnügungen macht, die man genießen kann. Man glaubt tatsächlich, sich in einem englischen Park, wonach diese Landschaft genannt ist, zu befinden; hohe stattliche Bäume mit dichten Laubkronen ragen vereinzelt hervor, oder stehen in Gruppen zusammen; dazwischen zerstreut liegen, als ob sie der Gärtner angeordnet hätte, in breiten Wiesen buschartige Gruppen, aus denen wiederum stattliche Bäume sich erheben“.

In der Gesamtbetrachtung dominieren in der Nordhälfte der früheren Kolonie Deutsch-Ostafrika die Trockengebiete und Trockengrassteppen, darunter die weitesten Bereiche der so genannten Massaisteppe.

In der südlichen Hälfte, etwa ab dem Breitengrad, auf dem sich Daressalam befindet, sind hingegen „halbfeuchte“ Regionen mit Savannencharakter, die Miombowälder und Küstengehölze stärker vertreten.

In klimatischer Hinsicht kann die zumeist 15 bis 17 Kilometer breite Küstenebene als feuchtheiß charakterisiert werden, die von etwa 1200 bis zu 2000 Metern aufsteigende Hochebene zeigt demgegenüber geringere Luftfeuchtigkeit und ist größeren Temperaturschwankungen unterworfen (Brehme und Kramer 1985, S. 407).

Die klimatischen Zyklen Deutsch-Ostafrikas wurden in zahlreichen Gesamtdarstellungen, Reisebeschreibungen und Erinnerungen aus der kolonialgeschichtlichen Zeit und den Folgejahren aufgegriffen (vgl. etwa Schmidt 1898, Paasche 1907, Fonck 1910, Besser 1917, Schnee 1930, Peiner 1937, Arning 1942). Eine gut verständliche, moderne Illustration der ostafrikanischen Zyklen findet sich bei Ströder (1993, S. 16 f.), wobei voraus gesetzt werden kann,

dass sich die zyklische Abfolge zumindest in ihren Grobstrukturen zwischen Kolonialzeit und jüngerer Vergangenheit nicht wesentlich verändert hat:

„Das Kalenderjahr gliedert sich in vier hygrisch bestimmte Zyklen. Es beginnt Anfang Januar mit der heißen Trockenzeit, die bis Anfang März anhält und die sich durch regelmäßige Regenmengen bei hohen Lufttemperaturen auszeichnet. Von Anfang März bis Ende Mai währt die große Regenzeit mit ihren ergiebigen Niederschlägen, zwischen denen aber immer wieder die Sonne durchbricht. Es folgt zwischen Ende Mai und Ende Oktober die kühle Trockenzeit, in der die geringsten Niederschläge verzeichnet werden und die Tageshöchsttemperaturen im Hochland zwischen 21 und 18 Grad Celsius liegen. Den Abschluß des Jahres bildet die kleine Regenzeit zwischen Mitte Oktober und Ende Dezember“.

Ströder (1993, ebd.) weist allerdings auch darauf hin, dass der vierstufige Zyklus eher grobe Anhaltspunkte für die ostafrikanischen Jahreszeiten beinhalte. Da die Regenfälle entsprechend den Winden von Gebiet zu Gebiet variieren und die Winde nicht mit genauer Regelmäßigkeit eintreten würden, ließen sich die Jahreszeiten nicht immer präzise bestimmen.

Einen Überblick zur Niederschlags- und Lufttemperaturentwicklung in Ostafrika (hier: Kenia und Tansania am Beispiel der Nairobieregion) vermittelt die nachfolgende Abbildung 7.

3.1.3 Bevölkerungssituation

Das Territorium Deutsch-Ostafrikas war – wie auch Tansania in der Gegenwart – zu mehr als 90 Prozent von Bantustämmen (Ureinwohner, Hautfarbe selten schwarz oder schwarzbraun, zumeist bronzefarben bis dunkelbraun) bevölkert, die sich allerdings in eine Vielzahl verschiedenster ethnischer Gruppen untergliederten (Zache 1922, S. 49 ff.).

Angaben zur Einwohnerzahl zu Beginn der Kolonisation liegen nicht vor; rechnet man die Bevölkerungsentwicklung zurück (1946: nach einer Erhebung der Vereinten Nationen 7,9 Mio. Bewohner), so dürfte es sich – wie gegenwärtig – um

ein eher dünn besiedeltes Gebiet mit etwa fünf Millionen Einwohnern gehandelt haben.

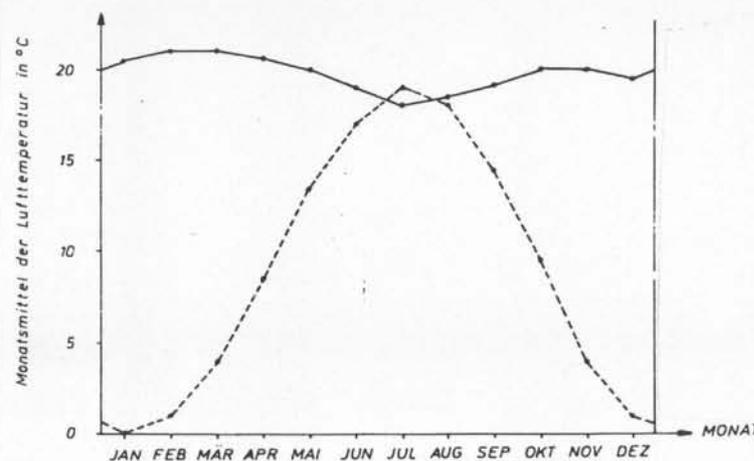
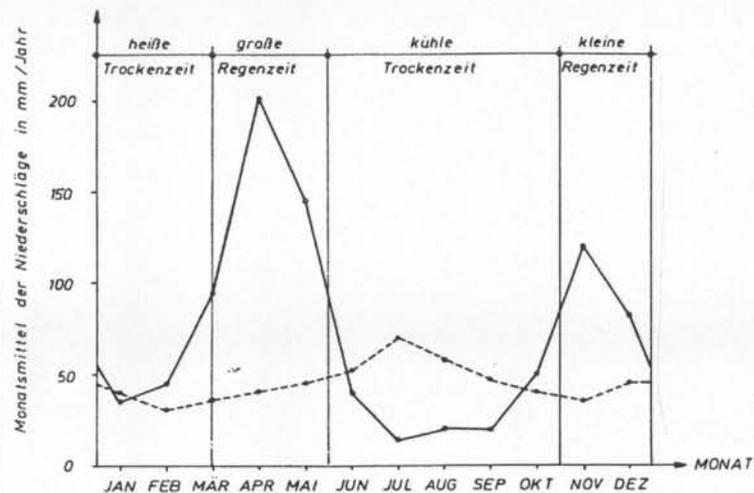


Abb. 7: Entwicklung langjähriger mittlerer Niederschlagsmengen und Lufttemperaturgrade für Ostafrika (durchgezogene Linie —) und Deutschland (Berlinregion, gestrichelte Linie - - -) (Quelle: Ströder 1993, S. 18)

Das verbindende Kennzeichen der Bantustämme wird durch ihre verwandten Sprachen (Bantusprachen) dargestellt, kulturell bilden sie allerdings keine Einheit. Lediglich in Bezug auf die dominierende Wirtschaftsform (damals

Kleinviehhaltung, Hackbau, Jagdausübung) und die religiöse Grundorientierung (Animismus, Geisterglaube und Ahnenkult) bieten sich Parallelen.

Charakteristika verschiedener Bantustämme in Deutsch-Ostafrika finden sich u.a. bei Schmidt (1898, S. 30 ff.) und Zache (1922, S. 302 ff.) beschrieben, darunter die für ihre Überfälle auf karawanenartige Trägerzüge seiner Zeit gefürchteten Masiti im Bereich westlich von Daressalam, die ebenfalls kriegerischen Navleute im Süden und die Mahenge in den östlichen Regionen der Kolonie, sowie die zum Nomadisieren neigenden Wakamba, ein mit vergifteten Pfeilen bewaffnetes Jägervolk.

Weitere Bevölkerungsgruppen in der Kolonie stellten die – teils in Sultanaten sesshaften, teils karawanenartig umher ziehenden – Araber (in der zeitgenössischen Literatur auch als „Muhammedaner“ bezeichnet), Inder, sowie vereinzelte Europäer dar (darunter auch Griechen, Armenier), die – politisch noch kaum organisiert - bereits vor der Kolonisation dort ansässig waren. Diese Gruppen lebten überwiegend an den Küstenregionen Deutsch-Ostafrikas, so zum Beispiel in der Küstenregion westlich von Sansibar, und betrieben Handel und Landwirtschaft.

In einigen Regionen blühte der Sklavenhandel, an dem vor allem Araber beteiligt waren, die zur Erzielung ausreichender „Fangquoten“ Allianzen mit Bantustämmen schlossen, welche wiederum nach der Ergreifung von Angehörigen anderer Stämme diese als Sklavenhandelsobjekten betrachteten.

Alles in allem lebte im damaligen Deutsch-Ostafrika eine in ethnischer Hinsicht äußerst heterogene Bevölkerung, die – hinsichtlich der überwiegenden Bevölkerungsmehrheit der Bantuschwarzen – keine übergeordneten Stammes- respektive Autoritätsstrukturen aufwies.

Wechselnde Allianzen zwischen den verschiedenen Bantustämmen beziehungsweise Stammesfürsten, zwischen Arabern und Bantustämmen, sowie Fehden und wechselseitige Angriffe der Bantustämme untereinander, waren an der Tagesordnung (Ilfie 1979).

3.1.4 Ausübung der kolonialen Hoheitsgewalt in Deutsch-Ostafrika: Organisatorisch-rechtliche und wirtschaftlich-infrastrukturelle Aspekte

3.1.4.1 Ausweitung und Sicherung des Einflussbereiches

Das Grundprinzip der Kolonisation in Deutsch-Ostafrika bestand darin, ausgehend von der Befestigung von Verwaltungsstationen im Küstenbereich (Daressalam und Bagamojo als Hauptstützpunkte) weitere Stationen im Landesinneren zu errichten, wobei mit den verschiedenen von Weißen betriebenen Missionsniederlassungen – darunter auch französische und britische Niederlassungen – eng kooperiert wurde.

Etabliert wurden im Einflussbereich ein Zollwesen sowie Abgaben auf landwirtschaftliche Erzeugnisse und auf in Trägerkarawanen mitgeführte Handelsprodukte¹².

Nachdem in den Anfangsjahren der Kolonisation eher unbedeutende Scharmützel mit der ortsansässigen Bevölkerung stattfanden, kam es 1888 zu einem breiten Aufstand von Araberstämmen und mit ihnen verbündeter Bantuschwarzer unter Führung des Arabers Buschiri.

Dieser Aufstand resultierte weniger aus wirtschaftlichen Faktoren, sondern zuvörderst aus dem Anspruch der deutschen Kolonisatoren an die afrikanischen Bewohner, die deutsche Rechtsordnung sowie deutsche Institutionen und Gebräuche (z.B. Flaggenhissung) zu respektieren, ohne dass jedoch die zur Durchsetzung eines solchen Anspruches notwendigen Machtmittel wirklich zur Verfügung gestanden hätten:

„Wäre diesen deutschen Beamten [die von der DOAG zur Wahrung ihrer Interessen eingesetzt wurden; d. Verf.] einfach der Befehl zugegangen, die Zölle zu erheben, im übrigen aber den Walis und Akibas [sultanatsangehörige ethnische Gruppen; d. Verf.] in der Ausübung ihrer Herrschaft freie Hand zu lassen, in der Bevölkerung

¹² Von den einzelnen Maßnahmen, die 1888 in einem Vertrag mit dem Sultan von Sansibar, welcher vor der Kolonisation Kontrolle über die nördlichen bis mittleren Küstenregionen Tanganjikas ausgeübt hatte, festgeschrieben wurden, seien die folgenden exemplarisch genannt: Erhebung von Ein- und Ausfuhrzöllen an der deutsch-ostafrikanischen Küste; Erlass von Vorschriften für Handel und Verkehr; Neugründung, Besitz und Betrieb von Häfen; Einsetzung von Beamten; Erlass von Gesetzen und Einrichtung von Gerichtshöfen (das Sultanat erhielt wiederum finanzielle und naturale Zuwendungen aus der deutschen Wertschöpfung).

hätte niemand an eine Erhebung gedacht. Der Versuch, ein kulturelles Regime einzuführen, ohne die genügende Macht und den genügend großen Geldbeutel, rief den Aufstand hervor“ (Schmidt 1898, S. 45).

Der Aufstand konnte in den Jahren 1889/90 mit Unterstützung kaiserlicher Truppen unter Führung des Majors und passionierten Jägers Hermann von Wissmann (1853-1905) niedergeworfen werden¹³.

Diese Phase ordnet sich ein in die bereits dargelegte Übertragung hoheitlicher Funktionen der DOAG an das deutsche Reich und mündet in der Übernahme der direkten Kolonialverwaltung durch das Reich im Jahre 1891 (s. 3.1.1.1).

Im Rahmen der Niederwerfung des Aufstandes wurde eine von deutschen Offizieren und Unteroffizieren befehligte Truppe von anfangs 1.500 Mann aufgebaut, die zum Großteil aus farbigen Soldaten bestand, welche wiederum zumeist in ethnisch homogenen Einheiten organisiert waren (z.B. Zulus, Sudanesen¹⁴, einheimische Bantuverbände; s. auch Abb. 8). Dabei konnten die farbigen Soldaten – für diese bürgerte sich im Sprachgebrauch die Bezeichnung Askari ein - innerhalb ihrer Einheiten auch Offiziersränge erreichen; die letzte Verfügungsgewalt lag allerdings, von wenigen Ausnahmen¹⁵ abgesehen, bei den deutschen Truppenangehörigen.

In den Jahren zwischen 1891 und 1898 erfolgte fortgesetzter Widerstand seitens des Stammes der Hehe unter Häuptling Mkwawa, ohne jedoch die deutsche Kolonialherrschaft auch nur annähernd zu gefährden (Brehme und Kramer 1985, S. 414). 1904 wurde ein Aufstand des Hererestammes, von dem sich einige Angehörige in den Jahren zuvor gut in die verschiedenen Truppenkontingente der Kolonialverwaltung integriert hatten, im Nordwesten der Kolonie niedergeschlagen.

Von 1905 und 1907 kam es mit dem so genannten Maji-Maji-Aufstand in Deutsch-Ostafrika zu dem letzten großen Aufbegehren gegen die Kolonialmacht (Safari 1972, Bald 1976). Im Unterschied zur Zersplitterung der verschiedenen

¹³ Eine zeitgenössische Darstellung aus Sicht eines deutschen Beteiligten findet sich in dem 1892 erschienenen Werk von Rochus Schmidt „Geschichte des Araberaufstandes in Ostafrika“.

¹⁴ Die Angehörigen dieser Verbände wurden größtenteils aus anderen afrikanischen Regionen angeworben.

¹⁵ Wie Schmidt (1898, S. 87) berichtet, erreichten zwei farbige Soldaten, Miram Effendi und Achmed Effendi, sogar den Rang von Hauptmännern „in den wichtigsten Stationen“ (keine näheren Angaben).

ethnischen Gruppen in den Jahren zuvor beteiligten sich an diesem Aufstand, der nach amtlichen deutschen Schätzungen mindestens 75.000 Rebellen das Leben kostete, „inspiriert durch einen Propheten namens Kinjikitile, mehrere Volksgruppen, die früher nie gemeinsam politisch oder gar militärisch gehandelt hatten“ (Ansprenger 1992, S. 15).

Nach Iliffe (1979, S. 168, dt. Übers.) stellte der Maji-Maji-Aufstand „eine Explosion afrikanischen Hasses gegen europäische Herrschaft, einen letzten Versuch der alten Gesellschaften Tanganjikas, die koloniale Ordnung durch Gewalt zu zerstören, dar“.

Der Widerstand der ursprünglichen Bewohner Tanganjikas, der bereits seit dem Beginn der offiziellen deutschen Kolonialverwaltung immer weiter geschwächt werden konnte, war mit der Niederschlagung des Maji-Maji-Aufstandes gebrochen. In dieser Phase war die deutsche Kolonialverwaltung, deren Grundzüge im folgenden Kapitel skizziert werden sollen, bereits weitestgehend etabliert.



Abb. 8: Farbige Kolonialsoldaten in Deutsch-Ostafrika
(Quelle: Schmidt 1898, S. 51)

3.1.4.2 Deutsch-Ostafrika: Grundlagen der Verwaltung, Organisation, Wirtschaft und Infrastruktur

Die Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes (AA) in Berlin stellte die oberste Kolonialbehörde für die Verwaltung von Deutsch-Ostafrika wie auch für die anderen deutschen Kolonien dar. Diese Kolonialabteilung hatte an den Reichskanzler beziehungsweise die Reichsregierung und verschiedene andere Ministerialebenen, u.a. für Wirtschaft und Außenhandel sowie Landwirtschaft, zu berichten.

Für die Kolonien betreffende militärische Fragen, die Gebietssicherung durch Truppen und für Maßnahmen bei Aufständen etc. war das Reichsmarineamt zuständig. Beide Instanzen, Kolonialabteilung des AA und Reichsmarineamt, führten ihre Planungen und Entscheidungen in enger Abstimmung miteinander durch.

Das in Deutsch-Ostafrika eingesetzte Beamtenpersonal (u.a. Steuer- und Zollpersonal, Ingenieure, Agrarkundler) hatte Gelegenheit, sich vor der Verschiffung nach Übersee im ‚Orientalischen Seminar zu Berlin‘ einer eingehenden Schulung zu den Verhältnissen und Anforderungen in der Kolonie (z.B. Sprachen, Tropenkunde) zu unterziehen (s. auch Bald 1970, Niesel 1971).

Der Hauptzweck der deutschen Kolonialverwaltung des Tanganjika-Territoriums lag darin, als Ordnungsfaktor zu dienen und Infrastruktur, Erschließung und Bewirtschaftung des Gebietes im Sinne einer realen Wertschöpfung für das Reich voran zu treiben, um auf diesem Wege auch Nachzugsmöglichkeiten für deutsche Siedler zu schaffen:

„Ihr Bestreben [der deutschen Kolonialbehörden; d. Verf.] muß darauf hinzielen, in den Schutzgebieten Ruhe und Ordnung herzustellen und eine gewisse Stabilität der Verhältnisse zu schaffen, damit die friedlichen und zur Arbeit geneigten Eingeborenen ihre Arbeitskraft auf die Kultur des Landes verwenden und die europäischen Erwerbsgesellschaften sich der friedlichen Arbeit hingeben können, damit womöglich auch dort an den wenigen Stellen, wo die Verhältnisse dazu günstig genug liegen, deutsche Auswanderer bei ernster Arbeit eine Existenz finden und sich und dem Vaterlande so ihr Deutschtum erhalten können. Ferner muß danach gestrebt werden, die Verkehrsverhältnisse so zu gestalten, daß der Handel gedeiht, den deutschen Waren ein Absatzgebiet geschaffen wird und für unsere Bedürfnisse ein Produktionsgebiet entsteht“ (Schmidt 1898, S. 289).

Die vorstehenden Einlassungen von Rochus Schmidt belegen recht deutlich, wie sehr von deutscher Seite das Tanganjika-Territorium als Wirtschafts- und Siedlungskolonie fokussiert wurde (s. auch Stoecker 1991, sowie Kap. 3.1.1.2: Begründung der Kolonisation).

Nach dem im April 1891 vollzogenen Amtsantritt des kaiserlichen Gouverneurs von Deutsch-Ostafrika, Freiherrn v. Soden, wurde die Anzahl der Zivilbeamten in der Kolonie stark erhöht.

Während in der Ära der DOAG das etwa auf der Höhe Sansibars an der Ostküste Deutsch-Ostafrikas gelegene Bagamojo als wichtiger Administrations-, Handels- und Militärstützpunkt gedient hatte, setzte sich v. Soden für Daressalam als offiziellen Regierungssitz ein. Hier entfaltete sich in den 1890er Jahren eine rege Bautätigkeit, da Verwaltungsgebäude und eine Zollzentrale errichtet und auch die Hafenanlagen ausgebaut wurden. Die vergleichsweise dicht besiedelten und wirtschaftlich wichtigen Küstenregionen Deutsch-Ostafrikas wurden in die sechs Küstenbezirke Tanga, Pangani, Bagamojo, Daressalam, Kilwa und Lindi eingeteilt (s. auch Abb. 3, Kap. 3.1.2.1). Nachdem in der DOAG-Phase die Vorsteher der jeweiligen Stationen über eine Art juristischen Alleinvertretungsrechts verfügt hatten, wurde nach 1891 ein Justizwesen aus so genannten Ober- und Bezirksrichtern etabliert (Bald 1970).

Auch das Zoll- und Steuerwesen erfuhr eine Umstrukturierung (wobei - neben der Zollzentrale in Daressalam - Neugründungen von Nebenzollämtern in weiteren Orten erfolgten):

„Die Neuordnung des Steuerwesens zur Vermehrung der Einkünfte des Gouvernements umfaßte insbesondere eine Hafengebühr für arabische Fahrzeuge, die Einführung einer Handelssteuer auf der Grundlage des Umsatzes, eine Schankgebühr und eine Gebühr für das Schlagen von Bauhölzern“ (Schmidt 1898, S. 130).

In wirtschaftlicher Hinsicht strebte man im Schutzgebiet Deutsch-Ostafrika die Kontrolle des Handels an; zu diesem Zwecke wurden zahlreiche Faktoreien (Handelsniederlassungen deutscher Kaufleute) gegründet (Bald 1970). Diese Faktoreien entstanden zunächst in den Bezirksstädten Tanga, Pangani, Daressalam, Kilwi und Lindi, später auch im Landesinneren

(Kilimandscharoregion im Norden, sowie im Usaramogebiet westlich von Daressalam).

Die Funktion der Faktoreien und weitere wirtschaftliche Aktivitäten, welche die DOAG mit Billigung des Reiches und der deutschen Kolonialverwaltung durchführte, beschrieb Schmidt (1898, S. 262 f.) wie folgt:

„Von allen Faktoreien aus werden Waren an die Eingeborenen verkauft und Landesprodukte von diesen erworben. Auch ist die Gesellschaft [DOAG] an den verschiedenen Plätzen und zwar häufig unter Benutzung von Indiern, die für den Gesellschaftsdienst gewonnen wurden, in das Karawanengeschäft eingetreten“.

Unter Jagdaspekten ist die Feststellung nicht unwichtig, dass sich bereits in den 1890er Jahren in Deutsch-Ostafrika auch Elfenbeinhandelsfirmen niedergelassen hatten, darunter die Hamburger Elfenbeinhandelshäuser Meier sowie Schilke & Meyer (Schmidt 1898, S. 264).

Der Handel mit Elfenbein erwies sich als hoch profitabel (Alpers 1975, Hahner-Herzog 1990); zur Bekämpfung damit verbundener jagdlicher Auswüchse bedurfte es gezielter jagdrechtlicher Interventionen, wie im weiteren Verlauf der Arbeit noch zu zeigen sein wird.

Zur Förderung der Außenanbindung wurden nach 1892 Dampfverbindungen zwischen den Küstenstädten Deutsch-Ostafrikas und Bombay eingerichtet. Ferner erfolgte zur Erleichterung von Handelsströmen (Trägerkarawanen) der Ausbau der zahlreichen ‚Trampelpfade‘ im Landesinneren und die Anlage einer Eisenbahnstrecke in der fruchtbaren Panganiregion. Später folgte der Ausbau dieser Eisenbahnverbindung weit in den Westen des Landes (Taboraregion) hinein (s. auch Fonck 1910, S. 566 ff.).

Im Jahre 1914 waren noch Mittel für eine weitere Eisenbahntangente von Tabora in den äußersten Nordwesten des Landes beantragt worden (s. auch Kap. 3.1.2.1, Abb. 3, die Zielregion der Tangente im Nordwesten ist in der Abb. mit einem X markiert); dieses Projekt konnte in Folge des Ausbruches des ersten Weltkrieges allerdings nicht mehr vollendet werden.

Der Zahlungsverkehr in der Kolonie Deutsch-Ostafrika wurde durch die Einführung der Rupie, einer nach indischem Vorbild konzipierten Silbermünze, vereinheitlicht. Zuvor hatten sich verschiedene afrikanische und europäische

Zahlungsmittel, unter ihnen der Maria-Theresia-Taler, im Umlauf befunden, was die Handelsaktivitäten erschwerte.

Zwecks Wertschöpfung aus landwirtschaftlicher Tätigkeit kam es in Deutsch-Ostafrika zur Anlage zahlreicher Plantagen, darunter Tabak-, Kaffee- und Teepflanzungen, Gemüseanbau und Obsthaine (Fonck 1910, S. 537 ff.). Eine der bedeutendsten Tabakpflanzungen hatte die ‚Deutsche Ostafrikanische Plantagengesellschaft‘ im Bereich von Pangani am gleichnamigen Panganifluss im Nordosten der Kolonie aufgebaut.

Sklavenarbeit wurde für den deutsch-ostafrikanischen Plantagenbetrieb - im Unterschied zu den früheren britischen und holländischen Kolonien - im Übrigen nicht genutzt; vielmehr erhielten die eingeborenen Plantagenarbeiter eine bescheidene Bezahlung, über deren genaue Höhe allerdings auch Schmidt (1898, S. 267) keine Angaben macht.

Mithin sollte die eingeborene Bevölkerung nicht nur in die Aberntung, sondern bereits bei der Aussaat und Pflege der angelegten Plantagen eingebunden werden. Dabei agierte die ‚offizielle‘ Regierung der Kolonie mit den DOAG-Vertretern offenkundig Hand in Hand:

„(...) ist ein früherer Sumatrapflanzer und langjähriger Kenner tropischer Kulturen, Herr John Schröder, als Sachverständiger und Wanderlehrer für den Plantagenbau im Regierungsdienst angestellt worden, mit der Aufgabe, die Eingeborenen in der Anpflanzung und Behandlung nutzbringender Kolonialprodukte zu unterweisen. Auch die Beamten der D.O.A.G. haben Anweisung erhalten, den Eingeborenen bei der Saat und Ernte an die Hand zu gehen“ (Schmidt 1898, S. 266).

Abschließend sei noch auf die für den Gesamtzusammenhang der vorliegenden Arbeit (Eingeborene als Jagdhelfer) nicht unwichtige Feststellung hingewiesen, dass sich die Autoren der zeitgenössischen Literatur zu Deutsch-Ostafrika, die als Angehörige von Kolonialverwaltung oder Schutztruppe selbst langjährige Erfahrungen vor Ort gesammelt hatten, hinsichtlich der Charakterisierung der dortigen Stämme eines Sprachgebrauches im Sinne des unter 3.1.1.2 thematisierten ‚Herrentums‘ bedienten.

Der eingeborenen Bevölkerung wurde insofern die besagte inferiore Andersartigkeit zugeschrieben (vgl. 3.1.1.2, Gilbert Murray: „the lower breeds of men“).

Hierbei darf jedoch keinesfalls unterstellt werden, dass diese Zuschreibung destruktive, aggressiv-rassenideologische Züge getragen hätte. Im Gegenteil - Autoren und Zeitzeugen wie Rochus Schmidt (1892, 1898) oder Heinrich Fonck (1910), Hauptmann in der kaiserlichen Schutztruppe für Deutsch-Ostafrika, drückten ihre Abneigung gegen Sklavenarbeit und überhebliche Drangsalierung Eingeborener durch Kolonisatoren aus.

Fonck (1910, S. 302 ff.) verwahrte sich sogar ausdrücklich gegen das Pauschalurteil einer „Faulheit des Negers“ und setzte sich für eine ausgewogene, die Interessen der Eingeborenen respektierende Behandlung ein. Zudem wurde in Deutsch-Ostafrika ein Gesundheitswesen mit niedergelassenen Ärzten, Apotheken und Hospitälern aufgebaut, das auch den Eingeborenen zugute kam (etwa unentgeltliche Überlassung von Medikamenten); ferner sollten die Eingeborenen in eigens errichteten Regierungsschulen u.a. Kenntnisse des Deutschen und technische Fertigkeiten erlangen, um aus diesem Personenkreis Mitarbeiter, etwa Verwaltungsangestellte, Schreiber, Handwerker oder Helfer sowohl für die deutsche Verwaltung als auch für private Unternehmungen rekrutieren zu können (Schnee 1930, S. 123).

3.2 Jagd, Jagdrecht und Jagdwirtschaft in Deutsch-Ostafrika

In der Folge wird an Hand amtlicher Quellen, behördlicher Angaben und Statistiken der Kolonialverwaltung und des Reichskolonialamtes die jagdliche Konstellation in Deutsch-Ostafrika für den Zeitraum nach 1891 unter deutscher Kolonialherrschaft dargelegt.

Betrachtet man die Literatur aus der deutsch-ostafrikanischen Kolonialzeit, „so ist man erstaunt, wie viele Jäger sich Gedanken über die Zukunft des Wildes und den erforderlichen Schutz machten“ (Wäller 2001, S. 22). Bereits ab 1891 hatte die deutsche Kolonialverwaltung eine Reihe von Jagdgesetzen zum Schutz des Wildes erlassen und im Jahre 1900 fand in London sogar eine internationale Wildschutzkonferenz statt, die von den in Afrika vertretenen Kolonialmächten einberufen worden war, „um Grundlagen zur Schonung und Erhaltung der afrikanischen Tierwelt zu schaffen“ (Schillings 1924, S. 534). Für solchermaßen

internationale Wildschutz-Bestrebungen, insbesondere hinsichtlich der ostafrikanischen Elefanten, hatte sich auch der erste „Reichskommissar“ und spätere Gouverneur (1895/96) Deutsch-Ostafrikas, Hermann von Wissmann, eingesetzt, wie dessen 1901 erstmals erschienenen Jagderlebnissen entnommen werden kann (v. Wissmann 1901/1999, S. XII f.).

Bevor auf Wildschutz, die jagdrechtlichen Aspekte, sowie wirtschaftliche Faktoren des Jagdgeschehens in Deutsch-Ostafrika eingegangen wird, soll in den beiden Folgekapiteln (3.2.1, 3.2.2) zunächst einmal eine Typologisierung des in der früheren deutschen Kolonie vertretenen Großwildes vorgenommen und dessen Vorkommen sowie das diesbezügliche Jagdpotential erläutert werden.

3.2.1 Typologie der Großwildarten und Vorkommen in Deutsch-Ostafrika

Seit den autobiographisch festgehaltenen afrikanischen Jagderlebnissen des damaligen US-Präsidenten Theodore Roosevelt (1858-1919) um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert (s. etwa Roosevelt 1910) hat es sich ‚eingebürgert‘, eine Typologisierung afrikanischer Großwildarten an Hand der so genannten ‚Big Five‘ vorzunehmen (Schillings 1910).

Hierunter werden folgende Spezies gefasst (vgl. Trense 1989):

- Elefant (*Loxodonta africana*: Steppenelefant, als Subspezies ist noch der weniger verbreitete Tropen-/Waldelefant, *Loxodonta africana cyclotis*, abzugrenzen).
- Nashorn [Rhinocerotidae, zwei Arten: A. Spitzmaulnashorn (*Diceros bicornis*), englisch (hook-lipped) 'black rhino'; B. Breitmaulnashorn (*Ceratotherium simum*), englisch (square lipped) 'white rhino'; beide Arten kamen in Deutsch-Ostafrika vor].
- Büffel (als Kaffernbüffel, *Syncerus caffer*, auftretend; Unterarten: a. in tropischen Regenwäldern: Waldbüffel, *Syncerus caffer nanus*, b. in Mischregionen aus Wüsten/Steppen: Steppen-/Grasbüffel: *Syncerus caffer aequinoctialis*).
- Löwe (*Panthera leo*).
- Leopard (*Panthera pardus*).

Als Großwild im weiteren Sinne kommen auch Großantilopen, größeres Raubwild wie Hyänen, diverse Katzenarten, sowie hauptsächlich im Wasser lebendes Wild (Flusspferd, Krokodil)¹⁶ in Betracht. Die Jagd auf Gazellen, Kleinsäuger, Vögel (einschließlich der Strauße), sowie Fischerei decken sich nicht mit dem Verständnis von Großwildjagd in Deutsch-Ostafrika. Die Jagd auf Giraffen, sowie die ohnehin überwiegend untersagte Jagd auf Zebras sowie Menschenaffen/Gorillas (Hassert, 1909, S. 277) sind mithin nicht der Großwildjagd im landläufigen Sinne zuzurechnen.

Das gejagte afrikanische Wild wurde im Übrigen von den kolonialen Großwildjägern einer hierarchischen Einordnung unterzogen (Lemke 2000, S. 19). Die besagten ‚Big Five‘ – das eigentliche Großwild – stellten auf Grund ihres möglicherweise aggressiven Charakters beziehungsweise angesichts der jagdlichen Gefahrenmomente die ranghöchste Tiergruppe dar:

„Experienced hunters distinguish five kinds of dangerous game [i.S. von Jagdsport; d. Verf.], namely, lion, elephant, buffalo, leopard, and rhino. We may call them ‚dangerous‘, because hunting them can be, and often is, more or less dangerous“ (Kittenberger 1929, S. 1).

Die weniger gefährlich erscheinenden Tierarten wie Flusspferde (Nilpferde), Großantilopen oder auch Giraffen folgten in der kolonialen Jagdhierarchie den ‚Big Five‘, das ‚untere‘ Ende der Jagdhierarchie markierten Aasfresser und Reptilien (Lemke 2000, S. 19).¹⁷

Nach Durchsicht der von Zeitzeugen aus der kolonialen Ära verfassten Literatur zu Deutsch-Ostafrika, darunter Autobiographien sowie Erfahrungs-, Reise- und Jagdberichte (vgl. etwa Fonck 1910, Zache 1922, Schillings 1904/1924), lässt sich festhalten, dass die geschilderten ‚Big Five‘ (Elefant, Rhinoceros, Büffel, Löwe und Leopard) als Großwildspezies im betreffenden Gebiet zahlreich vertreten waren.

¹⁶ Krokodile stellen gemäß jagdrechtlicher Definition streng genommen kein Wild dar, da Reptilien und nicht säugende Wassertiere nicht unter diese Definitionskategorie fallen. ‚Wild‘ umfasst danach nur Haar- und Federwild (unter die jagdrechtlichen Bestimmungen fallende Säugetiere und Vögel).

¹⁷ Teils wurde innerhalb einer Spezies noch einmal nach besonders herausfordernden Exemplaren differenziert. So galten z.B. schwarzmähnige Löwen als jagdlich sehr begehrenswert, den fast mähnenlosen Löwen kam hingegen geringerer Stellenwert zu (Kittenberger 1929, S. 2).

Gleiches gilt für Flusspferde und Krokodile sowie für die Großantilopen (lat. Tragelaphinae), von denen besonders die Rappantilope (engl. 'sable'), Elenantilope (engl. 'eland') und Kudu-Antilopen (große und kleine Unterart, engl. 'greater kudu', 'lesser kudu') die Aufmerksamkeit von Naturforschern und Jägern auf sich zogen (Schillings 1924, S. 369, s. auch Abb. 9; zur hier vorgenommenen Klassifikation vgl. Dorst und Dandelot 1970, S. 186 ff.).



Abb. 9: In Deutsch-Ostafrika erlegte und bereits aus der Decke geschlagene Großantilope (Kudu-Antilope), Aufnahme aus dem Jahr 1904 (Quelle: Schillings 1924, S. 370).

Einen ersten Überblick über den seiner Zeit in Deutsch-Ostafrika vorhandenen Großwild- und reichhaltigen Tierbestand im allgemeinen sowie über das Auftreten bestimmter Spezies in Abhängigkeit von den Vegetationsbedingungen können folgende Passagen aus Zaches erstmals 1914 erschienener Beschreibung der örtlichen Verhältnisse vermitteln:

„Die Tierwelt ist in den (...) Vegetationsbedingungen verschieden. Nur wenige von den großen Tieren: der Leopard, der Elefant, der Büffel, die Elenantilope gehören der Steppe und dem Hochwalde zugleich an. Im Urwalde finden wir einen mit schönem seidenhaarigem, schwarzweißem Pelz verzierten Colobusaffen, am Tanganjika, wo die westafrikanische Fauna übergreift, auch den Schimpansen, den Gorilla und den grauen Papagei. Das Nashorn liebt den Dornbusch, die Giraffe die Ränder der Akazienwälder. In der Steppe und im Miombowald tummeln sich Zebras und Kuhantilopen. Hier geht auch der Löwe auf Beute aus. Im lichten Walde lebt die prächtige Rappantilope, im Busch kleine Antilopen und Perlhühner, an den Ufern der Flüsse der Wasserbock, der Edelreiher und der Marabu. Flamingos, Gänse, Enten und Reiher beleben Flußläufe und Teiche. Selten sind – wie auch leuchtende Blumen – die Singvögel, vielleicht wegen des vielen Raubzeuges“ (Zache 1922, S. 49).

In seinen Erinnerungen an Deutsch-Ostafrika führt Arning (1942, S. 63) sogar aus, die dortigen Steppen seien so reichhaltig mit Wild bevölkert gewesen, „daß man eine ganze Naturgeschichte aufzeichnen müßte“, um die mannigfachen Arten aufzählen zu können.

3.2.2 Jagdpotential Deutsch-Ostafrikas

Wie bereits angesprochen, wies der größte Teil Deutsch-Ostafrikas Steppenflora auf, wodurch das Vorkommen vor allem von Antilopen, Giraffen, aber auch Nashörnern begünstigt wurde. Waldflora fand sich besonders im Westen des Landes; im Nordwesten – zum Beispiel am Nordende des Tanganjikasees – existierte eine Tierwelt wie in den westafrikanischen Urwäldern (Gorillas und zahlreiche Affenarten).

Die folgende Darlegung zur Verteilung der verschiedenen Großwildarten und des damit verbundenen Jagdpotentials in Deutsch-Ostafrika basiert auf den

Veröffentlichungen des Berliner Reichskolonialamtes (1913, S. 8 ff.), in die Berichterstattungen der einzelnen Verwaltungsbezirksleiter (zur Lokalisation der Bezirke s. auch Abb. 3, Kap. 3.1.2.1) einfließen:¹⁸

Im Nordosten Deutsch-Ostafrikas (Verwaltungsbezirk *Wilhelmstal*) waren Löwen und Leoparden vor allem in den gebirgigen Gegenden, Büffel (Steppen- und Waldbüffel) besonders im Bereich des Pangani-Flusslaufes vertreten. Nashörner fanden sich in den Steppengebieten. Vorzufinden waren ferner Flusspferde, Giraffen und Zebras; die Auftretenshäufigkeit von Großantilopen und Elefanten war mithin gering. Der südlich von Wilhelmstal gelegene Bezirk *Tanga* ähnelte hinsichtlich der Zusammensetzung des jagdbaren Wildbestandes dem Bezirk Wilhelmstal.

In dem sich weiter südlich anschließenden Verwaltungsbezirk *Pangani* waren Büffel, Löwen und Leoparden weit verbreitet, Elefanten und Nashörner hingegen nur selten im äußersten Westen (verstepptes Gebiet) zu finden. Die Steppengebiete beherbergten zudem Großantilopen, Zebras und Giraffen, während die Flusspferde und Krokodile naturgemäß in den Flussgebieten, namentlich am Panganifluss, beheimatet waren. Der im Süden von Pangani gelegene *Bagamojo*-Bezirk wies eine ähnliche Wildstruktur wie Pangani auf. Allerdings waren im Bagamojo-Bezirk viele Elefanten, Nashörner, jedoch nur wenige Büffel gegeben. Flusspferde, Giraffen und Großantilopen waren in mittleren Häufigkeiten vertreten.

In dem westlich von Bagamojo gelegenen Binnenlandbezirk *Morogoro* lebten Elefanten nur im Bereich der westlichen und südlichen Bezirksgrenzen; sonstiges Großwild, Flusspferde und Krokodile waren im ganzen Bezirk eher gleichmäßig verteilt. Giraffen und Zebras traten auf einem Gebietsstreifen längs der Linie von Morogoro nach Mahenge (noch weiter südlich im Binnenland gelegen) gehäuft auf.

Der Lebensraum von Elefanten und - vereinzelt – auch von Nashörnern erstreckte sich im Verwaltungsbezirk *Daressalam* auf die Gegend des Ruvafusses. Büffel

¹⁸ Die Darlegung kann als annähernd valide für den Zeitraum ab ca. 1900 gelten. In der Dekade 1890-1899 hatte ein Anfang der 1890er Jahre grassierende Rinderpest den Wildbestand allgemein dezimiert, vor allem aber die Büffel- und Elen-Antilopenbestände stark beeinträchtigt (Arning 1942, S. 63 f.; Reichskolonialamt 1913, S. 10). Diese Beeinträchtigungen waren bis 1900 aber wieder weitestgehend kompensiert worden.

traten in diesem Bezirk nur selten auf, wohingegen für Flusspferde, Krokodile und Großantilopen eine beträchtliche Verbreitung konstatiert werden konnte.

Der Küstenbezirk *Mohoro*, etwa am achten Breitengrad südlich des Äquators im Einzugsgebiet des Rufijiflusses gelegen, wies reichhaltige Bestände an am beziehungsweise im Wasser lebendem Großwild (Wasserböcke, Flusspferde), ferner an Löwen und Leoparden auf. Elefanten, Nashörner, Büffel und Großantilopen lebten hingegen seltener in diesem Gebiet.

Der Verwaltungsbezirk *Kilwa* im Südosten Deutsch-Ostafrikas erwies sich als sehr wildreich; berichtet wurden hier hohe Auftretenshäufigkeiten von Elefanten (trotz vormals starken Abschusses) und Büffeln, ferner von teils in großen Herden lebenden Großantilopen und von Flusspferden. An weiterem Großwild waren jedoch Löwen und Leoparden eher vereinzelt und Nashörner recht selten vorzufinden.

Auch die *Lindi*-Region im äußersten Südosten der Kolonie ließ sich als wildreich charakterisieren. Viele Elefanten, Büffel, Löwen und Leoparden hatten hier ihren Lebensraum; verbreitet waren auch Flusspferde und Großantilopen, sowie Geparde. Das Nashorn und die Giraffe zeigten sich in diesem Bezirk allerdings seltener.

Der Verwaltungsbezirk *Ssongea* im Südwesten Deutsch-Ostafrikas wies für folgende Großwildspezies beträchtliche Verbreitung auf: Elefanten, Büffel, Löwen, Leoparden. Die Wassergebiete wurden von zahlreichen Krokodilen sowie von Flusspferden bevölkert; Zebras, Antilopen und Giraffen waren seltener zu finden. Aus dem nordwestlich von Ssongea im Norden des Njassasees gelegenen *Langenburg*-Bezirk wurde eine mittlere Auftretenshäufigkeit von Löwen und sehr häufiges Auftreten von Leoparden, jedoch seltenes Erscheinen von Elefanten, berichtet; viele Zebras und Flusspferde sowie extrem viele Wasservögel fanden hier geeignete Lebensbedingungen vor. Sowohl im Verwaltungsbezirk Ssongea als auch im Langenburg-Distrikt lebten nur vereinzelt Nashörner.

Große Bereiche des Bezirkes *Udjidji*, lokalisiert westlich von Tabora im nördlichen Bereich des Tanganjika-Sees, galten als wildarm. Großwild trat hier selten auf, es zeigten sich kaum Büffel und nur gelegentlich Elefanten oder Nashörner. Die in den wasserreichen Gebieten gegebenen Bestände an Flusspferden und Krokodilen waren jedoch sehr ausgeprägt. In dem an Udjidji angrenzenden Verwaltungsbezirk *Tabora* fanden sich wiederum nur wenig Elefanten und

Nashörner, auch Großantilopen waren nur vereinzelt anzutreffen. Mittlere Häufigkeit lag bei Büffeln, Raubtieren wie Löwen und Leoparden, Flusspferden, Giraffen, Zebras und Krokodilen vor.

Ein wildreiches Gebiet stellten die Verwaltungsbezirke *Dodoma*, im Zentrum der Kolonie östlich von Tabora gelegen, und das sich im Nordosten von Dodoma anschließende *Kondoa-Irangi* dar. Allerdings waren die Großwildarten Elefant, Nashorn, sowie der Büffel in beiden Verwaltungsbezirken eher selten; in der Region Dodoma gab es zudem vergleichsweise wenige Flusspferde, im Kondoa-Irangi-Gebiet waren kaum Kudu-Antilopen vorzufinden. Sonstige Tierarten und auch die großen Raubkatzen Löwe und Leopard zeigten sich in beiden Bezirken sehr zahlreich.

Die Raubkatzen waren auch im zentral im Landesinneren lokalisierten *Iringa*-Bezirk zahlreich vertreten. Ferner wurde aus dieser Region eine hohe Auftretenshäufigkeit von Großantilopen, Elefanten, Flusspferden, Zebras und Giraffen mitgeteilt. Perlhühner besiedelten das Gebiet „in ungeheuren Mengen“ (Reichskolonialamt 1913, S. 27). Die Bestände an Büffeln und Nashörnern waren allerdings gering. In der etwas weiter südlich gelegenen *Mahenge*-Region zeigten die Großwildarten Elefant, Büffel, Löwe, Leopard, sowie das Nashorn weite Verbreitung; Flusspferde, Krokodile, Wasserböcke, Zebras und Großantilopen waren hier ebenfalls zahlreich angesiedelt.

Von den Großwildarten fanden sich in dem südlich des Victoria-Sees gelegenen *Muansa*-Bezirk der Elefant, das Nashorn und der Büffel recht selten; Leoparden und Löwen traten häufiger auf. Im Bereich der Residentur *Bukoba*, ganz im Norden Deutsch-Ostafrikas am westlichen Ufer des Victoria-Sees, befanden sich – mit Ausnahme der Region des Militärpostens Kifumbiro am Ngono-Fluss (Minsiro-Wald) – vergleichsweise wenige brauchbare Jagdgebiete.

Das deutscher Hoheit unterstehende Sultanat *Ruanda* wies einzelne dem westafrikanischen Formenkreis zugehörige Tierarten auf, darunter auch der Kaffernbüffel (*Bubalus caffer mathewsi*, bevorzugt im Urwald). Die sonstigen für das Steppengebiet Deutsch-Ostafrikas typischen Tiere waren in diesem Sultanat ebenfalls vertreten, wobei allerdings eher geringe Elefantenbestände vorlagen. Das nahe gelegene *Urundi*-Gebiet stellte zu etwa 80 Prozent dicht besiedeltes Weideland dar, so dass hier – mit Ausnahme der durchaus wildreichen Bezirksgrenzgebiete – die Jagd untergeordnete Bedeutung hatte.

Nach den Angaben des Reichskolonialamtes (1913, S. 25) repräsentierte der Bezirk Moschi (Kilimandscharo-Region, lokalisiert im Nordosten der Kolonie direkt an der Grenze zu Britisch-Ostafrika) „das Dorado unter allen Jagdgründen Ostafrikas“.

Hinsichtlich des reichhaltig vertretenen Großwildes stellte sich die Konstellation wie folgt dar:

„Der Elefant kommt vor im Gürtelwald des Kilimandscharo, ferner im Hochland von Umbulu und auf dem Lelätéma-Plateau in dem tatsächlich, wenn auch nicht rechtlich vorhandenen Wildreservat der Massai-Steppe. Das Nashorn zeigt sich in fast allen Steppen und Buschsteppen, besonders häufig aber im Hochland von Umbulu (...). Der Büffel findet sich am Grabenrand in der Landschaft Umbugwe, am Nordende des Natron-Sees, in verschiedenen Gefilden der Landschaft Umbulu (...). Raubzeug findet sich fast überall, der Leopard indessen nicht in den reinen Grassteppen (...). Allgemein genommen sind die wildreichsten Gebiete des Bezirks die Gefilde in der weiteren Umgebung am Kilimandscharo und am Meru, sowie die Randflächen des Ngorengo-Kraters“ (Reichskolonialamt 1913, S. 25 f.).

Zusammenfassend betrachtet eigneten sich fast alle Gebiete im ehemaligen Deutsch-Ostafrika zur Großwildjagd, wenngleich die einzelnen Großwild- und sonstigen Tierarten recht unterschiedlich verteilt waren.

Beispielsweise ließen sich Bezirke wie Kilwa (Südosten), Ssongea (Südwesten) Dodoma und Kondoa-Irangi (zentrale Binnenlandterritorien) zwar als sehr wildreich charakterisieren und dienten auch als Lebensraum der großen Raubkatzen. Nashörner traten hier jedoch nur selten auf. Ein großer jagdlicher und wohl auch landschaftlicher Reiz wohnte dem Bezirk Moschi in der Kilimanscharoregion inne.

3.2.3 Jagdausübung und praktizierte Waidgerechtigkeit

Für das Begreifen der Thematik ist es durchaus wichtig, einige typische Jagdabläufe und Jagdformen der Großwildjagd im Untersuchungszeitraum/-gebiet zu erläutern. Dies beinhaltet auch Darlegungen zur damals benutzten Jagdausrüstung und zu den Jagdwaffen.

Die hinsichtlich der Jagdausübung heute häufig benutzten Begriffe 'Jagdethik' und 'Waidgerechtigkeit' bilden keine feststehenden 'Jagderkenntnisse' ab, sondern befinden sich in einem stetigen Wandel. Daher erschien es unter wissenschaftlichem Erkenntnisinteresse wichtig, die gegenwärtigen Konzeptionen jagdethischen und waidgerechten Handelns darzustellen und diese mit der in Deutsch-Ostafrika praktizierten Großwildjagd abzugleichen (Fragestellung: inwieweit decken sich die seinerzeitigen und heutigen Vorstellungen, liegen Diskrepanzen zu den modernen Konzepten von Jagdethik und Waidgerechtigkeit vor?).

3.2.3.1 Großwildjagd in Deutsch-Ostafrika: Jagdausübung

Um ein besseres Verständnis der nachfolgenden, authentischen Schilderungen der Jagd in Deutsch-Ostafrika aus Sicht von Beteiligten und Zeitzeugen zu gewährleisten, werden in der Folge die praktischen Aspekte der damaligen Großwildjagd skizziert.

Eingegangen werden soll dabei auf Verhaltens- und Instinktcharakteristika der verschiedenen Großwildarten, die vom Jäger zu beachten waren, ferner auf die seinerzeit benutzte Bewaffnung, Munitionierung und Jagdausrüstung (die für das Nachvollziehen der vorliegenden Thematik ebenfalls wichtige Praxis der Jagdhelferrekutierung wird in Kap. 3.2.3.2 ausführlich behandelt). Diese Ausführungen stützen sich in wesentlichen Teilen auf das 1912 in Daressalam erschienene Jagdhandbuch für Deutsch-Ostafrika und auf das erst 1930 von Sayers herausgegebene 'Handbook of Tanganyika', das - bezogen auf die darin enthaltenen jagdlichen Passagen zu den 'Charaktereigenschaften' der unterschiedlichen Großwildarten (S. 399 ff.) - mithin auch auf die Situation zwischen 1891 und 1916 generalisiert werden kann.

Zielregionen für den Schuss auf den Körper des Großwildes wurden an Hand von Photographien aus dem 1975 erschienenen Werk 'African Hunter' von James Mellon veranschaulicht, da sich für diese spezielle Fragestellung in der zeitgenössischen Literatur keine geeigneten Illustrationen nachweisen ließen.

Die in Tanganjika weit verbreiteten Kaffernbüffel wurden als besonders gefährliches Großwild angesehen, das selbst erfahrene Jäger in riskante Situationen bringen konnte.¹⁹

Höchste Vorsicht sollte bei der Verfolgung eines angeschweißten Büffels walten, der sich in Dickicht oder hohes Steppengras zurück zog. Solch ein Tier verharrte oftmals in oder hinter dichtem Buschwerk, um daraus zu einem - je nach verbliebenen körperlichen Möglichkeiten - mehr oder minder überraschenden Angriff gegen den/die Verfolger hervorzubrechen. Daher sollte bei solch einer Jagd ein großkalibriges Gewehr und möglichst noch ein Gewehr gleichartigen Kalibers, das zumeist ein Askari trug, in Reserve mitgeführt werden.

Ungeübten Jägern wurde generell von der Verfolgung angeschweißter Büffel abgeraten.

Nicht zuletzt in Folge der Jagdgesetzgebung und Jagdüberwachung durch die deutsche Kolonialverwaltung konnte bis zum ersten Weltkrieg ein Elefantenbestand von schätzungsweise 25.000 Tieren auf dem Tanganjikaterritorium gesichert werden. Die Elefanten hielten sich bevorzugt im Busch und im hohen Steppengras auf, durchwanderten bei Tag und Nacht aber auch offenes Steppengelände. Während der regenreichen Phasen im Frühjahr verließen jene Elefanten, welche die dichten Regenwälder im äußersten Norden der Kolonie bevölkerten, vorübergehend ihre angestammten Plätze, um südwärts in Steppengelände und Buschsavannen vorzudringen.

Die erfolgreiche Elefantenjagd setzte eine möglichst geringe Entfernung zur Jagdbeute voraus. Bei günstig stehendem Wind war es dem Jäger häufig möglich, bis auf kurze Distanz an das Tier heran zu kommen. Der Versuch des Elefantenabschlusses auf zu weite Entfernung, gegebenenfalls durch unmittelbar aufeinander folgende Schussabgaben aus einem doppeläufigen Gewehr, galt als unweidmännisch, da hierbei große, aber nicht zwingend tödliche Wunden gerissen wurden und sich das Tier womöglich in den Busch zurückziehen konnte, wo es entweder elend zu Grunde ging oder - nur mühsam überlebensfähig - ein Dasein im Zustand quälender Verkrüppelung fristen musste.

¹⁹ Eindrucksvolle Schilderungen der gefährlichen Jagd auf den Kaffernbüffel finden sich in dem höchst anregenden Buch 'Horned Death' von John F. Burger.

Die in Deutsch-Ostafrika bevorzugte Schusstechnik bei der Elefantenjagd war der Herzschuss unter Verwendung eines großkalibrigen Gewehrs, da die Region des Herzens und der zugehörigen Arterien eine vergleichsweise großflächige Zielfläche bietet und ein dortiger Geschosseinschlag sicher tödlich wirkt (Abb. 10). Das Zielen auf den Kopf des Elefanten war hingegen nicht unproblematisch, da das Gehirn des Tieres recht klein ist und von massiven Knochenstrukturen eingebettet wird.

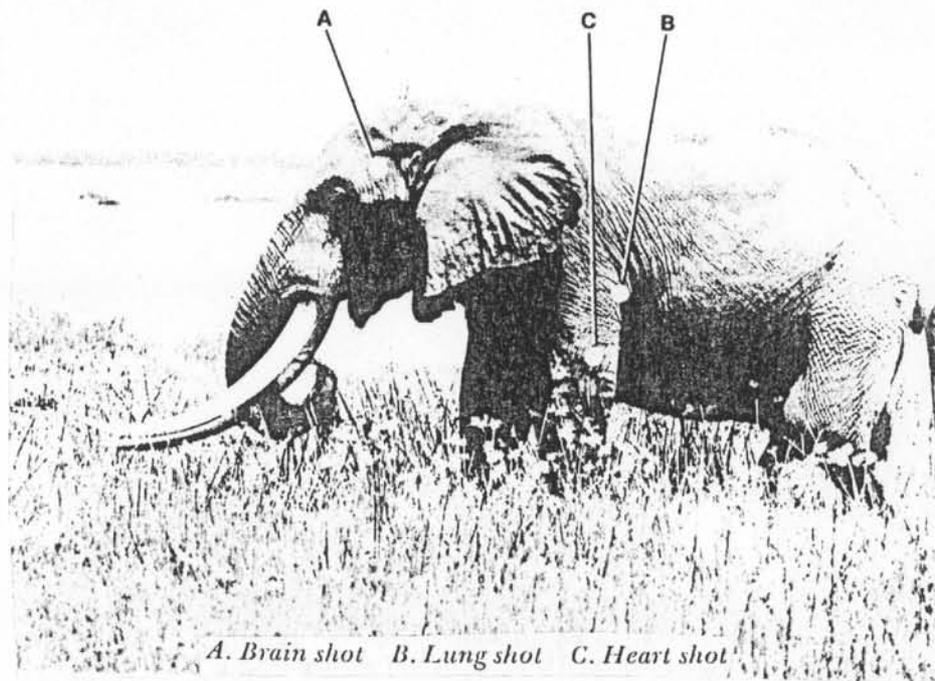


Abb. 10: Schuss-/Zielregionen beim Elefanten (Quelle: Mellon 1975, S. 164)

Das in der Bedeutung für den Großwildjäger eher subalterne Flusspferd (Hippopotamus) bevölkerte alle größeren Seen, Flüsse und stehenden Gewässer Deutsch-Ostafrikas. Oftmals beträchtliche Strecken über Land wandernd, hatten sich diese Tiere ihren Weg auch in kleinere Gewässer und selbst in ausreichend mit Tümpeln durchsetzte Regionen der Kolonie gebahnt.

Gerade im Bereich der kleineren Gewässer konnten die Flusspferde auch außerhalb des Wassers, wenn sie im anliegenden Buschwerk lagen oder zu beziehungsweise von der Äsung zum Wasser zogen, erlegt werden.

Die klobig aussehenden und plump wirkenden Flusspferde, ausgestattet mit mächtigen, als Trophäe begehrten Eckzähnen und starken Schneidezähnen, wurden durchaus als intelligent gekennzeichnet. Das im Wasser befindliche Flusspferd zeigte, sofern in noch nicht intensiv bejagten Gegenden Tanganjikas siedelnd, ein natürliches Interesse an Neuem und näherte sich oft - angelockt durch Stimmen und Geräusche - in harmloser Weise Lagerstätten von Jagdexpeditionen in Ufernähe an. Flusspferde, die auf ihrem Weg vom Land zurück in das Gewässer auf Menschen stießen, reagierten nach den Tiercharakterbeschreibungen aus der kolonialen Zeit hingegen in der Regel aggressiv und gingen zum Angriff über.

Der letale Schuss²⁰ auf ein sich im Wasser aufhaltendes Flusspferd führt dazu, dass es untergeht und erst nach etwa 12-14 Stunden wieder an die Oberfläche gerät, wo die Bergung des bis zu 4,5 Meter langen Tieres nur mit mehreren Helfern möglich ist. Nur an extrem heißen Tagen steigt das tödlich getroffene Flusspferd bereits nach 2-3 Stunden wieder an die Wasseroberfläche.

Ursprünglich fanden sich Nashörner, vor allem die so genannten Breitmaulnashörner, sowohl im offenen Steppengelände als auch im Buschwerk und den stärker bewachsenen Savannenstrichen Tanganjikas in großer Zahl. Bedingt durch starke Bejagung, bevorzugten sie im Laufe der Kolonisierung des Territoriums tagsüber immer mehr Dickicht und Gelände mit hohem Bewuchs, um sich gegen Sonnenuntergang in offenere, oftmals sumpfige Regionen zu 'wagen'. In ihre Rückzugsgebiete im Dickicht kehrten sie erst wieder in der Morgendämmerung zurück.

Die Reaktion des mit nur schwacher Sehfähigkeit ausgestatteten Nashorns auf Witterung, Hören oder unmittelbare Ansicht des Jägers beziehungsweise einer Menschengruppe in der Wildnis wurde in der seinerzeitigen Jagdliteratur vergleichsweise einheitlich beschrieben - als wütend-stupiden Vorpreschen in

²⁰ Herzschuss oder bei schwimmenden Exemplaren Kopfschuss mit großkalibrigem Gewehr und durchschlagskräftiger Munition (auf Grund der - wie beim Elefanten - ausgeprägten Knochenstrukturen im Kopfbereich).

Richtung des oder der Menschen, das aber keinesfalls mit dem gezielten und 'intelligenten' Angriff eines Büffels aus der Deckung heraus verglichen werden könne. Gleichwohl konnte ein umher trampelndes Nashorn, sollte es trotz seiner schwachen visuellen Koordinationsfähigkeit eine in Panik geratene Menschengruppe erreicht haben, allein schon auf Grund seiner mächtigen Proportionen (um 3,5 Meter lang und rund 2 Tonnen schwer) massive Schäden an Leib und Leben der Betroffenen anrichten.

Für den Abschuss von Nashörnern wurden möglichst nahe Positionen gegen den Wind und der Gebrauch eines großkalibrigen Gewehrs empfohlen; der Schuss sollte sich, um effektiv zu sein, insbesondere auf die weitflächige Herzgegend mit ihren zahlreichen koronaren Verzweigungen richten. Selbst das Verfehlen des Herzens oder einer Hauptschlagader und statt dessen ein Lungentreffer wurde - im Unterschied zu Erfahrungen bei Elefanten - als rasch tödlich wirkend beschrieben.

Der bevorzugt in den waldigen oder mit dichtem Buschwerk bewachsenen Regionen Deutsch-Ostafrikas lebende, gut getarnte Leopard konnte selbst von ambitionierten Jägern nur mit Mühe in offenem Gelände geschossen werden. Teils wurden diese Tiere unter Verwendung von Fallen erlegt, was unter jagdethischen Gesichtspunkten allerdings fragwürdig erscheinen muss (s. Kap. 3.2.3.2 f.).

Obwohl maximal eineinhalb Meter lang, galt und gilt diese Raubkatze den Großwildjägern als äußerst gefährlich. Nach den damaligen Berichten verlor manch unerfahrener Jäger, der es wagte, einen angeschweißten Leoparden in Dickicht und Buschwerk zu verfolgen, sein Leben oder wurde durch Bisse sowie die äußerst scharfen Krallen des verwundeten Tieres übel zugerichtet. Die kolonial-britischen Quellen beschrieben das Tier als intelligent, grausam und durchhaltefähig ("nothing but death will turn it"; Sayers 1930, S. 405).

Die Jagd auf Leoparden wurde mit Gewehren mittleren Kalibers und wenig deformierenden Geschossen betrieben, um das begehrte Fell nicht durch ausgefranzte Ein- beziehungsweise Ausschuss-'Krater' zu beeinträchtigen. Als Schusszielregionen dienten Herzgegend und Träger-/Lungenbereich, wobei der

Schuss auf die Blattschaukel als sicher zu bezeichnen war²¹, da die verletzte Schulter die Bewegungsfähigkeit eines eventuell angreifenden Leoparden beeinträchtigt und das penetrierende und Knochen durchschlagende Geschoss zudem lebenswichtige Organe wie die Lunge oder teils auch das Herz verletzt, was zu einem raschen Verenden des Tiers führt.

Löwen fanden sich mehrheitlich in den savannenartigen Regionen der Kolonie Deutsch-Ostafrika, wo ihnen hauptsächlich Antilopen, Zebras und Warzenschweine, gelegentlich auch Giraffen, als Nahrungsquelle dienten. Das Fell dieser Savannenlöwen wurde als eher hell, beige bis bräunlich gekennzeichnet. Im Süden der Kolonie traten als Subspezies auch so genannte Buschlöwen auf; diese dunkler gefärbten Tiere bevölkerten den Busch und die waldigen Regionen, wo sie hauptsächlich Buschschweine rissen. Gemäß der damaligen Berichte näherten sich Löwen vor allem im regenreichen März, wenn das Gras hoch stand, Dörfern an, um dort Eingeborene zu schlagen und fortzuschleppen.

Die Knochenstrukturen eines Löwen sind im Vergleich zum Elefanten fast als grazil zu charakterisieren, so dass wie bei der Leopardenjagd Gewehre mittleren Kalibers und wenig deformierende Geschosse, die geringe Ausschusslöcher verursachten, verwendet wurden (Abb. 11).

²¹ Diese Aussage hat selbstverständlich auch für die Gegenwart Gültigkeit.

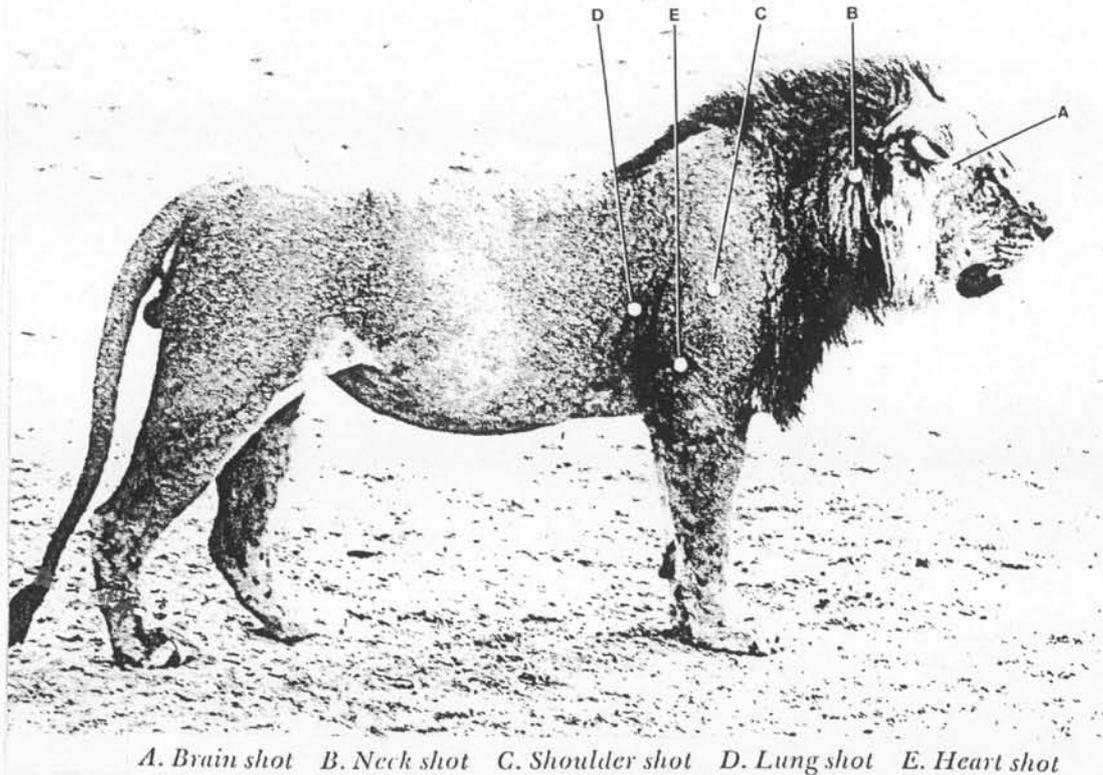


Abb. 11: Schuss-/Zielregionen beim Löwen (Quelle: Mellon 1975, S. 168)

Die bei der Großwildjagd in Deutsch-Ostafrika benutzten Waffen sollten drei Hauptkriterien dienen:

- ein angreifendes Tier, etwa einen angeschweißten Büffel, effektiv ausschalten zu können;
- ein Tier rasch zu töten und ihm Qualen zu ersparen;
- unspezifische Verwundungen, die zum Rückzug des getroffenen Tieres und einer langen Leidenszeit bis zu dessen Tode oder aber zu seinem Weiterleben mit Verkrüppelungen führen würden, zu vermeiden.

Innerhalb der damaligen Jägerschaft wurde kontrovers darüber diskutiert, ob Repetierbüchsen mit mehrgeschossigem Magazin (i.d.R. 5 Schuss) oder aber

Doppelbüchsen (Laufstellung: 00) beziehungsweise Bockdoppelbüchsen (Laufstellung: 8) für die Großwildjagd geeigneter seien. Doppelaufgewehre jener Zeit ermöglichten zwei unmittelbar aufeinander folgende Schussvorgänge.

Bei Mehrladern trat dagegen, bedingt durch den Repetiervorgang für das Nachladen der nächsten Patrone in die Patronenkammer, eine kurze Pause zwischen den Schussvorgängen auf.

Die Doppelbüchse bot durch die unmittelbare Schussfolge einen gewissen Vorteil dem direkt und schnell angreifenden Tier gegenüber.

Allerdings musste bereits nach zwei Schüssen nachgeladen werden, indem die Waffe durch einen Hebel geöffnet und durch vertikalen Druck ihre Läufe abgekippt wurden. Im Anschluss mussten die abgeschossenen Patronenhülsen herausgezogen und durch neue Patronen ersetzt werden, u.U. musste dann noch die Waffe durch Spannen der Abschlagshähne schussbereit gemacht werden.²²

Zusammenfassend betrachtet, dominierten in der deutsch-ostafrikanischen Großwildjagd Gewehre mittleren bis schweren Kalibers mit langem Lauf, deren Munitionierung beim getroffenen Tier eine sofortige und schwere Schockwirkung zeitigte. In den ausgewerteten Quellen wurden die folgenden Gewehrtypen beziehungsweise Munitionierungen häufiger genannt:

- der „alte Mauserkarabiner resp. die Jägerbüchse M./71/84“, die offenkundig in den 1890er Jahren gängig waren (Meincke 1900, o.S.);

- in den Folgejahren die Mauser M 88 ²³ („das geeignetste Jagdgewehr, ... als Pirschbüchse gearbeitet, dazu Patronen mit Bleispitze. Damit kann man alles schießen, vom Elefanten bis zur Antilope; es ist ein Universalgewehr“; Stentzler 1906, S. 75);

²² Eine noch detailliertere Schilderung der damals bereits verwendeten Kipplaufwaffen, insbesondere der Doppelbüchsen und ihrer technischen Ausgestaltung sowie der Eigenarten je nach Hersteller, würde hier zu weit gehen und den Erkenntniswert der Arbeit nicht steigern. Gleiches gilt für die Beschreibung der Geschosstypen. Mithin werden in der Folge noch einige Basisinweise zu in Deutsch-Ostafrika gängigen Waffentypen und Kalibergrößen/Munitionierung erteilt.

²³ Nach Angabe von Schellendorff (1900) handelte es sich bei der Mauser M 88 um einen „Repetitir-Karabiner“, für den sich Stahlmantelgeschosse eigneten.

- die mittelschwere Mauser 9,3 mm und die schwere, besonders für die Elefanten- und Nashornjagd benutzte Mauser 11 mm (die Angaben beziehen sich auf Kaliber bzw. Geschossdurchmesser), beide mit Stahlgeschossen munitioniert, die als Universalgewehre seit ca. 1905 immer stärkere Verwendung fanden (v. Hassel o.J., S. 39 f.). Allerdings wurde von Zeitzeugen auch darauf hingewiesen, dass die 9,3 Mauser im Verhältnis zu ihrer Leistung an der Küste in den höher gelegenen Regionen Deutsch-Ostafrikas „viel zu kurz“ schieße: „Jeder von Europa kommende Jäger und jeder Küstenbewohner gerät nach dem ersten Jagdtag in den Hochebenen meist in helle Wut. Die besten Schützen verzweifeln an ihrer Treffsicherheit, denn je genauer man zielt, umso sicherer unterschießt man sein Wild“ (Klingenberg o.J., S. 93).

Zur Bewaffnung sei noch angemerkt, dass für die weißen Europäer in Deutsch-Ostafrika das Jagen mittels Schusswaffen (Repetier- bzw. doppelläufige Gewehre) die Regel darstellte. Fast ausschließlich wurde Munition mit rauchlosem Nitropulver verwendet, Schwarzpulverpatronen waren fast bedeutungslos.

Eine noch weiter führende Beschreibung der bis in die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts hinein üblichen Jagdbüchsen und -gewehre sowie der waidgerechten Munition findet sich im Übrigen bei Schulze (1935).

Vor allem Vorderlader, aber darüber hinaus auch Speer, Pfeil und Bogen fanden bei den Jagden durch Eingeborene Verwendung.

Als Utensil der in Deutsch-Ostafrika getragenen Jagdkleidung erwies sich die Kopfbedeckung als unentbehrlich, da die intensive Sonneneinstrahlung auf Kopf und Nacken zu schweren, u.U. tödlichen Sonnenstichen hätte führen können. In der stärksten Tageshitze zwischen etwa 10:00 und 16:00 Uhr war der Tropenhelm Kopfschutz der Wahl, in den weniger intensiven Zeiten der Sonneneinstrahlung wurden zumeist Kappen aus leichtem Leinenmaterial (oder Leinen-Filz-Mischungen) getragen.

Während der Jagd trug man beige-bräunliche, sand- oder khakifarbene Baumwollkleidung (tarnend, atmungsaktiv, transpirationsreduzierend).

Trotz der tagsüber gegebenen Hitze waren kurze Hosen weniger beliebt, da hierbei Beinregionen, v.a. die Knie, der Sonneneinstrahlung, Verkratzungen durch Dornen etc. sowie Insektenbissen ausgesetzt gewesen wären.

Als Schuhwerk wurden Stiefel aus möglichst weichem Leder mit genagelten Sohlen bevorzugt; dem einwandfreien Sitz und der Schweißaufnahme dienten baumwollene Socken. Teils kamen auch Gamaschen zum Einsatz.

Das Tragen festen Schuhwerks und manchmal sogar doppelter Sockenpaare mag irritierend scheinen, diente aber nicht zuletzt der Insektenabwehr: Im wahrsten Sinne des Wortes lief man barfuß oder in Sandalen gehend Gefahr, an den Füßen von den so genannten Sandflöhen befallen zu werden. Diese winzigen, offenbar um 1850 aus Südamerika zunächst in die portugiesische Kolonie Angola eingeschleppten und sich dann bis nach Ostafrika ausbreitenden Parasiten bohrten sich bevorzugt unter die Nägel und saugten dort Blut, was unerträgliches Brennen und Juckreiz bewirkte. Weibliche Sandflöhe legten zudem ihre Eier an diesen schwer zugänglichen Stellen ab, was bei schleppender Antisepsis in schwer wiegenden Entzündungen, manchmal sogar in der Amputation der betroffenen Zehen, münden konnte.

Neben der Verwendung von dicht anliegendem und geschlossenem Schuhwerk wurden die Füße mit Petroleum therapeutisch wie auch prophylaktisch eingerieben, da der Parasit Petroleumgeruch nicht ertragen konnte (Schelcher 1938, S. 96 ff.).

Auf Jagdexpeditionen wurden neben den Jagdutensilien Zelte, Feldbetten, Decken, Waschbehältnisse, Essgeschirr, Petroleumlampen, Wasservorräte²⁴, sowie medizinischer und seuchenprophylaktischer Bedarf mitgeführt:

- Chinintabletten;
- Kaliumpermanganat als Antiseptikum, desgleichen Jod in pulverisierter und flüssiger Form;

²⁴ Das Wasser wurde in großen metallenen Flaschen und gegerbten Wasserschläuchen transportiert. Die Wasserbehältnisse waren mit einer Art feucht gehaltener Filzschicht umgeben, einerseits um Beschädigungen bzw. Auslaufen zu vermeiden, andererseits um das Wasser unter Ausnutzung der Verdunstungskälte halbwegs kühl zu halten. Das Wasser konnte grundsätzlich nur abgekocht genossen werden.

- Schmerz und Fieber senkende Präparate (die 1897 synthetisch erstmals hergestellte, patentgeschützte Acetylsalicylsäure, wurde seit 1899 unter dem Namen „Aspirin“ vertrieben, dieses sich rasch verbreitende Präparat fand sich als notwendiger Baustein der medizinischen Großwildjagdausstattung auch in den britisch-kolonialen Quellen aufgeführt);
- Kohletabletten (Durchfall, Nahrungsmittelvergiftungen etc.);
- Verbands- und Bandagenmaterial, Jodgaze, kleinere chirurgische Werkzeuge: Wundnähnadeln und -pinzetten, Skalpell, Scheren, Aderpressen etc.

Die Mitführung von Alkohol während der Jagd - es sei denn für medizinische Zwecke (Desinfektion etc.) - war „verpönt“.

Schillings (1924) wies allerdings an mehreren Stellen seiner Jagderinnerungen darauf hin, dass es in Deutsch-Ostafrika wohl Trunkenheit und Alkoholmissbrauch bei etlichen Personen im Jagdgeschehen gegeben habe.

Zur Proviantierung der Jagdbeteiligten diente nicht zuletzt das Fleisch erlegter Tiere.

Häufig anzutreffen war die schusswaffendominierte Einzeljagd, die von den entsprechend ausgerüsteten Weißen (Jagdutensilien, Schlafmatte, wärmende Textilien für die Nacht, Proviant, Wasser, Sanitätsmaterialien), aber auch von Eingeborenen, über Stunden, oftmals aber auch über Tage hinweg im Gelände durchgeführt wurde.

Im Zielgebiet wurde dann häufig die so genannte Pirschjagd (in der zeitgenössischen Literatur teilweise noch als „Pürsch“ oder „Birsch“ bezeichnet), also das Anschleichen an das Wild (Blase 1936, S. 334 ff.), praktiziert. Anschauliche Schilderungen des Pirschvorganges zur Erlegung von Großantilopen, aber auch von Nashörnern, erteilte Schillings (1924, S. 455 f., S. 465 ff.). Der gleiche Autor (1924, S. 434) beschrieb seine in Deutsch-Ostafrika auf Pirschgängen verwendete Jagdmontur²⁵ wie folgt, wobei sich seine Angaben - von der mangelnden Wertschätzung eines Tropenhelmes einmal abgesehen - mit den

²⁵ Schillings hob an gleicher Stelle auch den Nutzwert tarnfarbiger Kleidung, etwa mischbraun-sandfarbiger Jagdtextilien, hervor.

voraus gegangenen Hinweisen zur jagdlich-tropischen 'Kleiderordnung' insgesamt decken:

„Ich pflege nie während des Tages einen Rock zu tragen; ein bodenfarbiges rohseidenes Kleid, weit geöffnet, die Ärmel aufgekrempt, sagt mir dort unterm Äquator am meisten zu. Sehr weite, starke und schwere, scharf benagelte Schnürschuhe allerbesten Machwerkes, zwei Paar Strümpfe übereinandergezogen, um die Hitze möglichst abzuhalten, weiche Ledergamaschen, erdfarbiges Beinkleid und ein doppelter, sehr breitrandiger und gut ventilierter Filzhut vervollständigen meine höchst einfache Gewandung. Einen Tropenhelm habe ich (...) nur ganz selten getragen“.

Häufig ging der eigentlichen Pirschjagd eine so genannte Fährten- oder Marschjagd voraus (etwa Aufnahme von Elefantenfährten, Pirsch bei Erreichen der Tiere).

Bei angeschweißtem Wild bestand das waidgerechte Vorgehen (zu weiter gehenden Erläuterungen s. Kap. 3.2.3.3 f.) in der sofortigen Aufnahme der Nachsuche und der Erlegung des Wildes. Ohne solch eine sofortige Nachsuche wäre durch die Sonneneinstrahlung, die herrschenden Temperaturen, aber auch durch anderweitig kreuzende Tiere, die Fährte nicht zu verfolgen gewesen.²⁶ Weiterhin bestand die Gefahr, dass das waidwunde Wild qualvoll verendete, das Wildbret verhitze und ungeniessbar wurde, Fell beziehungsweise Decke nicht mehr zu verwerten waren und die Trophäe Schaden nahm.

Die Nutzung von Pferden und Hunden bei der Jagd war im ostafrikanischen Gelände - und auch angesichts des Klimas - kein probates Mittel (Schillings 1924, S. 447; gewisse Ausnahmen waren jedoch v.a. bei „Safarijagden“ gegeben; siehe folgende Textpassagen).

Wesentlich häufiger wurden hingegen schwarze Jagdhelfer eingesetzt, die auch Teile des Proviantes und der Ausrüstung trugen. Dieser Modus, unter Einsatz eines weißen Jagdführers, kam auch für die geführte Jagd von eingereisten Jagdgästen in Frage.

²⁶ Diese Form der Waidgerechtigkeit deckt sich mit der grundsätzlichen Forderung, dass Jagdausübung sowohl einer Philosophie wie auch einer Ethik bedarf. Wenn schon das Jagen ein natürliches, im Menschen gleichsam angelegtes Phänomen repräsentiert (vgl. etwa Ortega y Gasset 'Meditationen über die Jagd'), das - eingebettet in den Kreislauf von Werden und Vergehen - zum Gesamtnutzen von Flora und Fauna wirkt, so ist es doch erforderlich, den jagdbaren Tieren unnötiges Leid zu ersparen oder aber unwürdige Jagdformen (Massenabschüsse, „Erlebnis“-Jagden durch inkompetente Jäger 'in eigener Regie' etc.) zu unterbinden (vgl. zu diesen Positionen auch Kühnle 1997).

Die Safarijagd im moderneren Sinne, also unter Nutzung motorisierter Fahrzeuge, war in Deutsch-Ostafrika kaum praktikabel. Bei den damaligen „Safarijagden“, sinnverwandt auch als „Jagdexpeditionen“ bezeichnet, handelte es sich zumeist um Marschtrupps mit einem weißen Jagdführer und schwarzen Jagdhelfern (ebenso wie die farbigen Soldaten in deutschen Truppen „Askaris“ genannt). Teils wurden auch Pferde, Mulis und eine Art von offensichtlich besonders geländegeeigneten „Zwergkamelen“ mitgeführt, besonders dann, wenn weibliche Gäste Jagdeindrücke sammeln wollten.

Die in Europa verbreitete Ansitzjagd, also das „Erwarten“ des Wildes aus geschützter Position (Hochsitz, 'Kanzel'; 'Ansitzschirm', engl. 'blind'), wurde auch in Deutsch-Ostafrika gelegentlich praktiziert (zum Teil aus Dornbüschen und ähnlichen Verhauen heraus).

Vor allem die nächtliche Ansitzjagd erwies sich jedoch als sehr belastend, weshalb Schillings (1924, S. 488) diesbezüglich doch einige Kritik äußerte und auf die spezifischen Beanspruchungen hinwies:²⁷

„In vielen Fällen ist es nicht möglich, einen Hochsitz auf Bäumen herzurichten. Dann aber sind viele Wildarten - unter Umständen auch Löwen - zu scheu, um sich einem unmittelbar auf der Erde befindlichen Ansitze zu nähern, und der Schütze hängt in diesem Falle allzusehr vom günstigen Winde ab. Die Angriffe von Insekten verschiedenster Art, vor allen Dingen der Ameisen, sind ein sehr erheblicher Übelstand. Nichts aber schwächt in den Tropen den Körper mehr und disponiert ihn zu Fieberanfällen, als die Entziehung des so notwendigen Schlafes. (...) Ich habe sowohl den Hochansitz, wie auch den nächtlichen Ansitz im Dornenverhau verborgen, verschiedene Male verflucht“.

Fragwürdige beziehungsweise nicht waidgerechte Jagdformen auf Großwild und andere Tiere, wie etwa das Erlegen des Wildes aus reiner Gewinnsucht (Elfenbein, Hörner, Häute, Fleisch), durch zugereiste Personen (insb. 'Buren') und die eingeborene Bevölkerung, sowie die Jagd mit Schlingen, Fallgrubensystemen (Gefahr der Erlegung von Jungwild und trächtigen Muttertieren), wurden in Deutsch-Ostafrika teils praktiziert.

²⁷ Wobei er gerade die nächtlichen Ansitzjagden auf Grund der vielen ungewohnten Sinneseindrücke als unvergessliche Erlebnisse charakterisierte und hierbei - mit Blitzlicht - auch faszinierende Tierphotographien aus nächster Nähe schießen konnte.

Seitens der Kolonialverwaltung begegnete man solchen Fehlentwicklungen beziehungsweise Waidfreveln mit entsprechenden juristischen Sanktionen (s. Kap. 3.2.3.2 f. sowie die Darlegungen zum Jagdrecht in Kap. 3.2.4).

Zur besseren Einordnung des Jagdgeschehens in Deutsch-Ostafrika finden sich in der folgenden Tabelle 1, nach den Verwaltungsbezirken geordnet, die Jagdfrequenzierung der verschiedenen Gebiete, jagdliche Besonderheiten, sowie die Jagdausübung durch Eingeborene beschrieben. Die Angaben in der Tabelle wurden aus den Veröffentlichungen des Reichskolonialamtes (1913, S. 9-33) heraus gezogen und vom Verfasser übersichtlich aufbereitet.

Zur Jagd durch die Eingeborenen²⁸ sei noch angemerkt, dass die verschiedenen Stämme überwiegend nicht auf die Jagd als Existenzgrundlage angewiesen waren; vereinzelte Stämme, besonders die abgeschieden lebenden und wenig in Kontakt mit Weißen getretenen ethnischen Gruppen, lebten mithin vorrangig von der Jagd und bestritten hieraus unmittelbare Ernährung, Bekleidung und Bevorratung.

Zu den eingeborenen Stämmen auf dem Territorium Deutsch-Ostafrikas, die hohe Fertigkeiten insbesondere bei der Löwenjagd aufwiesen, waren die nomadisierenden Massai zu rechnen.

²⁸ Einzelne Stämme zeigten nach den Angaben des Reichskolonialamtes (1913, S. 9 ff.) sehr hohes jagdliches Geschick und vermochten es sogar, in Jagdgruppen Büffel mit Speeren anzugreifen und zu erlegen. Kleintiere wurden von einigen Eingeborenenstämmen auch unter Benutzung von Giftpfeilen erlegt.

Tab. 1: Charakterisierung des Jagdgeschehens in den verschiedenen Bezirken Deutsch-Ostafrikas (nach Angaben des Reichskolonialamtes, Erhebungszeitraum 1910-1912)

Bezirk	Jagd durch Weiße (Relevanz, Vorgehensweise, Besonderheiten)	Jagd durch die Eingeborenen (Vorgehensweise, Besonderheiten)
Wilhelms-tal	Weißer als Gelegenheitsjäger	Jagd mit: Vorderladern (VL), Netzen, Fallen, Pfeil und Bogen, z.T. Hetzjagden mit Hunden
Tanga	Weißer als Gelegenheitsjäger	Jagd mit: VL, Pfeil und Bogen, Fallgruben
Baga-mojo	Weißer als Gelegenheitsjäger (keine gewerbsmäßige Jagd)	Jagd primär mit VL
Morogoro	Weißer als Gelegenheitsjäger	Jagd primär mit VL, selten mit Pfeil und Bogen
Dares-salam	Weißer meist als Gelegenheitsjäger, vereinzelt gewerbs- und sportmäßige Jagd	Jagd v.a. mit Netzen/Fallgruben und VL, gelegentlich mit Pfeil und Bogen
Rufiji	Regelmäßiges Jagen durch die ansässigen Weißen, auch gewerbsmäßiges Jagen	Jagd mit: VL, Schlingen
Kilwa	Regelmäßiges Jagen durch die ansässigen Weißen, vor 1912 gewerbsmäßige Jagden (Elfenbein) mit starker Dezimierung der Elefantenbestände	Jagd mit: VL, Pfeil und Bogen, Gruben, Fallen, Netzen
Lindi	Regelmäßiges Jagen durch die ansässigen Weißen, auch gelegentliche Elefanten-Jagdexpeditionen	Jagd primär mit VL
Ssongea	Weißer als Gelegenheitsjäger, teils (vereinzelte) gewerbsmäßige Elefantenjagd toleriert	Jagd mit: VL, Pfeil und Bogen
Langen-burg	Weißer als Gelegenheitsjäger, vor 1910 häufige Jagdexpeditionen	Jagd mit: VL, auch mit Pfeil und Bogen sowie mit Netzen
Udjidij	Weißer als Gelegenheitsjäger, keine Jagdexpeditionen	Jagd mit: VL, Pfeil und Bogen, Gruben, Fallen, Netzen; z.T. Treibjagden
Tabora	Weißer als Gelegenheitsjäger, keine Jagdexpeditionen	Jagd mit: VL, Pfeil und Bogen, Gruben, Fallen, Netzen; Treibjagden in Fallgruben hinein, dort Speerung der Tiere
Dodoma	Weißer als Gelegenheitsjäger, z.T. Jagdexpeditionen gewerbsmäßiger Jäger	Jagd primär mit VL
Kondoa-irangi	Z.T. jagdliche Auswüchse durch zu starken Nashornabschuss, Jagdexpeditionen	VL-Jagden, vor 1910 wahllose Büffelabschüsse durch den Stamm der Makus mit resultierenden Wildschäden
Moschi	Ansässige Weiße als Gelegenheitsjäger, intensive Jagdausübung durch sonstige Personen (Sportjagden, Expeditionen), vor 1910 z.T. gewerbsmäßige Jagdauswüchse mit Wildschäden	Jagd mit: VL, Pfeil und Bogen, Gruben, Fallen, auch mit Giftpfeilen

(Fortsetzung der Tabelle auf der Folgeseite)

Tab. 1: Charakterisierung des Jagdgeschehens in den verschiedenen Bezirken Deutsch-Ostafrikas (nach Angaben des Reichskolonialamtes, Erhebungszeitraum 1910-1912) - Fortsetzung

Bezirk	Jagd durch Weiße (Relevanz, Vorgehensweise, Besonderheiten)	Jagd durch die Eingeborenen (Vorgehensweise, Besonderheiten)
Iringa	Weißer als Gelegenheitsjäger, teils Jagdexpeditionen	Jagd primär mit VL, teils mit Speeren, Pfeil und Bogen, sowie Schlingen; auch Hundehetzjagden mit überwiegend jungen, hochtragenden Tieren als Beute (Jagdfrevel)
Mahenge	Jagd als „Liebhaberei“ und Sport in mäßigem Umfang, auch Jagdexpeditionen und gewerbsmäßiges Jagen, Jagdauswüchse vor 1910	Jagd mit: VL, Pfeil und Bogen, Netzen, Gruben; Jagd auf Flusspferde mit Harpunen und Speeren
Muansa	Weißer als Gelegenheitsjäger, vor 1910 häufiger gewerbsmäßige Jagd und Jagdexpeditionen	Verbreitete Jagd mit Giftpfeilen; ferner Einsatz von VL, Schlingen, Gruben
Bukoba	Nur im Minsirowald häufige Jagden durch ansässige Weiße, v.a. auf Büffel; im Minsirowald auch gewerbsmäßiges und Sport-Jagen	Nur wenig Jagd; teils Einsatz von Speeren; auch Jagd mit Gruben und Speerung der Tiere (trotz mehrfacher Untersagung)
Ruanda	Gegegentliches Sport-Jagen durch ansässige Weiße, vor 1910: Wildschäden durch gewerbsmäßige Elefantenjäger	Jagd mit Pfeil und Bogen, Giftpfeilen, Speeren, Netzen und Fallgruben
Urundi	Angesichts der Verhältnisse (viel Weideland) kaum Jagdgeschehen	Speerjagd selbst auf Büffel, ferner Fallen, Netze, Gruben, auch Jagd mit Giftpfeilen

3.2.3.2 Rekrutierung von Jagdhelfern

Die Anwerbung farbiger Soldaten und (Jagd-)Helfer wurde in Deutsch-Ostafrika von den dortigen Kolonial-¹Herren' als unentbehrlich angesehen. Letztere wussten, dass sie „mit einer rein deutschen Truppe“ unter den Bedingungen von Savanne und Steppe nicht bestehen konnten (Haupt 1989, S. 14). Während jedoch in der vorkolonialen Phase auf dem Territorium Tanganjikas die Aushebung von Hilfskräften vor allem durch arabische Kaufleute und nomadisierende Araberstämme häufig im Zusammenhang mit Sklavenhandel vollzogen wurde, stellte sich hier die deutsche Kolonialverwaltung von Anfang an solch einer fragwürdigen Möglichkeit entgegen (Haupt 1989, S. 14 ff.). Dies lässt sich auch verdeutlichen an Hand der entsprechenden Ausführungen im Reichsgesetzblatt (1891, Nr. 10, S. 53 ff.; „Gesetz, betreffend die Kaiserliche Schutztruppe in Deutsch-Ostafrika“, unterfertigt von Kaiser Wilhelm II.):

„Wir Wilhelm, von Gottes Gnaden Deutscher Kaiser, König von Preußen, verordnen im Namen des Reichs, nach erfolgter Zustimmung des Bundesraths und des Reichstages, was folgt:

§1.

Zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung und Sicherheit in Deutsch-Ostafrika, insbesondere zur Bekämpfung des Sklavenhandels, wird eine Schutztruppe verwendet, deren oberster Kriegsherr der Kaiser ist“.

Jagdexpeditionen fanden - unter Mithilfe schwarzer Jagdhelfer beziehungsweise Askaris, deren Verpflegung und Ausstattung im allgemeinen akzeptabel waren - oftmals im militärischen Kontext statt, wobei allerdings in vielen Fällen die Trennlinien zwischen 'offizieller' und privater Tätigkeit verschwammen: D.h., Angehörige der Schutztruppe führten solche Expeditionen außerhalb ihrer eigentlichen Dienstobliegenheiten durch oder aber nutzten nach ihrem Ausscheiden aus dem aktiven Dienst, häufig als Farmer oder Pflanze in der Kolonie verbleibend, ihre früheren Kontakte zu Askaris, um auf diese als Jagdhelfer zurückgreifen zu können (s. auch Haupt 1989, S. 14 f.). Auch Jagdinteressierte, die sich als Besucher nur kurz- bis mittelfristig in der Kolonie aufhielten und hier nicht-militärischen Funktionen nachgingen (Forscher, Abenteurer etc.), konnten zur Anwerbung farbiger Jagdhelfer die Unterstützung durch Angehörige der Schutztruppe in Anspruch nehmen.

Wie an anderer Stelle vertieft wird, entwickelten sich in manchen Fällen durchaus authentisch-kameradschaftliche Bindungen zwischen weißen Jägern und eingeborenen Jagdhelfern, so dass der Prozess der Anwerbung und Versorgung dieses Personenkreises nicht nur im Sinne eines Weisungs- und Abhängigkeitsverhältnisses zu interpretieren ist.

3.2.3.3 Historische Rahmenbedingungen und gegenwärtige Konzepte von Jagdethik und Waidgerechtigkeit

In der Folge sollen der Begriff 'Jagdethik' und seine Rahmenbedingungen erörtert werden, um auf dieser Basis bewerten zu können, inwieweit das Jagdgeschehen in Deutsch-Ostafrika ethischen Maßstäben entsprach oder aber - aus weiter zu analysierenden Gründen - davon abwich.

Vor etwa 8.000 bis 12.000 Jahren überwand der moderne Mensch die Stufe eines Jägers und Sammlers und konnte eine rationale Nahrungsmittelproduktion

aufnehmen. Nach Maylein (1999) sind bereits im Neolithikum (Jungsteinzeit) und in den folgenden Metallzeiten die Anfänge produktiver Nahrungserzeugung durch Landwirtschaft und Haustierhaltung domestizierter Wildtiere zu finden. Diese sesshafte Wirtschaftsweise führte dazu, dass Jagd nicht mehr aus unmittelbarer Überlebensnotwendigkeit, sondern zunehmend aus anderen Gründen, etwa zum Vergnügen oder zu Zwecken der Körperertüchtigung, praktiziert wurde.

Die eigentliche 'historische' Phase, über die schriftlich fixierte Aufzeichnungen und Überlieferungen vorliegen, wies für die meisten Kulturräume Europas und Asiens eine zunehmende Aristokratisierung der Jagd auf. Gerade die in Deutschland bis 1848 weitgehend uneingeschränkte Feudaljagd ging jedoch mit Jagdpraktiken einher, die an Grausamkeit kaum zu überbieten waren und jeglichem modernen Tierschutzgedanken zuwider liefen (u.a. Einsatz gezielt verletzter/blutender Wirbeltiere als Köder). Die Wurzeln dieser als unethisch zu kennzeichnenden Praktiken dürften zum Teil in einem mechanistischen Weltbild gelegen haben, das Tiere als seelenlos erkannte' (vgl. Stahl 1994), andererseits aber auch in der allgemeinen Sittenverrohung des Mittelalters:

„Die Tötung der zu bejagenden Wildtiere konnte nach dem Willen der feudalen Jagdgesellschaften (...) auch auf grausamste Weise erfolgen, da diese Automaten aufgrund des fehlenden Empfindens weder positive noch negative physische oder psychische Äußerungen kannten. Abgesehen von der Ambivalenz der damaligen Zivilisation in ihrem Verhältnis zum Wildtier, war diese auch sehr wohl ausgeprägt im Verhältnis der Menschen untereinander. Allein auf dem Bereich der Folter und der Kriegs- und Hinrichtungstechniken ist diese Gegensätzlichkeit zu spüren. Ethik und Moral agierten auf einer ganz anderen Ebene die wiederum ein Abbild ihrer Zeit war. Insofern hat die Bezeichnung des Mittelalters, als die dunkle Zeit vor dem Licht der Moderne, durchaus seine Berechtigung“ (Maylein 1999, o.S.).

Das mechanistische Weltbild, das seine stärksten Ausprägungen zwischen dem 17. und dem Ende des 19. Jahrhunderts finden sollte, ebnete nach Bondolfi (1994) letztendlich den Weg zur Gleichgültigkeit dem Leid der Tiere gegenüber und zu deren „Industrialisierung“ (Massenhaltung, Reproduktion) in der modernen Gesellschaft. Allerdings lässt sich das Denken in tierrechtlichen und ethisch-jagdkritischen Kategorien bereits einwandfrei für das 16. bis 17. Jahrhundert belegen: So nennt Cartmill (1993) als bedeutende Kritiker den Humanisten Erasmus von Rotterdam (1465-1536) sowie den englischen Staatstheoretiker und Philosophen Thomas Morus (1478-1535), die beide Schlächtereien bei der Jagd

anprangerten und Jäger ihrer Zeit als stumpfsinnige, arrogante Aristokraten titulierten.

Gleichwohl waren im Bereich der Ethik gegenüber den Tieren über die nächsten drei Jahrhunderte hinweg im von der europäischen Kultur- und Geistesgeschichte geprägten Raum keine durchgreifenden Verbesserungen zu erkennen (Maylein 1999). Die moderne Jagdethik und ihre weltanschauliche Unterlegung, wie sie beispielsweise in den Ethiküberlegungen eines Peter Singer gegeben ist (Singer 1982, Flury 1998), ist verknüpft mit der 'Entaristokratisierung' und Transparenzmachung des Jagdgeschehens sowie mit einer empathischeren Einstellung in Bezug auf das Tier, welche sich wiederum auf Basis einer allgemeinen kulturell-moralischen Hebung (etwa Abschaffung der Folter, Umsetzung Leitlinien der französischen Revolution, Ausarbeitung verbindlicher Rechtsnormen etc.) vollzog.

Moderne Jagdethik, deren Grundzüge im Einzelnen in der Folge dargelegt werden, fordert aber nicht nur Achtung gegenüber der Würde und Leidensfähigkeit des Tieres ein, sondern integriert Jagd in den Kontext ökologisch-wirtschaftlicher und artenschutzrelevanter Notwendigkeiten und hinterfragt schließlich auch kritisch archaische Verhaltens- und Erlebnismuster von Jägern.

Dabei ist zu bedenken, dass es sich bei allgemeiner wie jagdlicher Ethik um einen sich in Entwicklung befindlichen Prozess handelt, der nicht zum Stillstand kommen wird, da immer wieder neue Erkenntnisse in das normative Gefüge eingebaut werden müssen:

„Ethik ist - hier gleicht sie dem Spiel der Kräfte in der Natur - immer in Bewegung, ist immer Prozeß. Sie lebt von Mosaiksteinchen, die zusammengetragen werden, die zusammen ein ganz individuelles Puzzle ergeben. Verantwortungsbewußte Menschen werden nicht umhin kommen, in ihrer Zeit ein solches Puzzle zusammen- und wohl immer wieder umzubauen“ (Kornder 1998, S. 2).

Vor einem solchen Hintergrund war vorliegend auch eine Bewertung jagdlichen Verhaltens in Deutsch-Ostafrika unter Berücksichtigung der damaligen Werteschemata vorzunehmen.

Beim Abgleich dieses Verhaltens mit dem aktuellen Verständnis von Jagdethik hätte sich ansonsten leicht das Risiko einstellen können, durch Fixierung auf die

Gegenwartsposition die seinerzeitige Denkungsart und Werthaltung auf letztlich überhebliche Art und Weise zu reflektieren.

Bei aller Berechtigung, die ethische und tierschutzrechtliche Überlegungen bei der Jagdausübung einnehmen sollten, ist stets das emotionale beziehungsweise triebdynamische Geschehen, das die Person des Jäger motiviert beziehungsweise ergreift, zu berücksichtigen.

So wies der spanische Philosoph Ortega y Gasset (1883-1955) darauf hin, dass das Jagen für den Menschen eine „Berufung zum Glücklichein“ darstelle. Der Mensch verzichte in der Jagd bewusst auf die Ausschöpfung der ihm zur Verfügung stehenden technischen Möglichkeiten, um ein Tier zu töten, sondern wolle in einer Art von Wettbewerb dem Tier geradezu eine Chance geben. Nur durch Zugeständnisse dem Wildtier gegenüber bewahre er sich das 'wirkliche' Jagen - und damit verbunden die Möglichkeit einer emotionalen Befriedigung (Ortega y Gasset 1997).

Im Stadium der Jäger und Sammler, also in der menschlichen Frühzeit vor Beginn der Sesshaftigkeit des Menschen, fand - wie bereits erörtert - die Jagd als überlebensnotwendiges Mittel zur Existenz sichernden Nahrungsbeschaffung statt (Maylein 2000). Wildprodukte dienen noch heute vielen jagenden afrikanischen Stämmen zur lebenswichtigen Versorgung mit tierischer Nahrung. Die Jagd stellt dabei zwar einen wichtigen kulturellen und religiösen Bestandteil der Stammeskulturen dar, bezieht ihre Rechtfertigung aber in erster Linie nicht aus traditionsgebundenen Überlegungen, sondern nach wie vor aus der Sicherung menschlicher Grundbedürfnisse (Schüle 2001). Auch in Deutsch-Ostafrika war die so genannte „Subsistenzjagd“ gegeben, wobei diese Eigenversorgung mit Nahrungsmitteln und anderen wichtigen Produkten wie zum Beispiel Kleidungsstücken oder sogar Werkzeugen in Form von Anfertigungen aus tierischem Knochenmaterial (Subsistenzmittel) vor allem für weitgehend von Weißen isoliert lebenden Stämmen eine Rolle spielte (s. Kap. 3.2.3). Zusammenfassend betrachtet, stellte die Sicherung von Ernährung und Bekleidung schon immer einen rational begründbaren und ethisch vertretbaren Grund für das Töten von Tieren dar.

In 'modernerer' Zeiten zunehmender Notwendigkeit ökologischen Handelns und sozialer Verantwortung stellt sich generell die Frage nach einer zeitgemäßen Vertretbarkeit tradierter Jagdpraktiken. Eine gewisse Reformbedürftigkeit des Jagdwesens und somit die Notwendigkeit einer Neuorientierung der Jagdethik ergibt sich bei oberflächlicher Betrachtung allein schon aus der Tatsache, dass viele Jagdgesetze in den westlichen Industrieländern auf althergebrachten Regelwerken basieren, die aus Epochen datieren, in denen die zunehmende Notwendigkeit einer Berücksichtigung auch ökologischer Zusammenhänge und sozialer Verantwortung noch nicht im Mittelpunkt des Interesses stand.²⁹ Zweifellos bezweckten solche Regelwerke in einem beträchtlichen Grad die Sicherung mit der Jagd verbundener Eigeninteressen (ÖJV 2002). Insgesamt haben sich jedoch die Regelwerke im Hinblick auf Arterhalt und Artenvielfalt bewährt.

Zudem bildeten Natur- und Wildschutzinteressen in der langjährigen Jagdtradition einen integralen Bestandteil der Jagdregularien (zum Beispiel Deutsch-Ostafrikas, s. Kap. 3.2.4), was von modernen Jagdkritikern, die nur allzu leicht die etablierten Jagdregularien pauschal als 'unethisch' einordnen, nicht wahrgenommen wird. Dass schließlich trotz Subsistenzausrichtung das Jagdgebaren von Naturvölkern (auch in früheren historischen Epochen) völlig konträr zu jeglicher Form von Jagdethik stand, wird aus moderner Perspektive häufig übersehen. Dieses Gebaren sei exemplarisch an Hand der afrikanischen Buschmannjagd skizziert:

„Seit Zeitgedenken nutzen nahezu alle ethnischen Gruppen die Fleischressourcen der Wildtierbestände als Vorrat für essentielle Eiweiße. Höhlenmalereien von Buschmännern berichten über erfolgreiche Treibjagden auf Springböcke im Süden Südafrikas, bei denen man hunderte, ja tausende von Springböcken auf grausamste Art über Felsklippen in den Tod trieb“ (Schüle 2001, S. 52).

Gleichwohl sind Konstellationen denkbar, in denen jagdliche, von psychologischen Faktoren bestimmte Eigeninteressen mit jagdethischen Prinzipien nicht konform gehen können und daher kritisch zu hinterfragen sind. Die Möglichkeit einer solchen Diskrepanz soll zunächst an Hand bestimmter psychodynamischer Faktoren näher beleuchtet werden (s. auch Kap. 4.3.1).

²⁹ Beispielsweise stützt sich das Bundesjagdgesetz immer noch auf das Reichsjagdgesetz aus dem Jahre 1934, dessen Grundkonzeption und Ausgestaltung allerdings bereits vor 1933 festlagen.

Bei der Ausübung des Privilegs der Jagd haben psychologische Faktoren wie zum Beispiel das Empfinden von Freude oder Lust am Jagen einen nicht zu unterschätzenden Stellenwert inne. Die Gegebenheit solcher Faktoren, die in einem krassen Gegensatz zur Ethik als der „Lehre vom sittlichen und moralischen Verhalten des Menschen“ (Kornder 1998, S. 1) stehen sollen, wird oftmals von Jagdkritikern ins Feld geführt.

Wenngleich 'Lustelemente' wie etwa Jagdausübung als Erfahrung der Natur in ihrer Vielfältigkeit und Ursprünglichkeit sowie das Empfinden von Freude darüber ethisch durchaus vertretbar sein und für Jäger sogar ein nicht zu unterdrückendes Anrecht darstellen mögen (Schüle 2001, S. 121 ff.), so ist sicherlich eine rein auf die 'Freude am Töten' oder 'imponierwütige' Eigeninteressen abzielende Jagdausübung mit den Prinzipien der Jagdethik nicht vereinbar. Zu solchen, als unethisch zu kennzeichnenden Eigeninteressen kann unter bestimmten Bedingungen das 'Prahlen' mit Trophäen gerechnet werden.³⁰

Die Trophäenjagd wäre dann als normativ - und auch ökologisch - fragwürdig zu charakterisieren, wenn sich das Jagdinteresse ausschließlich auf starke und kräftige Tiere erstreckte. Unter solchen Umständen würde sich im Laufe der Zeit zwangsläufig eine naturwidrige Fehlauselese entwickeln. Sofern als Trophäenträger nur männliche Tiere zur Tötung anstünden, würden diese gemäß Askin (1991) den Jungtieren überdies als Wissensvermittler (Modell-Lernen) fehlen, was wiederum die Einschränkung der Überlebensfähigkeit der entsprechenden Tierpopulation zur Folge hätte.

Auf derartige, biologisch nachteilige Risiken einer (möglicherweise aus psychodynamischen Motiven gespeisten) Konzentration auf die Trophäenjagd beziehungsweise der Jagdfokussierung auf besonders exponierte Tiere wies auch Schüle (2001, S. 180 f.) am Beispiel Tansanias, des früheren Deutsch-Ostafrikas, hin:

„Ein Löwenrudel wird immer von einem männlichen Löwen beherrscht, der wiederum alle weiblichen Tiere begattet und somit für den Nachwuchs des Rudels sorgt. Wenn nun diesen Löwen wegen körperlicher Schwächen, seines Alters oder einfach angesichts körperlicher Unterlegenheit ein anderer Löwe verdrängt, dann tötet der neue Herrscher alle Jungen seines Vorgängers und begattet die

³⁰ Inwieweit einem regelrechten 'Trophäenfieber' der oftmals unbewusste Wunsch der Jäger zugrunde liegen mag, ihre Männlichkeit unter Beweis zu stellen oder beim anderen Geschlecht Aufmerksamkeit zu erzeugen, wird noch an anderer Stelle aufgegriffen (s. Kap. 4.3.1).

weiblichen Tiere neu. Das gleiche passiert, wenn ein Mähnenlöwe als Herrscher eines Löwenrudels von einem Jagdtouristen zur Strecke gebracht wird. Eine permanente Bejagung der männlichen Löwen aus einem Rudel beeinflusst die Erfolgsrate der Aufzucht der Jungtiere also erheblich. In Loliondo, einem Jagdgebiet im Norden Tansanias, bestätigt sich diese These. Man stellte fest, dass sich in dem Jagdgebiet sehr wenig männliche Löwen und kaum Junglöwen befanden. Im Vergleich zu einem an Loliondo angrenzenden Gebiet (Calibration Area), in dem die Löwen nicht bejagt werden, sieht es wie folgt aus: In Loliondo ergaben die Zählungen lediglich 6% Jungtiere, im Calibration-Gebiet demgegenüber 27%“.

Mithin ist kritisch zu hinterfragen, inwieweit das Zurschaustellen von Trophäen, etwa zum Zwecke der Prämierung, wirklich 'unethisch' ist. Das (theoretische) Negativbeispiel wäre zweifellos die jagdliche Konzentration auf Trophäen junger, unfertiger Tiere.

Im Rahmen einer Prämierung kann aber auch das 'Herauswachsen-Lassen' anerkannt werden, d.h. es werden Trophäen alter Tiere ausgestellt, was - im Rahmen des Hegeprinzips - in der Umkehr den Verzicht auf die Erlegung junger beziehungsweise heranreifender Tiere beinhaltet. Die jagdlichen Maßnahmen der Wildhege zielen darauf ab, einen artenreichen, kräftigen und gesunden Wildbestand zu erhalten. Dies erfordert in gewissem Ausmaß die Erlegung alter oder kranker Tiere auf der einen und die Schonung gesunder, kräftiger Vater- und Muttertiere gemäß züchterischer Gesichtspunkte auf der anderen Seite. Das oftmals polemische, unsachliche Kritik herausfordernde Ausstellen beziehungsweise Prämieren von Trophäen ist unter Berücksichtigung eines solchen Hegekontextes durchaus als normativ vertretbar einzuordnen (DJV 1994, Schriewer 2001).

Unbotmäßigen beziehungsweise ökologisch schädlichen Jagdinteressen, wie sie insbesondere durch die Trophäenfokussierung (überhand nehmender Jagddruck auf bestimmte Trophäenträger i.S. eines regelrechten 'Trophäenfiebers') repräsentiert werden, kann durch Überprüfung beziehungsweise Schulung der persönlichkeitspezifischen Eignung des Jägers (Engagement, Rücksichtnahme, Sensibilität in bezug auf Belange des Naturschutzes und der Populationssicherung) sowie möglichst auch durch laufende Weiterbildungsaktivitäten der Jäger entgegen gewirkt werden.

Ebenso wie eine fehlorientierte Trophäenzentriertheit (s.o.) kann auch eine rein kommerziell orientierte und einseitig am marktwirtschaftlichen Nutzwert ausgerichtete Jagdausübung gegen ethische Normen verstoßen. Die ständige Kontrolle des Nutzungsumfangs ist zwingend erforderlich, um eine ausschließlich auf die Maximierung finanzieller Gewinne zielende Ausnutzung und Erschöpfung der natürlichen Ressourcen zu verhindern (Bisonette und Krausman 1995).

Bei der Frage, ob eine forcierte Vermarktung von Wildtieren ethisch vertretbar ist, spielt in manchen Gebieten der Erde, vor allem in solchen mit starkem Bevölkerungswachstum, der ernährungsphysiologische Nutzen von Wildprodukten eine große Rolle. Wildprodukte enthalten wertvolles tierisches Eiweiß und können somit einen Beitrag zur Deckung des kalorischen Bedarfes leisten. Daher ist die Jagd und die Versorgung mit Wildfleisch - als Ergänzung der sonstigen Ernährung - in manchen ländlichen Gegenden Afrikas traditionell ein normativ zu rechtfertigender Teil des bäuerlichen Wirtschaftens (Maier 1988).

Ein konträres Beispiel, die rein kommerziell ausgerichtete Jagdausübung entgegen grundlegender ethischer Prinzipien, boten Teilbereiche der Jagdausübung, wie sie im Zuge der Kolonialisierung afrikanischer Gebiete durch Europäer stattfand. Afrikanische Einheimische wurden aus kommerziellen Interessen von den Kolonisatoren angehalten, beim massiven Abschuss vor allem von Elefanten und Nashörnern mitzuwirken. Sie wurden angeleitet, statt Pfeil und Bogen Feuerwaffen zu verwenden und ihre Jagd auf Gewinn bringende Wildtiere, deren Weiterverwertung und Wiederverkauf den Kolonisatoren oblag, auszurichten (s. auch Kap. 3.2.4). Dies führte zu einem starken Populationsrückgang bei den entsprechenden Wildtierarten (Schüle 2001, S. 100).

Insgesamt stellt sich unter jagdethischer Perspektive das Ziel, eine zwar dauerhafte und tragfähige Vermarktung von Wildtieren zu gewährleisten, ohne jedoch den Erhalt von natürlichen Umweltressourcen für zukünftige Generationen außer Acht zu lassen (Prinzip der Nachhaltigkeit, 'sustainability'; s. auch Liu 1995).

Jagdethische Prinzipien orientieren sich an den althergebrachten Begriffen 'Hege' (s. hierzu die vorausgegangenen Erläuterungen) und 'Waidgerechtigkeit', die sich mit den moderneren Bezeichnungen 'Lebensraumverbesserung' und 'Tierschutz' überschneiden (Lindner 1979).

Eine ökologisch wichtige Möglichkeit der Jäger zur Verbesserung der Lebensräume besteht beispielsweise in der Vermeidung von Waldschäden (Verbisschäden) durch den Schutz vor drohenden Überpopulationen wildlebender Tiere. Dieser Schutz kann insbesondere dann als ökologisch sinnvolle Begründung der Jagdausübung betrachtet werden, wenn sich die Abschusszahlen an gesicherten Erkenntnissen der Populationsökologie (regelmäßig stattfindende Wildzählungen bzw. andere effektive Techniken der Bestandsgrößenerfassung) orientieren (Frevert 1985).

Normatives Ziel der Jagdausübung - in überseeischen Gebieten wie auch hier zu Lande - sollte damit die Verwirklichung eines Konzepts des Schutzes natürlicher Ressourcen durch Nutzung der Wildtierbestände sein. Dieses „Konzept des Schutzes durch Nutzung“ (Schüle 2001, S. 34) muss langfristig angelegt sein, damit die Lebensqualität künftiger Generationen durch eine moderate und umweltverträgliche Nutzung natürlicher Ressourcen gesichert werden kann.

Tierschutzgerechte Jagdausübung mit modernen, schonenden Jagdmethoden und einer möglichst kurzen und schmerzlosen Tötung der Tiere ist ein zentraler Bestandteil der Jagdethik. Qualvolles Verenden der Tiere oder das Dahinsiechen von Tieren mit Schussverletzungen steht im Widerspruch zu grundlegenden ethischen Wertvorstellungen, die den Respekt vor allen Lebewesen und die Beachtung deren Würde einschließen (Singer 1999).³¹

Der auch juristisch fixierte Grundsatz, dass niemand „einem Tier ohne vernünftigen Grund Schmerzen, Leiden oder Schäden zufügen darf“ (§1 des dt. Tierschutzgesetzes), muss bei der Jagdausübung immer berücksichtigt werden. Eine solche Formulierung bedeutet, dass zugefügte Schmerzen rational gerechtfertigt sein müssen. Liegt eine solche Rechtfertigung vor, ist es - so

³¹ Wie in der Folge noch zu zeigen sein wird, konnte diese ethische Grundposition - wenn auch nicht im Falle aller recherchierten Jagdschilderungen - auch für Deutsch-Ostafrika nachgewiesen werden.

jedenfalls die Lage hierzulande - erlaubt, dem Tier Schmerzen zuzufügen, die jedoch so gering wie möglich zu halten sind.

Da es schwierig ist, für das Vorliegen eines 'vernünftigen' Grundes und für den Grad der zugefügten Schmerzen objektiv überprüfbare Kriterien anzulegen, hängt die Verwirklichung tierschutzgerechter Tötungsmethoden in einem sehr hohen Maße vom ethischen Empfinden und vom Verantwortungsgefühl der involvierten Personen beziehungsweise der Jäger für die Mitkreatur ab. Hierbei ist allerdings zu beachten, dass ethische Wertvorstellungen individuell sehr stark variieren können und auch von Kultur zu Kultur verschieden sind (Schüle 2001, S. 54). Ulrich Wabra brachte diese Verschiedenheit der individuellen und kulturellen jagdethischen Wertvorstellungen und der unterschiedlichen, mit dem Begriff „Waidgerechtigkeit“ verbundenen Assoziationen wie folgt zum Ausdruck:

„Über das Jagdlich-Richtige gehen heute die Meinungen weit auseinander. Der südländische Massenabschuss von Singvögeln beispielsweise ist dem bundesdeutschen Waidmann ein Greuel. Sein italienischer Kollege empfindet ihn dagegen als selbstverständlich und - wenn sportlich ausgeführt - auch als waidgerecht. Andere Länder andere Sitten? Aber es kann im eigenen Land geblieben werden: Ist für den einen die Drückjagd [Treibjagden auf Hochwild oder Füchse mit geringem Aufwand an Treibern und ohne Lärm; d.Verf.] jagdethisch völlig indiskutabel, hält sie, der andere für die beste, weil störungsärmste Jagdmethode. Tatsache bleibt, daß wir uns heute hart tun, über das waidgerechte Jagen präzise Angaben zu machen. Welche ein Crux mit diesem (...) Begriff!“ (Wabra 1998, S. 2).

Diese Verschiedenartigkeit in der Auslegung lässt sich im Übrigen auf alle jagdethisch relevanten Bereiche anwenden, egal ob es sich dabei um Artenschutz, Jagdmethoden, oder sozial verträgliches Verhalten Jagender handelt.

Und doch besteht die Möglichkeit, auf die Durchsetzung allgemein verbindlicher Jagdnormen zu drängen: Offensichtliche Verstöße gegen jagdethische Grundsätze stützen sich beispielsweise häufig auf das Pflegen von Jahrhunderte alten Traditionen. So werden auch heute noch bei den afrikanischen Buschmännern Tiere mit vergifteten Pfeilen getötet, die eine lange Leidenszeit der Tiere vor dem langsam, oft sogar erst nach mehreren Stunden, einsetzenden Tod bewirken, und nicht zuletzt sind nach wie vor in Nordamerika „bei den Karibou-Wanderungen [nordamerik. Rentiere; d.Verf.] grausamste Massaker der Indianer zu beobachten, die wahllos in die Herden der Wanderzüge schießen, wenn die

riesigen Herden die Flüsse überqueren“ (Schüle 2001, S. 53). Die ausschließliche Rechtfertigung solcher - objektiv als Tierquälerei zu kennzeichnenden Aktivitäten - mit Traditionen steht im Gegensatz zu jeglichem natürlichen Unrechtsbewusstsein. Das Argument der Jahrhunderte lang gegebenen Überlebensnotwendigkeit der Jagd wird in diesen Fällen oftmals zum Schein vorgebracht, obwohl die Notwendigkeit einer solchen „Subsistenzwirtschaft“ längst nicht mehr vorhanden ist.

Die Beachtung der Leidensfähigkeit von Tieren sollte zudem nicht von ästhetischen Kriterien beeinflusst werden. Der oftmals vorhandenen menschlichen Neigung, subjektiv als 'schön' empfundenen Tieren mehr Respekt entgegen zu bringen als denen, die eher als 'hässlich' einzustufen sind, ist für die Tötung von Tieren keine Bedeutung einzuräumen. Es sollte daher in der Jagdausübung keine auf Grund ihres Aussehens und der damit beim Jäger verbundenen Assoziationen bevorzugten oder benachteiligten Tierarten geben:

„Grundsätzlich sind alle Tierarten in ihrer Leidensfähigkeit als gleich anzusehen, da sich alle warmblütigen Wirbeltiere infolge ihres Nervensystems als gleich empfindsam einstufen lassen (...). Die Wertigkeit des Leidens eines Pavians ist der eines Löwen gleichzusetzen, demzufolge hat die Nutzung des Pavians mit derselben Sorgfalt und demselben Respekt zu erfolgen wie die Nutzung eines Löwen“ (Schüle 2001, S. 44).

Erste Aspekte der Jagdethik zeichneten sich im Übrigen bereits in der menschlichen Frühzeit ab, indem Wertvorstellungen zur Rolle des Tieres von den damaligen Jägern und Sammlern in gewisser Weise beachtet wurden. Der Würde des Lebens von Tieren wurde durch die Ausübung bestimmter Rituale (Jagdzauber, Jagdkunst in Form von Höhlenmalerei) nach der Jagd Achtung erwiesen (Lindner 1937). Durch diese Rituale³² sollte Mitleid mit den getöteten Tieren zum Ausdruck gebracht werden, deren Tötung nicht auf Aggressionen beruhte, sondern überlebensnotwendig war (prähistorische Phase vor Einsetzen der Domestikation, s. Anfangspassagen dieses Kapitels). Des weiteren sollten die Geister der getöteten Tiere 'milde' gestimmt werden: „Wenn er [der 'Homo faber' des prähistorischen Europas; d.Verf.] den Bären kultisch verehrte, so verbirgt sich

³² Es wurde davon ausgegangen, dass Schilderungen jagdlicher Ritualisierungen (Involvierung von Jagdzauber, Medizinmännern etc.) zumindest ansatzweise auch für die vorliegende Untersuchung von Relevanz sein würden. Schließlich handelte es sich ja bei der Bevölkerung Deutsch-Ostafrikas zu wesentlichen Teilen um archaische Stämme ('Wilde').

dahinter ein kultischer Sinn. Die Tötung des Tieres war ein Eingriff in dessen natürliche Lebensordnung. So mußte der Geist des Bären versöhnt werden“ (Doucet 1980, S. 70).

Hinsichtlich konkreter Forderungen und Handlungsleitlinien für den einzelnen und die Gemeinschaft der Jagdbeteiligten, sollten zum einen bestimmte Formen der Fallenjagd der Vergangenheit angehören (Wabra 1998). Beispielsweise müssen bei der Verwendung von Kastenfallen in einer winzigen Kiste gefangene und oftmals schwer verletzte Tiere oft unnötig lange leiden, bis die Tötung durch einen Knüppel- beziehungsweise Spatenschlag oder Pistolenschuss des Jägers erfolgt.

Aber auch sofort tötende Fallen, bei denen die Tötung des durch einen Köder angelockten Tieres durch den Schlag eines Metallbügels auf Hals oder Brustkorb erfolgt, sind unter bestimmten Umständen nicht tierschutzgerecht. Eine sofortige Tötung setzt eine bestimmte Größe und eine bestimmte Körperhaltung des Tieres voraus. Ein Tier, das diese Voraussetzungen nicht erfüllt, muss mit schweren Verletzungen oder Verstümmlungen weiterleben.

Des Weiteren vermeidet eine tierschutzgerechte Jagdausübung neben überholten Jagdmethoden auch unnötig lange Jagdzeiten, so dass den Tieren eine möglichst ausgedehnte jährliche Schonzeit gewährt werden kann und sie sich weitgehend furchtlos und artspezifisch verhalten können. Die Jagden sollten so effektiv wie möglich organisiert werden, beispielsweise durch einen entsprechenden Anteil an Bewegungsjagden oder von Intervalljagden in besonders günstigen Zeiträumen. Zur Vermeidung unnötiger Tierquälerei ist auch eine sofortige Nachsuche des Jägers unerlässlich, um die Tötung des Tieres sicherzustellen und diesem das Weiterleben (sprich: Martyrium) mit einer Schussverletzung zu ersparen. Die Weiterentwicklung der Jagdmethoden und die Optimierung der Organisation von Jagden setzt seitens der Jäger mentale Umdenkungsprozesse und Lernbereitschaft voraus. Zur Frage, welche Denkungsart seinerzeit die deutsch-ostafrikanischen Jäger einnahmen und inwieweit sich deren 'Jagdethos' mit heutigen Vorstellungen deckte, sei auf das Folgekapitel verwiesen; diese Thematik wird mithin auch im Abschnitt 4 immer wieder aufgegriffen.

Abschließend sei noch kurz auf die Beziehung zwischen Jagdethik und Jagdreisen - die in Form des um 1900 einsetzenden Safaritourismus in die afrikanischen Kolonialgebiete auch für die vorliegende Untersuchung eine gewichtige Rolle spielen - eingegangen: Bei der Planung progressiver Jagdreisen werden die Interessen der Bewohner von Jagdgebieten berücksichtigt und die Jagd wird im Hinblick auf den Naturhaushalt und die Landeskultur so störungsarm wie möglich durchgeführt. Dabei ist es unerheblich, ob diese Reisen auf nationaler oder auf internationaler Ebene stattfinden (z.B. in Afrika). Auch bei Jagdreisen ins Ausland stellt sich das normative Ziel, in der Heimat als selbstverständlich angesehene beziehungsweise nach sittlichem Ermessen allgemein verbindliche jagdethische Grundsätze zu beachten. Dies verbietet eine Übernahme von im Gastland erlaubten und ortsüblichen Jagdmethoden, die im Heimatland fragwürdig oder sogar illegal wären.

Der Vorwand, sich kulturell anpassen zu wollen, kann für solche Aktivitäten nicht als Rechtfertigung akzeptiert werden. Der Jagdtourist wird sich unter normativer Perspektive vielmehr im Ausland darüber bewusst sein, dass er von Einheimischen auch als Vertreter der Jagdkultur seines Heimatlandes betrachtet wird, und sich daher bei der Jagdausübung besonders rücksichtsvoll verhalten. Allerdings bestehen gerade bei der Durchführung von Jagdsafari-Veranstaltungen Missstände, die mit jagdethischen Grundlagen kollidieren, wobei sich die Frage stellt, inwieweit die nachfolgend kritisierten Defizite im Grundsatz nicht auch schon bei kolonialen Jagdsafaris gegeben waren:

„Als Kritik (...) muss angesprochen werden, dass es bedauerlicherweise eine Minderheit an Reiseveranstaltern gibt, die in ihr Angebot illegale Komponenten integrieren und dadurch dem Kunden einen Preisvorteil verschaffen. Der Kunde ist sich dessen meist nicht bewusst oder weist Schwächen in seinem Verantwortungsbewusstsein auf. Bekommt ein Kunde bereits im Vorfeld gesagt, dass 'erhöhte Trinkgelder' Gestaltungsmöglichkeiten eröffnen, dann erwartet der verantwortungslose Kunde dies auch im Jagdgebiet, und die Folge ist u.U. eine Überschreitung der offiziell zugeteilten Abschussquoten“ (Schüle 2001, S. 161).

3.2.3.4 Jagdethik und Waidgerechtigkeit in der deutsch-ostafrikanischen Großwildjagd: Versuch einer Zwischenbilanz

Bereits die voraus gegangene Schilderung der bei der Großwildjagd verwendeten Waffenarten und Munitionierung lässt erkennen, dass auch in der kolonialen Phase Tanganjikas angestrebt wurde, dem zu erlegenden Tier unnötiges Leid zu ersparen. Gleiches gilt für die grundsätzlich praktizierte Verfolgung angeschweißter Tiere, wenngleich diese - wie bei Büffeln oder Leoparden - vom unerfahrenen Jäger eher gemieden wurde.

Wie in der Folge noch eingehender auszuführen sein wird (s. Kap. 3.2.4), widerspiegelten die deutsch-ostafrikanischen Jagdgesetze auch das Bestreben, Wildschutz zu gewährleisten und jagdliche Missstände zu unterbinden. Aus den Aktenbeständen des früheren Reichskolonialamtes Berlin, jetzt eingelagert in das Bundesarchiv Berlin, geht hervor, dass auch durch Angehörige der Kaiserlichen Schutztruppe ausgeübte 'Jagdfrevel' wie etwa die Mitwirkung bei der Grubenjagd und kommerziell geleiteter (Massen-)Abschuss von Elefanten und Nashörnern konsequent geahndet wurden - verwiesen sei in diesem Zusammenhang beispielsweise auf die Strafsache gegen den Feldwebel Pietsch wegen Vergehens gegen die Jagdschutzverordnung in der Fassung vom 1.6.1903 (Aktenbestand Juni 1907).

Nach allen verfügbaren Quellenhinweisen versuchte die deutsche Kolonialverwaltung eingeborene Stämme daran zu hindern, nach damaligen wie nach heutigen Vorstellungen 'unethische' Jagdpraktiken, etwa Treibjagden und Grubenjagden auf Großwild sowie das Erlegen trächtiger Tiere, auszuüben. In manchen unzugänglichen Regionen ließen sich solche Verbote jedoch nicht durchsetzen³³ und teils grausam anmutendes Jagdgebaren Eingeborener, wie etwa das 'Spießen' eines in eine Grube geratenen Büffels, dessen Todeskampf sich so bis zu einer Stunde hinziehen konnte, wurde toleriert. Die Herzregion des eingebrochenen Büffels war dabei von den Eingeborenen mit den Speeren nicht ohne weiteres erreichbar. Folglich wurde vom Grubenrand in Rücken und obere

³³ Hier waren es in einigen Fällen allerdings europäische Siedler, die auf die Eingeborenen einwirkten und z.B. „Massentreiben“ zu unterbinden versuchten. Diese Einwirkung vollzog sich offenbar nicht mit direkter Repression, sondern es wurde den Eingeborenen eine gewisse Kompensation (landwirtschaftliche Produkte, Fleisch etc.) für deren jagdlich angemessenes Verhalten zugebilligt (Schellendorff 1900, S. 137; s. auch Kap. 4.4.2).

Flanken des Tieres eingestochen und mit Knüppeln auf dessen Schädel eingeschlagen.

Interessanterweise wurde von einigen britischen Autoren, die nach dem ersten Weltkrieg den Einfluss über das Tanganjika-Territorium erlangten (Exekutive im Rahmen des Völkerbundmandats), das Hinschlachten von Wild mit als grausam empfundenen Methoden durchaus nicht übermäßig kritisch reflektiert, da man den Wildbestand offenbar als unermessliche Reserve ansah.

Solch eine Position ging insbesondere aus den Ausführungen von Sayers zum Wildschutz in Tanganjika hervor, die 1929 in der englischen Zeitung 'The Times' veröffentlicht wurden:

„(...) for countless centuries game was hunted on a large scale by natives with their own weapons, and though any estimate of the numbers killed must be a matter for conjecture, conversations with the old men will draw the admission that the slaughter was both continual and immense. It is not easy, therefore, to follow the argument that permission to allow the native to protect his gardens against destructive game or to hunt in the vicinity of his village with his own rude weapons will result in the extinction of the game, seeing that the game still survives in vast numbers even after the unrestricted killing which took place up to the end of the last century (Sayers 1929, o.S.).

In der Gesamtschau lässt sich mithin festhalten, dass sich die britischen Ostafrikaverwaltungen und Jäger einem effektiven Wildschutz und der Einhaltung jagdethischer Normen ebenso wie die deutsche Seite verpflichtet fühlten.

Seitens der britischen Kolonialverwaltung wurde für Tanganjika unterstellt, dass die dort nach 1918 eingeführten Jagdgesetze, die sich letztlich nicht wesentlich von den deutschen unterschieden, von den Eingeborenen mit ausreichender Genauigkeit beachtet wurden ("with reasonable degree of accuracy"; Sayers 1930, S. 393).

Durch die in Deutsch-Ostafrika geltende Jagdgesetzgebung und die gegebenen Sanktionsmöglichkeiten bei Zuwiderhandlungen (s. auch Kap. 3.2.4) wurde sicherlich in manchen Fällen die *formale* Beachtung waidmännischer Jagdgepflogenheiten erzwungen, ohne dass die betreffenden Jäger ein authentisches Verständnis für die ethische Notwendigkeit waidgerechten Verhaltens gehabt hätten.

Allerdings sprechen etliche Quellen dafür, dass die damaligen Großwildjäger auch aus tiefer innerer *Überzeugung* und *Empathie* heraus den Tieren Leid ersparen und dem Wildschutz dienen wollten.

Eine Frühform von 'Jagdökologie' vertrat zum Beispiel Reichard (1892), der den seines Erachtens zu extremen Elefantenabschuss in der Kolonie kritisierte.³⁴ Ebenso fanden sich Empathie mit angeschweißten Tieren und Hinweise von Jägern, wonach sich diese „traurig“ hinsichtlich der unterstellten Qualen dieser Tiere fühlten, insoweit deren Verfolgung beziehungsweise endgültige Erlegung erfolglos blieb (vgl. etwa Graf zur Lippe³⁵ 1904, S. 95 f.). Die selbstkritische Reflektion, ja sogar Bedauern eigenen jagdlichen Handelns, ließ sich auch im Zusammenhang mit dem unbeabsichtigten Abschuss säugenden Wildes nachweisen:

„Es ist gut, wenn sich der Jäger über die Folgen seiner Handlung selbst zur Rechenschaft zieht. Auch in diesem Falle [Abschuss einer Großantilopenkuh; d. Verf.] konnte ich mich nicht damit entschuldigen, daß es schwierig ist, die Bullen von den Kühen zu unterscheiden; denn der richtige Jäger muß diese Unterscheidung machen und sie als eine gesteigerte Anforderung betrachten. Die Tatsache, daß es viele nicht können, ändert nichts an dem Unheil, das durch Abschießen stillender Tiere angerichtet wird. Aber auch der beste Jäger hat wohl dem Wilde viel Leid zugefügt und mußte viel Lehrgeld zahlen, bis er es zum waidgerechten Jagen brachte und mit sich zufrieden sein konnte. Ich erinnere mich an ein Bild, das mir als Jungen von vierzehn Jahren und angehenden Jäger tiefen Eindruck gemacht hat: Auf einsamer Höhe steht ein Hirschkalb bei seiner toten Mutter. 'Verwaist', lautete die Unterschrift. - 'Mir sind die Jäger überhaupt unverständlich', sagte ein Freund, 'sie schießen die Tiere tot und nachher tut es ihnen leid' " (Paasche 1907, S. 195 f.).

Das empathische Element, allerdings gekoppelt mit einer strikten Rationalisierung des Jagens, spiegelte sich auch in dem folgenden Resümee eines Zeitzeugen wider:

„Auf meiner Jagd-Safari habe ich mir immer wieder Gedanken gemacht, ob in mir die Jagdfreude oder die Tierliebe größer ist. Der Gedanke kommt sicher jedem, der in Afrikas Grenzen jagt. Oft denkt man auch, daß man an dem Aussterben edler Tiere unserer Welt mithilft. Aber diese Fragen lassen sich erst beantworten, wenn man sich ein Bild von dem Wildbestand des Landes, von den Schutzgebieten und

³⁴ In dieser Beziehung wesentlich unbedarfter und statt dessen konzentriert auf den kommerziellen Nutzwert des Elfenbeins äußerte sich hingegen Kallenberg (1892).

³⁵ Soweit erschließbar, werden biographische Aspekte (Persönlichkeit, berufliche bzw. gesellschaftliche Funktion, historische Rahmenbedingungen) der hier erstmals genannten Zeitzeugen (Kallenberg, Graf zur Lippe, Klingenberg und andere) in den Folgekapiteln im Zusammenhang mit detaillierteren Beschreibungen von deren Erfahrungen auf der Großwildjagd noch näher geschildert.

von den Jagdkosten machen kann. Billigt man den Löwen- und Leopardenschuß, dann ist die Folge ein gesunder Ausgleich, und eine begrenzte Anzahl Antilopen und Gazellen kann mit ruhigem Gewissen abgeschossen werden. Man bedenke, daß ein Löwe in einer Woche mindestens zwei dieser Tiere reißt. Auf viele, viele Löwen und Leoparden, Geparden und Hyänen kommt aber höchstens ein Jäger“ (Klingenberg o.J., S. 96).

Mithin gehen aus dem ausgewerteten Quellenmaterial auch Beschreibungen der Großwildjagd in Deutsch-Ostafrika hervor, die sich mit dem heutigen Verständnis von Jagdethik und Waidgerechtigkeit (s. Kap. 3.2.3.3) nicht immer decken beziehungsweise Fragen aufwerfen.

So berichtete beispielsweise v. Hassel (o.J., S. 26 f.), mit einem eingeborenen Helfer eine Elefantenherde aufgebracht und daraus einen alten Bullen angeschossen zu haben. Dieser Bulle sei mit offenkundig zerschossener Schulter bewegungsunfähig stehen geblieben, während die zunächst „tobende“ und „wütende“ Herde, die ihn wie zum Schutz umringt hatte, nach einer Stunde des Wartens weiter zog. Erst dann habe man den bewegungsunfähigen Bullen („die Gehöre gespreizt, den Rüssel drohend erhoben“) aus nächster Nähe mit einem gezielten Kopfschuss töten können.

Zwischenzeitlich, während das Tier gelitten haben musste, hatten sich der Schilderung zufolge der weiße Jäger und sein Helfer auf einem Termitenhügel niedergelassen, wo sie sich die Zeit „mit Rauchen und Erzählen“ vertrieben.³⁶

Als unwaidmännisch, wenn nicht sogar als ausgemachter Jagdfrevel, gilt in den hiesigen Jagdkreisen der Gegenwart das Fangen von Tieren mit Tellereisen. Hierbei wird der Kreatur beträchtlicher Schmerz zugefügt und meist verstreichen längere Zeiträume, bis der Fallensteller zugegen ist und die Tötung vornehmen kann.

³⁶ Ob das Verhalten unwaidmännisch war, kann nicht abschließend beurteilt werden, da möglicherweise der Todesschuss auf den Bullen nicht möglich war, solange er von der Herde geschützt wurde. Mithin äußerte der Autor an anderer Stelle (o.J., S. 38) auch sein 'Mitgefühl' mit jenen Elefanten, die ihr Dasein in Zoos fristen müssen: „Wer hätte noch keine Elefanten in zoologischen Gärten gesehen und diese Urwelttiere bestaunt. Aber, welcher Unterschied besteht zwischen diesen Tieren der Gefangenschaft und jenen der Wildnis. Was müssen diese Tiere empfinden und entbehren, diese Tiere, die die große Freiheit einst gekannt haben. Sie haben sich in ihr Schicksal ergeben. Traurig stehen sie da, als träumten sie von den weiten Steppen ihrer fernen Heimat. Sicher trauern sie um ihre verlorene Freiheit. Jedes Tier empfindet die Gefangenschaft, aber gewiß dieses Riesentier, das an körperliche Bewegung gewöhnt ist, ganz besonders“.

In Deutsch-Ostafrika wurde allerdings - in wenigen an Hand des Quellenmaterials dokumentierbaren Fällen - die Tellereisenjagd durch Weiße angewandt. So erinnerte sich Schelcher (1938, S. 78 ff.) daran, einen Leoparden - mit einem lebenden Hund als Köder (!) - auf ein Tellereisen gelockt zu haben. Die Falle schlug am Vorderlauf zu; der Leopard konnte sich jedoch noch einige hundert Meter fortschleppen, bis sich die am Tellereisen befestigte „Ankerkette“ so in einem Wurzelgeflecht verfang, dass er bewegungsunfähig verharren musste, bis er vom Autor aufgefunden werden konnte.

Diese Situation, kurz vor der Tötung des Leoparden durch einen „Gnadenschuß“, wurde vom Autor wie folgt beschrieben, wobei empathische Regungen unübersehbar sind:

„Es war ein herzergreifender Anblick, als die geschmeidige, schön geformte Katze ihren Feind, den Menschen erblickte. Aller Haß und alle Wut der Welt schien mich aus den grünlich schillernden Augen anzublitzen. Ein furchtbarer Laut, halb Fauchen, halb Wutgeheul, entrang sich der Kehle des schäumenden Tieres. Ich hatte in diesem Moment keineswegs die Vorstellung irgend einer Gefahr. Das einzige mich beherrschende Gefühl war das der Scham ob der Hilflosigkeit der Kreatur, die gefesselt vor mir lag, und der ich als Herr der Schöpfung nur durch die Mittel moderner Technik unendlich überlegen war. Einen solchen Gegner in freier Wildbahn vor sich zu haben, das spannte jeden Muskel, jeden Nerv bis zum Zerreißen. Aber hier der ohnmächtige Feind, machtlos mir ausgeliefert, an eine unzerreißbare Kette geschmiedet! Das macht unsicher, beschämt in tiefster Seele. Und doch geht's nicht anders, will der Mensch sich dieser Feinde erwehren. Aber nie konnte ich die reine Freude des Jägers empfinden, wenn ich ein Tier im Tellereisen zur Strecke gebracht hatte“ (Schelcher 1938, S. 79).

Als Zwischenfazit kann gleichwohl festgehalten werden, dass sich die Großwildjagd in Deutsch-Ostafrika mit modernen Vorstellungen von Jagdethik und Waidgerechtigkeit wenigstens in Teilbereichen abdeckte oder auf eine solche Abdeckung hingewirkt wurde.

Teils musste auf Grund der besonderen Tiercharakteristika und der tropisch-klimatischen Gegebenheiten von dem, was in Deutschland damals als 'waidmännisch' galt, abgewichen werden; teils kollidierten auch die Bedürfnisse und Interessenlagen der Siedler mit Belangen des Wildschutzes, so dass Kompromisse eingegangen werden mussten. Diese Aspekte werden u.a im Kapitel 4.4.2 noch weiter vertieft.

3.2.4 Jagdrechtliche Bestimmungen und Wildschutz unter Einschluss veterinärmedizinischer Maßnahmen

Dem britischen Jagdrecht, das auf „Ethos“ bei der Jagdausübung (s. auch Kap. 3.2.3), Artenschutz und kontinuierliche Wildbestandskontrolle abzielte, wurde vor Ausbruch des ersten Weltkrieges und den damit verbundenen Nationalchauvinismen (aller kämpfenden Parteien) auf deutscher Seite durchaus hohe Wertschätzung entgegen gebracht. Britische Regularien für den Jagd- und Wildschutz wurden seitens der deutschen Kolonialverwaltung Tanganjikas als richtungsweisend angesehen (s. Kap. 1).

Auch an dieser Stelle sei noch einmal darauf hingewiesen, dass auf Grund ihrer jeweiligen zeit- und kulturgeschichtlichen Abhängigkeit Begriffe wie Jagdethos, Wildschutz und Waidgerechtigkeit nicht als feststehende Determinanten aufgefasst werden konnten.

Bereits für die Anfangsphase der deutschen Kolonialverwaltung des Territoriums Tanganjikas lassen sich Verordnungen zur Regelung der Jagdausübung, zum Wildschutz und zur Tierseuchenbekämpfung nachweisen.

So erging die erste Jagdverordnung, die allerdings nur den extrem wildreichen Kilimandscharobezirk Moschi (s. Kap. 3.2.2, 3.2.3) abdeckte, am 23.2.1891. Sie wurde damit gerade einmal knapp zwei Monate nach offizieller Erklärung Deutsch-Ostafrikas zum Schutzgebiet unter Kontrolle des Reiches in Kraft gesetzt.

Aufgehoben und erneuert wurde diese erste Jagdverordnung durch die umfangreiche „Verordnung, betreffend die Schonung des Wildstandes in Deutsch-Ostafrika“ vom 7.5.1896 (vgl. Dt. Kolonial-Blatt 1896, S. 340). Das bereits in jenen Anfangsjahren beträchtliche Interesse der deutschen Kolonialverwaltung an geordneter Jagd und Wildschutz verdeutlicht der folgende, letztgenannter Verordnung beigefügte Runderlass des Kaiserlichen Gouverneurs von Deutsch-Ostafrika, des Freiherrn v. Soden, ebenfalls datierend vom 7.5.1896:

„Zur Schonung des Wildstandes und zur Vermeidung des Aussterbens vieler Wildarten, welches unter den bisherigen Verhältnissen in nicht allzu langer Zeit mit ziemlicher Sicherheit vorauszusehen ist, habe ich mich veranlaßt gesehen, die Verordnung vom 7.5.1896 zu erlassen. Die darin enthaltenen Bestimmungen sind derartig gehalten, daß die Bodenkultur unter allen Umständen geschützt ist, und auch den besonderen afrikanischen Verhältnissen nach Möglichkeit Rechnung getragen wird. Es liegt auf der Hand, daß durch einige Bestimmungen dem

einzelnen gewisse Einschränkungen auferlegt werden; ich erinnere indessen daran, daß wir die Pflicht haben, an die späteren Generationen zu denken und diesen die Möglichkeit zu erhalten, Anregung und Erholung bei Ausübung der afrikanischen Jagd auch in zukünftigen Zeiten zu finden. Meine Absicht ist es ferner, in besonders wildreichen Gegenden als Zufluchts- und Erholungsort des Wildes Jagdreservationen zu schaffen, in welchen nur mit vorheriger ausdrücklicher Genehmigung des Kaiserl. Gouvernements gejagt werden darf. Diese Einrichtung erfolgt zugleich im Interesse der Wissenschaft, um hierdurch einzelne, selten gewordene Wildarten möglichst lange in Ostafrika noch zu erhalten“ (zit. gemäß Reichskolonialamt 1913, S. 40 f.).

In Gebieten, die wie die damaligen deutschen Kolonien Afrikas am Beginn der Erschließung und wirtschaftlichen Entwicklung standen, konnte im Unterschied zu den in diesem Zeitraum bereits infrastrukturell wesentlich stärker erschlossenen Staaten Europas „kaum ein Zeitraum von wenigen Jahren vergehen, ohne daß nicht die Verwaltung neue Wahrnehmungen zu machen hätte, welche für die bestehende Gesetzgebung Änderungen bedingen“ (Reichskolonialamt 1913, S. 40).

Diese formale 'Kurzlebigkeit' von juristischen Verordnungen beziehungsweise Verwaltungsbestimmungen betraf selbstverständlich auch die Jagdgesetzgebung Deutsch-Ostafrikas³⁷: So mussten in den Jahren nach 1896 insgesamt zehn weitere jagdrechtliche Verordnungen erlassen werden, darunter Überarbeitungen und Erweiterungen bestehender Verordnungen, sowie Einzelverordnungen (z.B. eine spezielle Elefantenschutzverordnung). Die letzte, bis zum Ausbruch der Kampfhandlungen auf dem Territorium Tanganjikas in Folge des 1. Weltkrieges gültige Jagdverordnung datierte vom 8.1.1912. Alle Verordnungen wurden im 'Kolonial-Blatt' sowie im 'Amtlichen Anzeiger' veröffentlicht³⁸.

Im Einzelnen handelte es sich um die folgenden jagdrechtlichen Bestimmungen³⁹:

³⁷ Besagte 'Kurzlebigkeit' wurde auch seitens des Reichskolonialamtes (1913, S. VII) aufgegriffen und wie folgt begründet: „Wenn die ersten Maßnahmen noch große Lücken enthielten, so erklärt sich das leicht aus der Tatsache, daß die einzelnen Teile der Kolonie erst nach und nach erschlossen und in intensivere Verwaltung genommen wurden, und damit allmählich erst die Kenntnis des Wildstandes und seine Ausnutzung zunahm. Dazu kam, daß in verschiedenen Gebietsteilen durch wiederholte Aufstände Ruhe und Sicherheit gestört wurden, und ferner, daß hier und dort andere, ungleich wichtigere Aufgaben die Tätigkeit der Verwaltungsorgane vollauf in Anspruch nahmen“.

³⁸ Deutsches Kolonialblatt, Amtsblatt für die Schutzgebiete in Afrika und der Südsee. Berlin, 1890 ff. – Amtlicher Anzeiger für Deutsch-Ostafrika. Daressalam, 1901 ff.

³⁹ Einschlägige jagdrechtliche Bestimmungen wurden auch in dem 1912 erschienenen „Jagdhandbuch für Deutsch-Ostafrika“, herausgegeben vom Verlag der Deutsch-Ostafrikanischen Zeitung G.m.b.H. (Daressalam), aufgeführt.

1. „Verordnung, betreffend die Schonung des Wildstandes in Deutsch-Ostafrika“ vom 17.1.1898 (Dt. Kolonial-Blatt 1898, S. 318).
2. „Verordnung des Kaiserlichen Gouverneurs, betreffend den Schutz von Elefanten in Deutsch-Ostafrika“ vom 22.11.1900 (Dt. Kolonial-Blatt 1901, S. 37).
3. „Jagdschutzverordnung für das deutsch-ostafrikanische Schutzgebiet“ vom 1.6.1903 (Dt. Kolonial-Blatt 1903, S. 351 ff.).
4. „Bekanntmachung des Gouverneurs von Deutsch-Ostafrika, betreffend Abänderung der Jagdschutzverordnung“ vom 15.7.1905 (Dt. Kolonial-Blatt 1905, S. 569).
5. „Jagdverordnung für Deutsch-Ostafrika“ vom 5.11.1908 (Dt. Kolonial-Blatt 1909, S. 244 ff.).
6. „Ausführungsbestimmungen zur Jagdverordnung für Deutsch-Ostafrika“ vom 5.11.1908 (Dt. Kolonial-Blatt 1909, S. 247 ff.).
7. „Bekanntmachung des Gouverneurs von Deutsch-Ostafrika, betreffend Änderung der Jagdverordnung vom 5. November 1908“ vom 24.7.1911 (Dt. Kolonial-Blatt 1911, S. 701).
8. „Verordnung des Gouverneurs von Deutsch-Ostafrika, betreffend Abänderung und Ergänzung der Jagdverordnung vom 5. November 1908“ vom 1.11.1911 (Dt. Kolonial-Blatt 1911, S. 920).
9. „Ausführungsbestimmungen zur Jagdverordnung für Deutsch-Ostafrika“ vom 30.11.1911 (Amtlicher Anzeiger 1911, Nr. 54).
10. „Bekanntmachung des Gouverneurs von Deutsch-Ostafrika, betreffend die Jagd in Deutsch-Ostafrika“ vom 8.1.1912 nebst Ausführungsbestimmungen (Dt. Kolonial-Blatt 1912, Nr. 6 / 15.3.1912).

Sicherlich würde es die Möglichkeiten der vorliegenden Arbeit sprengen, den Inhalt all dieser Verordnungen ganz oder auch nur auszugsweise wiederzugeben. Sinnvoller dürfte es sein, die zentralen Charakteristika und fortlaufenden Leitlinien der Verordnungen darzulegen, um ein Verständnis dafür zu vermitteln, in welchem Regulationsrahmen Großwildjagd in Deutsch-Ostafrika praktiziert werden konnte⁴⁰.

Ein zentrales Charakteristikum bestand in der Berücksichtigung der natürlichen und wirtschaftlichen Bedürfnisse sowie der tradierten Gewohnheiten der eingesessenen Stammesbewohner Deutsch-Ostafrikas.

Das Reichskolonialamt (1913, S. 20) wies beispielsweise im Rahmen der Reflektion der Entwicklung des Jagdrechtes auf dem Territorium Deutsch-Ostafrikas darauf hin, dass für die Eingeborenen in bestimmten Fällen die Jagd auch mit Netzen oder Schlingen zu gestatten sei, da dies überlieferter Praxis

⁴⁰ Gleichwohl findet sich am Ende des Kapitels 3.2.5 - zur Gewährleistung eines besseren Verständnisses der jagdrechtlichen Konstellation in Deutsch-Ostafrika - ein „Extrakt“ der letztgültigen Jagdverordnung vom 8.1.1912.

entspreche und zur „Fleischversorgung“ sowie „gelegentlichen Bereicherung ihrer Küche“ dienlich sei.

Auf der anderen Seite sollten an Hand der jagdrechtlichen Bestimmungen Jagdexzesse von Eingeborenen, etwa Hetzjagden des Mhehestammes im Iringabezirk mittels Hunden, denen oft junge oder hochtragende Tiere zum Opfer fielen, sowie die fortwährende Netz-, Schlingen- und Fallgrubenjagd, unterbunden werden⁴¹.

Hinsichtlich des letztgenannten Jagdexzesses führte das Reichskolonialamt (1913, S. 28) allerdings aus, nicht über effektive Kontrollmöglichkeiten beziehungsweise Mittel zu dessen Unterbindung zu verfügen.

Einen äußerst gravierenden Jagdfrevel stellte mithin der massenhafte Abschuss von Großwild, namentlich von Elefanten, Nashörnern und Büffeln, aber auch von Marabus (Federn für die Modeindustrie), durch gewerbsmäßige Jäger dar⁴². In dieser Hinsicht taten sich neben eingeborenen Wanderjägern besonders die das Territorium Tanganjikas durchziehenden oder dort niedergelassenen 'Buren' (holländische bzw. friesische Einwanderer, die anfangs zumeist das Kapland/Südafrika besiedelt hatten; s. hierzu auch Kap. 3.2.3.1), sowie griechischstämmige Jäger hervor⁴³.

Da durch gewerbsmäßige Abschüsse der Wildbestand im Allgemeinen und von Elefanten und auch Nashörnern im Besonderen in Besorgnis erregender Weise dezimiert wurde, erfolgte ab 1909 die Erteilung von entsprechenden Jagdscheinen für deutsch-ostafrikanische Territorien wesentlich zurückhaltender als in den

⁴¹ Zu diesem Behuf wurde beispielsweise gemäß Paragraph 17 der Jagdverordnung vom 8.1.1912 die Jagdausübung mittels Netzen, Schlingen und Gruben grundsätzlich von der Erlaubnis der jeweiligen Bezirksbehörde abhängig gemacht.

⁴² Mit solchen Massenabschüssen setzten sich zahlreiche Autoren in jener Zeit bzw. den Folgejahren kritisch auseinander. Verwiesen sei in diesem Zusammenhang etwa auf die bereits genannten Studien Schillings (1904/1924), ferner auf Lyell / Stigand (1906), Berger (1922), sowie Hegendorf (1926).

⁴³ Hierbei handelte es sich teilweise um ursprünglich für den Eisenbahnbau und sonstige Infrastrukturmaßnahmen in afrikanischen Kolonien angeworbene griechische Arbeiter und Fachkräfte, die den ökonomischen Nutzwert (Elfenbein, Trophäen, auch Fleischverkauf an Eingeborene) der (Groß-)Wildjagd in Deutsch-Ostafrika „schätzen gelernt“ hatten. Stellvertretend für die Probleme der deutschen Behörden mit diesem Personenkreis, sei hier auf die 1904 eingeleitete Strafsache gegen den Elefantenjäger Vasilios Nicolaos hingewiesen (Standort: Archivschule Marburg, Archivwiss. Inst., G21/118).

Jahren zuvor und grundsätzlich nur noch mit einer besonderen Erlaubnis des Gouvernements.

Zu widerhandlungen gegen die Elefanten betreffenden Jagdbestimmungen konnten mit Gefängnisstrafen bis zu drei Monaten und/oder mit Geldstrafen bis zu 5.000 Rupien verfolgt werden⁴⁴.

Schillings (1924, S. 7), der sich sehr kritisch mit dem Jagdgeschehen in Deutsch-Ostafrika auseinandersetzte, vertrat allerdings die Auffassung, dass dem gewerbsmäßigen Abschuss von Elefanten und Nashörnern selbst durch die letzten, verschärften Jagdverordnungen der deutschen Kolonialbehörden aus den Jahren 1909 ff. „kein genügender Riegel“ vorgeschoben worden sei. Zwar habe man durch die jagdrechtlichen Verschärfungen eine gewisse Schonung des Wildbestandes erzielt, aber alles in allem sei der dortige Massenabschuss von Wild, der in den 1890er Jahren seinen Höhepunkt erreicht habe, als 'Tragödie der Zivilisation' aufzufassen, der letztlich nicht entschieden genug entgegen getreten worden sei (Schillings 1924, S. 6).⁴⁵

Die deutsche Kolonialverwaltung hatte zur Erhaltung der seit den 1890er Jahren offenkundig bereits deutlich dezimierten Artenvielfalt mittels Jagdverordnungen große Landstriche zu Wildreservaten erklärt, die 1912 eine Ausdehnung von etwa drei Mio. Hektar einnahmen.

In diesen Wildreservaten war jede Ausübung der Jagd verboten (§ 13 der Jagdverordnung vom 8.1.1912).

Allerdings konnte sich die deutsche Kolonialverwaltung dem Druck zu einem Ausgleich zwischen Ökonomie und Wildbestandserhaltung nicht wirklich entziehen. Diese Konstellation wurde selbst durch das Reichskolonialamt (1913, S. 34) – nicht ohne ein gewisses Bedauern – eingeräumt:

⁴⁴ Sonstige Jagdvergehen wurden ebenfalls mit Gefängnisstrafen bis zu drei Monaten oder aber mit Geldstrafen von maximal 450 Rupien geahndet.

⁴⁵ Heinrich Schnee, der letzte Gouverneur Deutsch-Ostafrikas, vertrat mithin folgende – faktisch zutreffende – Sichtweise: „Meine amtliche Wirksamkeit in bezug auf die Jagd war hauptsächlich der Verbesserung des Schutzes für das Wild gegen Ausrottung gewidmet, wie sie besonders dem Elefanten, aber auch manchen anderen, seltener werdenden Wildarten drohte. Die Schutzbestimmungen wurden erheblich verschärft, und die Wildreservate, in denen überhaupt kein Wild geschossen wurde, erweitert“ (Schnee 1930, S. 123).

„(...) unterliegt es aber keinem Zweifel, daß in vielen Teilen des Schutzgebiets der Wildstand im Zurückgehen begriffen ist. Es handelt sich dabei um diejenigen Gebiete, in denen sich eine Plantagenwirtschaft gebildet hat, oder wo europäische Viehzüchter viele Tausende Hektar Weideland einzäunen, um sie mit Groß- und Kleinvieh zu besetzen. Man mag vom Standpunkte des Naturfreundes aus diese Entwicklung bedauern – sie läßt sich indessen nicht aufhalten und ist andererseits ein Zeichen der fortschreitenden wirtschaftlichen Erschließung des Schutzgebietes“.

Aus dieser Konstellation leitete sich – als weiteres zentrales Charakteristikum der Jagbestimmungen in Deutsch-Ostafrika – das Bestreben ab, den Ansiedlungen von Europäern oder eingeborenen Pflanzern und deren Wirtschaftsbetrieben (Nutzpflanzenanbau, Plantagenwirtschaft etc.) in Güterabwägung zur Schonung von Wildbestand beziehungsweise Artenvielfalt den notwendigen Schutz zukommen zu lassen.

Vor diesem Hintergrund konnte, etwa zur Vermeidung von Schäden auf Feldern und Pflanzungen⁴⁶, die Jagd „auf bestimmte, an Zahl überhandnehmende Tierarten räumlich und zeitlich bis zur Behebung des Mißstandes von der Behörde freigegeben werden“ (Reichskolonialamt 1913, S. 20).

Hinsichtlich veterinärmedizinischer Aspekte waren die Jagdverordnungen für Deutsch-Ostafrika so gehalten, dass in solchen Fällen (‘besondere Umstände, die den Wildbestand gefährden’) Ausnahme- und Sonderregelungen in Kraft treten konnten.

Ein Beispiel bot die von Europäern bereits zu Anfang der 1890er Jahre in das Tanganjika-Territorium eingeschleppte Rinderpest, die in der Folge beträchtliche Wildbestände vernichtete (Iliffe 1995, S. 209 ff.). Bei der Rinderpest⁴⁷ handelt es sich um eine akut fieberhafte, durch einen Virus verursachte und hoch ansteckende Infektionskrankheit, die neben Rindern auch Büffel, Kamele sowie Antilopen befällt. Dickhäuter (Elefanten, Nashörner, Flusspferde) sind gegen das Virus gefeit, auf Schafe, Ziegen, Wild- und Hausschweine ist die Krankheit hingegen übertragbar.

⁴⁶ Beispiele: Affeneinbrüche in Sisalpflanzungen; Aufwühlen und Abfressen von Reiskulturen in Flussnähe durch Flusspferde oder Wildsauern; Eindringen von Ried- und Buschböcken in Baumwollfelder, ferner Zertrampeln solcher Felder durch Dickhäuter.

⁴⁷ Die Seuche tritt in einer Abart auch als so genanntes ‚Küstenfieber‘ auf.

Um die Ausbreitung dieses viralen Formenkreises, der seit dem November 1910 wieder in Deutsch-Ostafrika 'aufflackerte' (festgestellt wurde ein Eindringen über die nördliche Grenze zur Kolonie Britisch-Ostafrika)⁴⁸, zu unterbinden, wurden die Ansteckungsgebiete durch 'sanitäre Korridore' von etwa 50 Kilometern Breite eingegrenzt. In diesen Korridoren erfolgte ein flächenhafter Abschuss von ansteckungsgefährdetem Wild.

Als weitere periodisch auftretende, veterinärmedizinisch relevante Krankheit wurde Katarrhalfieber bei Antilopen berichtet; ferner traten Wildkrankheiten auf, zu deren Erregern zur damaligen Zeit keine Aussagen gemacht werden konnten (Reichskolonialamt 1913, S. 11 ff.).

Zwecks authentischerem Verständnisses der jagdrechtlichen Konstellation in Deutsch-Ostafrika seien abschließend die vier vom Verfasser heraus gearbeiteten Leitlinien der per 8.1.1912 deklarierten Jagdverordnung, welche gleichsam die 'Ausreifung' der voran gegangenen Bemühungen der deutschen Kolonialbehörden Tanganjikas um die Etablierung eines tragfähigen Jagdrechts verkörpern⁴⁹, zusammengefasst:

1. Definition der ortsüblichen Jagdbegriffe und Jagdverbote

Jagd: Jagd mit Feuerwaffen und Fangen aller nach Landesgebrauch jagdbaren Tiere. Verboten: Jagd auf Gorillas, Schimpansen, Strauße, verschiedene Geierarten, Eulen, trächtiges Wild (insbes. Elefantenkälber). Ebenfalls untersagt: Wegnahme oder Beschädigung von Eiern bestimmter Vogelarten, es sei denn zu wissenschaftlichen oder Zuchtzwecken. Strengstens verboten: Jagd in den ausgewiesenen Wildreservaten.⁵⁰ Verbotene Jagdweisen: Giftauslegung, Verwendung von Sprengstoffen bzw. Sprengfallen; Netz-, Schlingen- und Fallgrubenjagd nur nach besonderer Erlaubnis der zuständigen Bezirksbehörden.

⁴⁸ Deutsch-Ostafrikanische Zeitung vom 23.11.1910.

⁴⁹ An der Umsetzung dieser Jagdverordnung in Abstimmung mit dem Reichskolonialamt und den Kolonialbehörden vor Ort hatten auf Seiten der „Wildschutz-Kommission für die Kolonie Deutsch-Ostafrika“ der Deutschen Kolonial-Gesellschaft u.a. der Herzog Adolf Friedrich zu Mecklenburg, sowie die Professoren Paul Matschie (Zoologe, Univ. Berlin) und C.G. Schillings fachkundig mitgewirkt (Deutsche Kolonialgesellschaft 1912, S. 20).

⁵⁰ Die kurzfristige Anpassung oder Änderung der Vorschriften war nach billigem Ermessen des Gouvernements beziehungsweise der untergeordneten Behörden möglich, etwa bei Seuchengefahr oder wirtschaftlichen Schäden in Folge von Wildbewegungen (gilt auch für die nachfolgenden Regeln).

II. Einteilung der Tiere in Klassen und Ausgabe entsprechender Jagdscheine

Klasse 1: Alle jagdbaren Tiere unter Ausschluss der folgenden Klassen.

Klasse 2: U.a. Nashörner und Großantilopen (Großwild).

Klasse 3: Elefanten.

Klasse 4: U.a. alle Raubtiere, verschiedene Wildschweinarten, Affen mit Ausnahme der von Jagdverboten betroffenen Affenarten, Reptilien.

Die Jagd auf Tiere der Klasse 4 unterlag keinen Beschränkungen (unter Berücksichtigung des Wildschutzes in den Wildreservaten und von Abschussprämien für große Raubkatzen). Tiere der Klasse 1 konnten mittels „kleinem Jagdschein“, Tiere der Klassen 1 und 2 mittels „großem Jagdschein“ gejagt werden. Für die Elefantenjagd bedurfte es eines speziellen, restriktiv vergebenen Jagdscheins (s. Abb. 12, dieser Jagdschein erstreckte sich in früheren Jagdverordnungen auch auf die Nashörner), der im Regelfall den Abschuss von maximal zwei Exemplaren binnen eines Jahres gestattete. Zahlenmäßige Begrenzungen für Erlegungen galten im Übrigen auch für Nashörner, Büffel, Großantilopen, und weitere Spezies außerhalb des Großwildes. Gültigkeit üblicher Jagdscheine: ein Jahr. Die Jagdscheine konnten auch als Bezirks-, Tages- oder Eingeborenen-Jagdscheine ausgegeben werden.

III. Jagdscheine: Kosten und Auflagen

Die Kosten für Jagdscheine waren gestaffelt nach „Größe“ (Stufung: kleiner, großer Jagdschein; Elefantenjagderlaubnis), regionalem Bezug (einzelne Bezirke Deutsch-Ostafrikas versus gesamtes Schutzgebiet-Territorium), sowie gewöhnlichem Aufenthaltsort des Jagdscheinbeziehers (vergleichsweise niedrige Kosten für dauerhaft im Tanganjika-Territorium ansässige Personen, noch geringere – teils auch in Naturalien zu entrichtende – Kosten für Eingeborene, höhere Kosten für sonstige Personen bzw. Sportjäger oder Durchreisende mit nicht dauerhaftem Aufenthalt in der Kolonie). Die Ausgabe von Eingeborenen-Jagdscheinen wurde eher restriktiv gehandhabt: Es gelangten nur solche Eingeborenen in den Besitz eines Jagdscheines, die der zuständigen Dienststelle (Bezirksämter, Militärstationen, Residenturen) als zuverlässig bekannt waren; die Ausgabe eines großen Jagdscheines an Eingeborene war zudem stets dem Gouvernement direkt zu berichten⁵¹.

IV. Weitere jagdrechtliche Auflagen, Sanktionsmöglichkeiten

An Personen, die in der Vergangenheit gegen jagdrechtliche Bestimmungen verstoßen hatten oder bei denen die Gefahr missbräuchlicher Jagdscheinverwendung bzw. sonstiger jagdrechtlicher Zuwiderhandlungen wahrscheinlich erschienen, wurden keine Jagdscheine ausgegeben. Verstöße gegen die Jagdordnung wurden mit Haft- oder Geldstrafen geahndet. Eine Steuerung des Jagdgeschehens erfolgte zudem durch an die Kolonialverwaltung zu zahlende Abschussprämien für Großwild sowie durch fortlaufende Erfassungen des Wildbestandes nebst Möglichkeit kurzfristig anzupassender Jagdverbote seitens der Behörden, sowie durch Ausfuhrkontrollen (s. Kap. 3.2.5).

⁵¹ Seitens der „Wildschutz-Kommission für die Kolonie Deutsch-Ostafrika“ der Deutschen Kolonial-Gesellschaft, die an der Gestaltung des Jagdrechts im Tanganjika-Territorium beteiligt war, war sogar gefordert worden, die Eingeborenen grundsätzlich von der Jagd mit Feuerwaffen auszuschließen (Deutsche Kolonialgesellschaft 1912, S. 21).

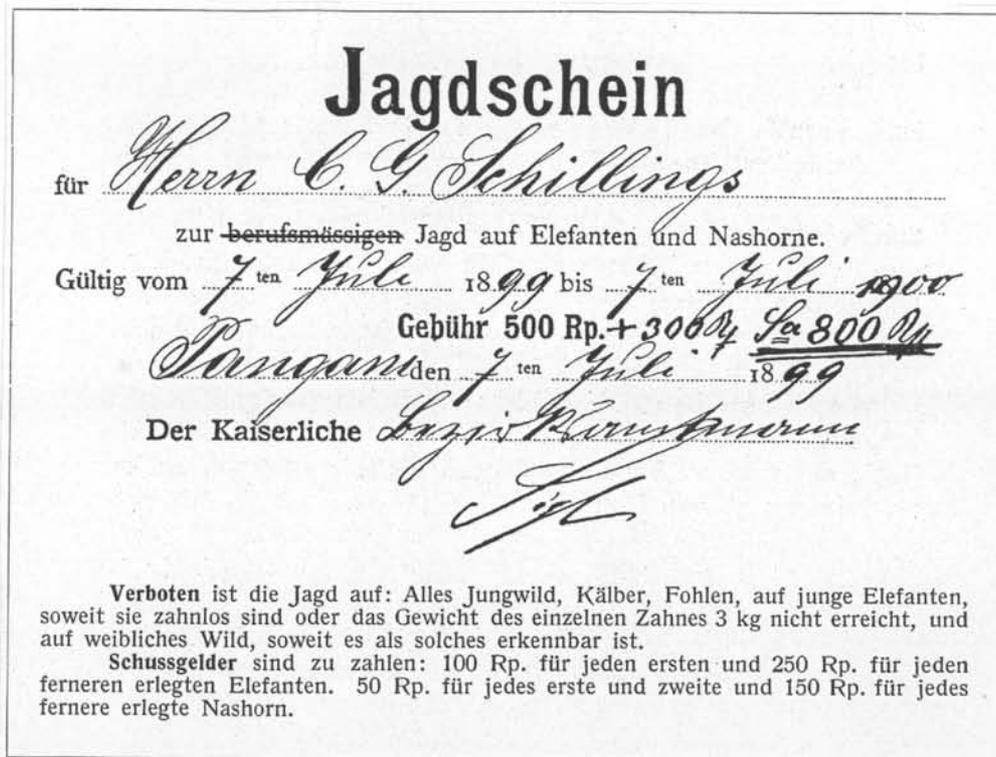


Abb. 12: Elefanten- und Nashornjagdschein (Quelle: Schillings 1924, S. 494)

3.2.5 Jagd und Großwildjagd in Deutsch-Ostafrika als wirtschaftlicher Faktor

In den meisten Darstellungen zur Wirtschaftsgeschichte des ehemaligen Deutsch-Ostafrika nimmt der Bereich der Jagdwirtschaft keine beziehungsweise eine eher untergeordnete Bedeutung ein (Kjekshus 1970, Gann 1975, Schinzinger 1984). In der zeitgenössischen Literatur wurde jagdwirtschaftlichen Aspekten hingegen hohe Relevanz eingeräumt:

„Der Wildstand der Kolonie [Deutsch-Ostafrika; d. Verf.] ist ein Nationalvermögen, das in vernünftiger Weise nutzbar gemacht werden soll. Es muß daher in dem Sinne verwaltet werden, daß die Kolonie Jahr für Jahr gleiche, wenn nicht steigende Einkünfte aus den Erträgen der Jagd hat“ (Deutsche Kolonial-Gesellschaft 1912, S. 21).

Absolut betrachtet, erscheinen die Zahlen über diejenigen Produkte, die aus Jagd- oder Fangtätigkeit in der Fauna Deutsch-Ostafrikas resultierten, durchaus eindrucksvoll. Die in der folgenden Tabelle 2 dargestellten Daten für die Jahre 1903-1911 vermögen dies anschaulich zu untermauern (Hinweis: differenzierte jagdwirtschaftliche Statistiken für den Zeitraum vor 1903 waren nicht erstellt worden).

Aus dem Datenmaterial (Tab. 2) geht im Übrigen die exponierte Stellung der Großwildkategorie 'Elefant' hervor: Die deutsch-ostafrikanische Elfenbeinausfuhr erreichte – verglichen mit den anderen jagdbezogenen Ausfuhrprodukten – die mit Abstand höchsten Wertvolumina (vgl. zu neueren Analysen/Hinweisen zur Rolle des Elfenbeinhandels Deutsch-Ostafrikas auch Koponen 1995, sowie Stoecker 1992).

Die hier in Tabelle 2 vorgestellten Daten wurden vom Reichskolonialamt (1913, S. 37 f.) - ähnlich wie von der Deutschen Kolonial-Gesellschaft - dahin gehend bewertet, „daß es nicht bloß aus ethischen, sondern auch aus wirtschaftlichen Gründen Aufgabe und Pflicht der Verwaltung ist, für die Erhaltung eines Teiles des National-Vermögens, wie ihn der Wildbestand einer Kolonie darstellt, einzutreten“.

Tab. 2: Zusammenstellung der deutsch-ostafrikanischen Ausfuhr von Produkten jagdbarer Tiere für den Zeitraum 1903-1911 (Quelle: Reichskolonialamt 1913, S. 38 f.; Hinweise: die obere Zahl gibt jeweils die Ausfuhr über die Küstengrenze, die untere Zahl die Ausfuhr über die Binnengrenze der Kolonie an; M=Mark; „andere Tiere“, „Federn und Bälge“: z.T. wurden auch Produkte von Nutz-/Zucht-Tieren ohne eine weiter gehende Differenzierung mit eingerechnet)

Jahr	Lebendes Wild		Elfenbein		Flußpferd- und Wildschweinzähne		Büffel, Elen, Kudu, Rappantil.		Hörner von Nashorn		anderen Tieren		Federn und Bälge	
	Stück	M.	kg	M.	kg	M.	kg	M.	kg	M.	kg	M.	kg	M.
1903 ¹⁾	109	2 192	23 124	406 569	13 849	36 342	8 157	14 030	7 156	65 976	7 580	11 576	123	1094
			458	7 443									45	2223
1904	97	5 461	23 370	414 368	11 663	29 027	6 402	11 591	6 607	71 681	8 272	11 234	45	815
			668	10 479										
1905	45	2 606	21 453	459 804	8 028	21 644	1 739	4 831	5 532	59 200	1 737	3 219	134	2660
	20	2 011	1 607	26 010	657	1 218	178	286	1 956	16 711	857	1 400	414	2083
1906	35	603	18 349	420 816	7 977	25 166	2 244	4 341	4 025	53 042	2 065	2 786	149	2 718
	9	4 322	701	12 564	1 570	3 009	227	397	2 091	20 663	973	1 455	175	1 426
1907	114	33 866	24 483	644 287	9 744	42 683	3 931	8 440	6 571	101 927	3 897	5 698	95	2 260
	8	10 911	806	19 110	239	877	321	652	246	3 334	1 364	2 015	143	840
1908	61	27 233	23 611	561 946	9 606	26 120	3 977	8 640	5 142	73 960	4 050	6 831	125	3 052
	18	5 710	2 278	43 883	1 608	4 809	211	354	2 784	41 441	805	1 261	174	1 847
1909	50	5 277	47 910	960 085	8 718	20 300	4 964	10 397	5 531	79 211	4 156	7 411	373	3 527
	2	1 344	3 224	66 309	2 032	4 986	302	803	1 014	13 340	681	1 094	164	1 172
1910	92	19 520	34 124	703 408	7 420	17 145	7 355	15 759	5 335	73 039	6 703	10 523	187	3 713
	6	5 608	2 121	39 686	1 407	3 037	1 027	1 824	958	10 229	2 369	3 605	188	1 451
1911	362	35 555	23 566	444 611	6 089	14 590	9 274	21 515	2 306	28 936	7 616	10 415	174	4 482
	5	3 093	2 227	40 799	1 126	2 677	408	711	741	9 069	1 056	1 740	27	529

Mithin bleibt in der retrospektiven Gesamtschau festzuhalten, dass die jagdwirtschaftlichen Produkte – bezogen auf die gesamte Ausfuhr der Kolonie Deutsch-Ostafrika – eine eher geringe Rolle spielten⁵².

Rogge (2000, S. 136 ff.) weist in seiner Arbeit, die sich mit der ökonomischen Entwicklung des Tanganjika-Territoriums zwischen 1890 und 1914 befasst, darauf hin, dass landwirtschaftliche Produkte wie Sisalhanf und Kautschuk die Ausfuhr Deutsch-Ostafrikas dominierten.

⁵² Dabei sollte jedoch nicht übersehen werden, dass ein entscheidender „Wert“ der jagdbaren Tiere, das den Koloniewohnern zur Ernährung zur Verfügung stehende Wildbret, von den amtlichen Statistiken bzw. in der bisherigen Fachliteratur nicht erfasst werden konnte.

Elfenbein, also ein unmittelbares Produkt des Großwildjagdgeschehens, sowie Häute und Felle (hierbei keine Trennung nach erjagten versus domestizierten bzw. Zuchttieren), machten im Jahre 1911 beispielsweise zusammengerechnet nur 15,7 Prozent der Ausfuhr dieser Kolonie aus (Tab. 3).

Tab. 3: Prozentuale Aufschlüsselung der Hauptausfuhrgüter Deutsch-Ostafrikas im Jahre 1911

<i>Produktgruppe</i>	<i>Anteil (%)</i>
Kautschuk	21,3
Sisalhanf	20,2
Häute und Felle	13,5
Elfenbein	2,2
Kopra (Kokosnussprodukte)	8,2
Baumwolle	6,0
Kaffee	5,5
Gold	3,6
Wachs	3,6
(Sonstige Produkte)	(15,9)

Der Kolonialverwaltung Deutsch-Ostafrikas flossen in Form von Ausfuhrzöllen auf die jagdwirtschaftlichen Produkte (Höhe in den meisten Fällen 10-12% vom Tierproduktwert) Mittel zur Stützung des Kolonieetats zu⁵³. Die Ausfuhrzölle waren geregelt durch die

- 'Zollverordnung für das deutsch-ostafrikanische Schutzgebiet' vom 13.6.1903, als Ergänzung der Durchführungsbestimmungen von 1892/93;
- später durch die 'Bekanntmachung des Gouverneurs von Deutsch-Ostafrika zu der Verordnung betr. Abänderung des Zolltarifs' vom 4.4.1911 (Dt. Kolonial-Blatt 1911, S. 738)⁵⁴.

⁵³ Abgesehen von den Jahren 1909 bis 1914 überstiegen die Zollerträge die sonstigen Steuereinnahmen dieser deutschen Kolonie. Hierbei ist allerdings zu berücksichtigen, dass der Haushalt Deutsch-Ostafrikas stets auf erhebliche Reichszuschüsse angewiesen war (Rogge 2000, S. 38). Auch in den unmittelbaren Folgejahren unter britischer Kontrolle war der wirtschaftliche Nutzwert des Tanganjika-Territoriums eher als unbefriedigend einzustufen, ab etwa 1924 entfaltete sich mithin ein gewisser Wirtschafts-'Boom' (Biermann 1998, S. 29).

⁵⁴ Die Verordnung von 1911 veränderte die 1903 in Kraft gesetzten Bestimmungen nicht wesentlich. Allerdings wurden die Ausfuhrzölle für Strauße beziehungsweise Straußeneier (in Anbetracht der

Die Ausfuhr tierischer Produkte bot im Übrigen eine unmittelbare Schnittstelle zu den jagdrechtlichen Bestimmungen, wie aus folgenden Hinweisen seitens des Reichskolonialamtes zur Situation Deutsch-Ostafrikas im Jahre 1913 hervor geht:

„Gerade der letzte Punkt, die Ausfuhr-Kontrolle über Produkte des Wildstandes, ist eines der sichersten Mittel, um Übertretungen der bestehenden Jagd-Verordnungen hintanzuhalten. Denn dadurch wird es unmöglich gemacht, daß gewisse Wildarten lediglich des Erwerbs halber von gewerbsmäßigen Jägern - seien es Weiße, seien es Farbige - oder aus übertriebener Sportsleidenschaft abgeschossen und der Ausrottung nahegebracht werden“ (Reichskolonialamt 1913, S. 39 f.).

3.2.6 Exkurs: Vorkoloniale Großwildjagd in Tanganjika

Der Stellenwert der kolonialen Großwildjagd auf dem Territorium Tanganjikas lässt sich besser einordnen, wenn man als Vergleichsmöglichkeit auch die diesbezüglichen vorkolonialen Jagdverhältnisse heranzieht.

Das Quellenmaterial zu diesen Aspekten ist allerdings eher eingeschränkt. Bei den wenigen auffindbaren Quellen handelt es sich zumeist um 'indirekte' Schilderungen aus der Retrospektive (Erinnerungen etc.), in der Aspekte der vorkolonialen Jagdausübung in Deutsch-Ostafrika thematisiert werden (vgl. etwa die erst 1953 publizierten Jagd- und Lebenserinnerungen von Oskar König; ferner: Berger 1910, Keller 1936, Methner 1938). Immerhin lassen sich die beiden folgenden Hauptperspektiven identifizieren:

Zum einen überwogen unter den vorkolonialen weißen (Großwild-)Jägern „Einzelkämpfer“, die teils auch parallel naturwissenschaftlichen und völkerkundlichen Forschungen nachgingen, daneben war offenkundig der „Abenteurer“-Typ relativ stark vertreten, ferner dominierten mehr oder minder „verantwortungslose“ Großwildjäger mit teils exzessiver Profitorientierung (umher streifende Buren, aber auch viele Araber - besondere Konzentration auf das Elefanteneifenbein). Unter den Arabern ging die Aushebung von Jagdhelfern und sonstigen Hilfskräften auch durch Gefangennahme schwarzer Eingeborener

diesbezüglichen Jagdverbote Ausfuhr nur in Form von Lebendprodukten bzw. zu wissenschaftlichen oder Zucht-Zwecken mit Sondergenehmigungen) deutlich angehoben.

vonstatten. Dies kann nicht verwundern, wenn man bedenkt, dass arabische Kaufleute und Nomaden in Tanganjika und den angrenzenden Regionen über Jahrzehnte hinweg auch im Sklaven-/Menschenhandel tätig waren (Haupt 1989, S. 14; s. auch Kap. 3.2.3.2).

Eindeutig ist die Aussage ableitbar, dass durch die Prävalenz des zuvor beschriebenen Jägertypus der Wildschutz - die Elefantenbestände betreffend - bereits in der vorkolonialen Phase gefährdet war; entsprechende Mißstände beziehungsweise zumindest das Risiko einer weiteren Verschlimmerung konnten durch die Einführung der Jagdgesetze nach Anbruch der kolonialen Ära in Tanganjika zumindest abgemildert werden. Auf Basis neuerer Forschungsergebnisse erscheint jedoch die Beurteilung schwierig, inwieweit diese Aussage auf den Gesamtbereich des Wildschutzes, also auch andere Spezies, die im Sinne profitträchtiger Wirtschaftsobjekte oder Trophäen weniger tauglich als etwa Elefanten waren, generalisierbar ist. Gemäß Baldus (2001) dürfte eine vorkoloniale Bestandsgefährdung im Falle der meisten Tierarten eher unwahrscheinlich gewesen sein.

Sodann existieren mit Bezug auf die vorkoloniale Phase einige wenige - darunter auch retrospektiv-englischsprachige - Quellen, in denen die verschiedenartigen (Großwild-)Jagdpraktiken der eingeborenen Bevölkerung Tanganjikas ausführlicher geschildert werden (Jagdformen, Jagdobjekte, Ausrüstung etc.; vgl. hierzu auch die zusammenfassenden Hinweise bei Steinhart 1987, S. 3). Darstellungen insbesondere zu den vorkolonialen Jagdstrukturen in der Meru-Region finden sich insbesondere bei Bernardi (1959) sowie Fadiman (1976), wobei die letztere Publikation eine sehr ausführliche, auch auf die vorkoloniale Phase bezogene Jagdethnographie für das südliche Kenia und das nördliche Tanganjika-Territorium beinhaltet.

Bei der Analyse des vorgenannten Quellenmaterials kristallisieren sich zwei „Schulen“ heraus, welche die vorkoloniale Jagdpraxis der Eingeborenen unterschiedlich werten: eine nach heutigem Sprachgebrauch als „ökologisch“ zu kennzeichnende Schule (Eingeborene jagten im Einklang mit der Natur, keine Gefährdung des natürlichen Gleichgewichts) versus konträre Schule (vorkoloniale Eingeborenenjagd habe die Wildbestände teils massiv gefährdet, „Raubbau“ an der Natur, „unökologisch“). Eine Entscheidung hinsichtlich der Angemessenheit

zwischen beiden Schulen fällt schwer, da das Quellenmaterial letztlich nicht aussagekräftig genug ist. Im Übrigen sei an dieser Stelle darauf verwiesen, dass sich der Widerspruch beider Schulen auch unter den kolonialen Bedingungen Tanganjikas fortsetzte (s. Kap. 4.4.2; vgl. auch Schomburgk 1926).

Hinsichtlich der jagdlichen „Neuartigkeit“ nach Anbruch des deutschen Kolonialismus in Tanganjika ist bei zusammenfassender Betrachtung die in dieser Phase einsetzende Reglementierung der Jagd und der Erlass von Jagdverordnungen etc. hervor zu heben, wobei eine zwangsweise Rekrutierung von Eingeborenen für Jagdzwecke im Rahmen von Sklaverei oder ähnlichen Maßnahmen unterbunden wurde. Mithin konnten durch die verwaltungsrechtlichen Neuerungen und Verordnungen - gerade in den von deutschen Militär- und Verwaltungstützpunkten weit abgelegenen Regionen - tradierte und teils mit 'jagdethischen' Vorstellungen unvereinbare Jagdpraktiken nicht erfasst werden (stillschweigende Hinnahme von Gruben-, Fallen- oder Hetzjagden der ansässigen Bevölkerung).

4. Großwildjagd in Deutsch-Ostafrika 1891-1916: Darstellung und Interpretation der Quellen aus sozialwissenschaftlicher Perspektive

Das Gesamtkapitel 4 beinhaltet die interpretativ-hermeneutische Perspektive, unter der koloniale Großwildjagd in Deutsch-Ostafrika im Untersuchungszeitraum von 1891-1916 betrachtet werden soll. 'Sozialwissenschaftlich' kann hier als perspektivischer Oberbegriff gelten, da selbstverständlich auch Verweise auf die sozial- und kolonialgeschichtlichen Rahmenbedingungen erforderlich sind.

Es erschien sinnvoll, an den Anfang des Kapitels die sozialwissenschaftlichen Kernhypothesen zu stellen, die sich aus der bis zur Gegenwart veröffentlichten wissenschaftlichen Hintergrundliteratur ableiten ließen.

Es sei jedoch darauf hingewiesen, dass die vorliegende Untersuchung insgesamt explorativ angelegt ist, d.h. spezifische Untersuchungshypothesen stehen nicht im Mittelpunkt des Interesses.

4.1 Kernhypothesen

Zum einen wurde vorausgesetzt, dass sich die in der wissenschaftlichen Literatur zur kolonialen Großwildjagd vorgestellte Typographie des 'White Hunters' (Cameron, 1994; Herne, 1999) exemplarisch an Hand der Großwildjagd in Deutsch-Ostafrika nachweisen lassen sollte.

Dem letztlich die koloniale Herrschaftsschicht repräsentierenden 'White Hunter' wurden gemäß bisheriger Forschung bestimmte, in der Regel „vorteilhafte“ Persönlichkeitseigenschaften sowie Handlungskompetenzen zugeschrieben, um ihn von den jaglichen Zielen und psychologischen Orientierung der sonstigen „Jägertypen“, insbesondere den eingeborenen Jägern, abgrenzen zu können.

Weiter wurde erwartet, dass die in Deutsch-Ostafrika praktizierte Großwildjagd - zumindest für einige darin Involvierte – von einem gewissen 'Männlichkeitskult' (MacKenzie, 1988) geprägt war (Stichworte: unmittelbare Erotisierung der Jagd durch wechselseitige Anziehung zwischen männlichen Jägern und weiblichen Jagdbeteiligte; larvierter Männlichkeitskult durch Wertschätzung von Jagdtrophäen beziehungsweise Jagdhandlungen mit sublimiertem sexuellem Affekt).

Schließlich erschien die Hypothese vertretbar, dass das Großwildjagdgeschehen auch stellvertretend für die vermeintliche (nationale) kulturelle Überlegenheit der Jäger der Koloniatorenschicht über die kolonisierte Kultur stand.

Hinweise für solch eine Hypothese lassen sich aus den allgemeinen sozial- und kulturgeschichtlichen Reflektionen zur Begründung von Kolonisation und damit verbundenem nationalem Pathos durchaus ableiten (vgl. etwa Osterhammel, 1995).

Schließlich soll die Hypothese untersucht werden, inwieweit sich die von dem Jagdforscher Edward Steinhart vor allem für den britischen Afrikakolonialismus (Kenia) skizzierte Phasenabfolge vom so genannten 'Pioneer Hunter' (hauptsächlich Erlebnisorientierung, aber auch Motive wie Abenteuerlust, Suche nach Grenzerfahrungen und 'Gipfelerlebnissen', nicht zuletzt auch Profitgier) zum

'Settler Hunter' am Beispiel der kolonialen Großwildjagd im Deutsch-Ostafrika der Jahre 1891 bis 1916 nachvollziehen lässt.

Zum einen standen diese 'Settler Hunters' für eine nutzwertbezogene und konventionelle, also letztlich pragmatische Jagdorrientierung. Auf der anderen Seite konnten die 'Settler Hunters', soweit man die kenianischen Verhältnisse zugrunde legt, Aspekten wie der Urtümlichkeit des Wildes, Artenvielfalt und Jagdreiz auf Grund ihrer allzu landwirtschaftlichen Ausrichtung kaum etwas abgewinnen und trugen zur Verkümmern der einst so facettenreichen ostafrikanischen Fauna bei:

„The extermination of wildlife was a frequently stated objective of the settler-hunter. In this objective, hunting was merely the sharp, cutting edge of the sword. The heavy mass of destructive force was created by the clearing of the animals' habitats and their conversion to privately-owned farmlands and grazing areas, fenced and cleared of all but the smallest game animals and birds“ (Steinhart 1989, S. 252).

Gerade die Frage, ob die landwirtschaftliche Durchdringung (Siedlungsausbau, Pflanzungen, Tierzucht) in Deutsch-Ostafrika ebenfalls das Jagdgeschehen oder Jagdpotential in einer solchen, gewissermaßen degenerierenden Art und Weise beeinflusste beziehungsweise wie die Großwildjagd hiervon tangiert wurde, erscheint für die vorliegende Arbeit von besonderem Interesse. Allein aus der Tatsache, dass die Kolonialverwaltung mit ihren Jagdbestimmungen auf einen pragmatischen Ausgleich zwischen Ökonomie und waidmännischen Idealvorstellungen abzielte (s. Kap. 3.2.4), lässt sich keine hinreichende Beantwortung dieser Frage ableiten.

Zum Teil ist die Befundlage hinsichtlich der hier untersuchten Hypothesen bislang als sehr eingeschränkt zu kennzeichnen, da erst wenige Forscher über die jeweiligen Bereiche gearbeitet haben. Zudem sind die Hypothesen vergleichsweise stark auf spezialisierte Fragestellungen fokussiert (letztere Aussagen beziehen sich insbesondere auf die Hypothesen zum 'White Hunter' sowie die Phasenabfolge von 'Pioneer' zum 'Settler Hunter'). Insofern erfolgte die Überprüfung solcher Hypothesen in einem ausgesprochen explorativen Kontext, wobei die Ebene des reinen „Entdeckungszusammenhanges“ (Friedrichs, 1977, S. 50) zwar überschritten werden konnte, aber durchaus nur von einer bedingten

Generalisierbarkeit der - vor allem aus der jagdgeschichtlichen Forschung zur Situation in Kenia ableitbaren - Hypothesen auszugehen war.

Angesichts des spezifischen Charakters der vorgenannten Hypothesen war somit der Bezug zu übergreifenden sozialwissenschaftlichen Konzepten nicht ohne weiteres herstellbar. Anders verhält es sich mit den zwar auch explorativ geprägten, aber doch ein breiteres sozialwissenschaftliches Spektrum abdeckenden Hypothesen beziehungsweise Modellen zum jagdbezogenen 'Männlichkeitskult' und zur 'vermeintlichen nationalen (kulturellen) Überlegenheit' der weißen Jagdbeteiligten. Sicherlich sind diese Hypothesen beziehungsweise die ihnen zuzuordnenden Theoriegebäude in der bisherigen sozialwissenschaftlichen und (kolonial)geschichtlichen Forschung vergleichsweise fest verankert, auf der anderen Seite war aber auch zu bedenken, dass die Interpretation der vorliegenden Quellen aufgrund der höheren Komplexität dieser Theorien schwerer fallen konnte. Im Falle der auf 'Männlichkeitskult' bezogenen Kernhypothese sei darüber hinaus darauf hingewiesen, dass sich hier das Risiko stellte, allzu leicht in psychoanalytische, letztlich weder verifizierbare noch falsifizierbare Einlassungen abzugleiten (vgl. zu solchen methodologischen und theoretischen Problemen die paradigmatischen Erläuterungen von Davison und Neale, 2001, S. 45 ff.). Zum Ausgleich solcher Risiken wurde in der durchgeführten Studie eine stringent quellennahe und unmissverständliche Interpretation angestrebt, zum anderen erfolgte die Einbettung der Männlichkeitskult-Thematik auch in ein übergeordnetes soziobiologisches und ethologisches Forschungsparadigma (vgl. zu den diesbezüglichen Ansätzen die Übersicht bei Schneider und Schmalt, 1981, S. 29 ff.).

Die verschiedenen, ebenfalls im primär explorativen Kontext stehenden Inhaltsdimensionen beziehungsweise Jagdmotive sollen im Anschluss an die Aufarbeitung der Kernhypothesen inhaltsanalytisch abgehandelt werden.

Bei der Reflektion von Konflikten zwischen weißen (kolonialen) Großwildjägern und farbigen Jagdbeteiligten wurde versucht, die Quellen im Kontext modernerer sozialwissenschaftlicher Konzepte zur Konfliktgenese, Konfliktreduktion, 'In- and Out-Group', Intergruppenakzeptanz etc. zu interpretieren. Verwiesen sei hier insbesondere auf die in der Folge noch weiter erläuterten Theorien von Henri

Tajfel sowie Carolyn und Muzafer Sherif (zu einer Übersichtsdarstellung vgl. Raven und Rubin, 1983, S. 656 ff.).

4.2 Typographie des 'White Hunters'

4.2.1 Typographie des 'White Hunters' – die sozialwissenschaftliche Perspektive

Die Wurzeln des Begriffes 'White Hunter' sind nicht gänzlich geklärt (Lemke 2000, S. 16).

Herne sieht die Entstehung des Begriffes als eher zufallsbedingt an. Dieser sei zum Ende der 1890er-Dekade während einer auf Wunsch des britischen Amateurjägers Lord Delamere durchgeführten Jagdsafari im Somaliland, an der auch ein eingeborener Somali als für die Erlegung von Wildbret für die anderen Jagdhelfer zuständiger (Hilfs-)Jäger sowie als Jagdführer ein weißer Berufsjäger namens Alan Black teilnahmen, kreiert worden und in der Folge in den Sprachgebrauch 'ingesickert':

„To differentiate between the two hunters, as well as on account of Black's surname, the Somali hunter was referred to as 'the black hunter', while Alan Black was always called 'the white hunter', and from this difference, or so the story goes, 'white hunter' came into common usage" (Herne 1999, S. 6).

Bereits diese mehr oder minder anekdotenhaft wiedergegebene Episode deutete neben der rein morphologischen Differenzierung bereits eine wertende Stufung zwischen 'White Hunter' und 'Black Hunter' an: Während der 'White Hunter' die Großwildjagd koordinierte, führte und unterstützte, waren dem eingeborenen Jäger nur untergeordnete Hilfsfunktionen zugeordnet.

Das Attribut 'White Hunter' grenzte in der Folge „den afrikanischen Everyday Hunter, der nur des Fleisches willen schießt, vom sportlichen Trophäenjäger ab“ (Lemke 2000, S. 17).

Wie Steinhart (1989, S. 251) ausführte, war hingegen die Tendenz zu einer gewissen Abwertung jenes Jägers, der sowohl zu unmittelbaren Ernährungszwecken als auch aus 'Sportsgeist' jagte, den schwarzen Feuerwaffenjägern Ostafrikas wesensfremd.

Zugeschrieben wurden dem 'White Hunter' im allgemeinen ausgeprägtes Jagdverständnis, ferner Persönlichkeitszüge und Eigenschaften wie hohe Professionalität, unbedingte Verpflichtung dem 'Jagdethos' gegenüber (s. auch Kap. 3.2.3.3 f.), Vertrauenswürdigkeit, Mut und Ausdauer.

In vielerlei Hinsicht orientierte sich diese Sichtweise des 'White Hunter' am Wesens- und Handlungsideal der gehobenen englischen Klasse, wie es beispielsweise auch in den Werken des bekannten (afrikaerfahrenen und sich zum Patriotismus bekennenden) Schriftstellers und Arztes Sir Arthur Conan Doyle (1859-1930) zum Ausdruck kam (vgl. hierzu auch die Ausführungen von Degering 1997, S. 434 ff., ferner Coren 1995, S. 85 ff.)⁵⁵.

Somit ging das Bild vom 'White Hunter' in seiner ganzen Tragweite deutlich über die rein jagdlichen Anforderungen hinaus und zeichnete sich statt dessen unverkennbar durch einen weltanschaulich idealisierten, soziologisch-psychologischen Bedeutungsgehalt aus⁵⁶.

Ursprünglich vor allem für die ostafrikanischen, zuvörderst kenianischen Jäger benutzt, wurde im Laufe des frühen 20. Jahrhunderts 'White Hunter' zur gängigen Bezeichnung für 'westliche', vor allem professionelle und dem Jagdethos verpflichtete Großwildjäger⁵⁷.

⁵⁵ Arthur Conan Doyle war nicht nur der Schöpfer der legendären Sherlock-Holmes-Gestalt, sondern hatte auch zwei Bücher zum „Burenkrieg“ (The Great Boer War, 1900; The War in South-Africa - Its Cause and Conduct, 1902) publiziert, nachdem er an den ersten Kampfeinsätzen der Engländer gegen die südafrikanischen Buren (1899-1902), die sich dem britischen Vorherrschaftsanspruch entgegen stellten, mitwirken konnte. – Cameron (1994, S. 23) diskutiert eine andere kulturgeschichtlich interessante Hypothese, wonach ein Inbegriff des 'White Hunter' von der Romanfigur Allen Quatermain des Autors 'patriotisch' geprägter Kolonial- und Jagdgeschichten, Henry Rider Haggard (1856-1925), verkörpert worden sei.

⁵⁶ Hingegen wurde in einigen anfangs des 20. Jahrhunderts vertriebenen Safariwerbebroschüren der Begriff 'White Hunter' noch vorrangig auf die konkrete Jagdprofessionalität und -erfahrung „gemünzt“ (Cameron 1994).

⁵⁷ 'Professionalität' ist hier nicht im Sinne nur hauptberuflicher Jagd zu interpretieren, sondern kann auch Jäger einschließen, die nur vorübergehend die Jagd in den Kolonien ausübten, aber ansonsten dort nicht dauerhaft ansässig waren. Abgrenzen soll ein Zusatz wie 'Professional White

Hinsichtlich der überheblich anmutenden Separation des 'White Hunters' von eingeborenen Jägern lässt sich vermuten, dass hierbei das vom imperialistischen Zeitgeist geprägte Sendungsbewusstsein - als Ausfluss einer tiefen Grundüberzeugung (i. S. von 'Central Values', vgl. Rokeach 1973) - der den Kolonialmächten zugehörigen Weißen eine nicht unerhebliche Rolle spielte. Ob der Begriff des 'White Hunters' allerdings zwangsläufig - wie von Lemke (2000, S. 17) angeführt - eine „klare rassistische Konnotation“ beinhaltet, lässt sich in der Gesamtbetrachtung nur schwer entscheiden.

Möglicherweise wurde der Jagdhistoriker und -soziologe Steinhart (1989, S. 250) mit seiner kritisch-zurückhaltenden Wertung dem Wesenskern des damaligen Sachverhaltes besser gerecht:

„It is beyond my competence to deal with the psychological aspects of hunting (...). I would suggest, however, that racial prejudice and ethnocentrism influenced many white hunters in deprecating African skill in tracking and bushcraft and deploring their lack of interest in the aesthetics of hunting as a sport“.

4.2.2 Typographie des 'White Hunters' - Analysebefunde am Beispiel der Großwildjagd in Deutsch-Ostafrika

In der von Zeitzeugen, Jagdbeteiligten und völkerkundlich Interessierten verfassten, deutschsprachigen Literatur zur Großwildjagd in Deutsch-Ostafrika erfuhr der Begriff 'White Hunter' keine Berücksichtigung. Andere Begriffe mit fremdsprachigem Wortstamm, wie etwa 'Big Game', 'Sport' oder 'Safari', wurden hingegen in diesen kolonial geprägten Quellen vereinzelt benutzt.

Obwohl der Begriff 'White Hunter' nicht verwendet wurde, lässt sich doch an Hand der Quellenlage zeigen, dass jene im angelsächsischen Sprachraum mit dem 'White Hunter' verbundenen Charakteristika wie etwa ausgeprägte Jagdfähigkeiten, Mut, Zähigkeit, Gradlinigkeit und persönliche Integrität, in vielen Fällen auch dem weißen (deutschen) Jäger Deutsch-Ostafrikas zugeschrieben

Hunter' vielmehr vom Typus des Amateur- oder sachkundiger Führung bedürftigen Gelegenheitsjägers, ferner vom gewerbsmäßigen 'Massenabschießer'.

wurden. Gleichzeitig wurden den Schwarzen diese Eigenschaften - sowohl bezogen auf deren Jagdgebaren als auch generell - häufig nicht zuerkannt, so dass man aus der Retrospektive bei oberflächlicher Betrachtung eine klare rassenbezogene Trennung ableiten mag. Die Funktion der Schwarzen im Jagdgeschehen bestand demnach, wie sich auch auf Basis der durchforsteten deutschsprachigen Quellen belegen ließ, primär in der Wahrnehmung von einfach strukturierten, überschaubaren, 'untergeordneten' Aufgaben (etwa Träger, Fleischzerleger etc.). Erwünschte Unterordnung, ferner eine den Eingeborenen Tanganjikas unterstellte Eindimensionalität im Denken, kam besonders in den niedergeschriebenen „Kriegs-, Jagd- und Reiseerlebnissen“ Paasches (1907, S. 205 ff., S. 254 ff.) zum Ausdruck: „Neger“ würden vorrangig an das Essen denken, seien bei der Großwildjagd leicht in Angst zu versetzen; ferner sei ihre leichte Anfälligkeit für Alkoholprobleme und die daraus resultierende Untüchtigkeit bei der Jagd zu beachten.

Das Propagieren rassenideologischer Positionen war in bedenklicher Weise für einzelne Zeitzeugen gegeben; jedoch kann dies - wie in der Folge noch detailliert aufgeführt wird (s. Kap. 4.3.2, 4.4.2) - bei weitem nicht auf alle Zeitzeugen / Jagdbeteiligten und ihre schriftlichen Darlegungen generalisiert werden.

Moderate Kritik an der vorgeblichen Überlegenheit und jagdlichen Professionalität der weißen im Vergleich zu den schwarzen Jägern wurde mithin bereits in der Frühphase der Kolonisation des Tanganjika-Territoriums geäußert (vgl. etwa Reichard 1892).

Auch in den Folgejahren erhielten längst nicht alle Großwildjäger Anerkennung und Professionalität nur auf Grund ihrer (weißen) Hautfarbe zugesprochen. Im Gegenteil - Verfasser jagdlicher Erlebnisberichte wie etwa de Haas (1923, S. 35) ließen der Kritik freien Lauf, wonach „viele der hochmögenden Herren drinnen in Aruscha [Ort in der wildreichen Kilimandscharo-Region; d. Verf.] die Nase hoch tragen“ würden, während die 'wahren' Jäger als „ganze Männer“ „das Herz auf dem rechten Fleck“ hätten, „grundehrlich“ seien und nicht so zu tun bräuchten, „als ob sie etwas wären“. Nur auf das Wort dieser 'wahren' Jäger könne man bauen.

An anderer Stelle wurden jene Jäger, die nur über große Entfernungen auf Großwild schossen, von den sich anpirschenden, auf unmittelbare Fühlung mit

dem Tier gehenden Jägern abgegrenzt; letztere seien die 'echten' Vertreter der Jagd (Besser 1917, S. 78).

Auch Berndt-Caspar Klingenberg wies auf erhebliche Unterschiede zwischen den weißen Großwildjägern hin, so dass aus seiner Perspektive diese Gruppe kaum als homogen bezeichnet werden konnte.

In seinem Werk „Aus meinem Afrika-Tagebuch 'Shauri ya Muungu'“ (zu übersetzen in etwa folgendermaßen: „So ist es nun einmal“, als Ausdruck einer gewissen Schicksalsergebenheit der Eingeborenen) grenzte er den tapferen, fähigen Jäger, der um der Herausforderung willen und auch zum Trophäenerwerb jage, von „Rekordschützen“ respektive „Schlächtern“ ab (Klingenberg o.J., S. 75 ff.). In dieser Charakterisierung spiegeln sich die beiden bereits oben umrissenen Grundtypen, der 'wahre' Jäger, der gleichsam dem Idealtypus des 'White Hunters' entspricht, und der 'falsche', ohne unmittelbare 'Führung' Massenabschuss betreibende Jäger, erkennbar wider.

Klingenberg selbst dürfte dem Typus des 'White Hunter' nicht entsprochen haben, da er unumwunden darauf verwies, keine umfangreichen Jagderfahrungen gesammelt zu haben und - bei vereinzelt Versuchen der Großwildjagd - auf Grund eines ungeeigneten Gewehrs erfolglos geblieben zu sein.

Ambivalent erscheint die Charakterisierung der eingeborenen Bevölkerung Deutsch-Ostafrikas durch diesen Autor: Auf der einen Seite sprach er den Schwarzen einen genuinen Jagdinstinkt zu, beklagte aber auch deren Anpassung an die koloniale Urbanisierung:

„Die schwarzen Söhne sind nicht alle gleich gut zu brauchen, denn die Hausboys sind Stadtbewohner geworden und vertauschen nur ungern ihre festen, gemütlichen Schlafstellen zu Hause gegen einen Platz im Zelt oder unter dem Wagen. Sie sind zu bequem und sesshaft geworden, und sehen nur noch die Strapazen und nicht die Schönheiten einer Reise. Aber die meisten sprühen vor Abenteuergeist und Jagdeifer, für sie ist es das Schönste, einem Wild zu folgen. Jeder Nerv ist beim Angehen eines Bockes bis zum erlösenden Schuß angespannt. Die Leidenschaft geht bei einzelnen so weit, daß sie nur mit Gewalt von der Schweißfährte eines Löwen oder Büffels abzuhalten sind (Klingenberg o.J., S. 77).

Die Einordnung der Klingenberg'schen Aussagen wird nicht zuletzt dadurch erschwert, dass seine Veröffentlichung keine Jahresangabe trägt und die Passagen teils nicht eindeutig datiert sind. Dem Text kann aber entnommen werden, dass er Erfahrungen als Angehöriger der Kaiserlichen Schutztruppe

Deutsch-Ostafrikas und bei späteren Besuchen, als das Territorium bereits dem englischen Einfluss unterstand, schilderte.

Steinhart (1987, S 23) wies darauf hin, dass in Britisch-Ostafrika (Kenia) auch „glamour and romance“ (verfestigtes koloniales Milieu, Koppelung von Reichtum, aristokratischem 'life style' und feudal anmutender Sicherheit der Weißen auf der einen und schier unbegrenzter Abenteuermöglichkeiten auf der anderen Seite) wichtige Determinanten des „White Hunter myth“ darstellten. Solch ein spezifisches Milieu konnte sich vermutlich in dem vergleichsweise kurzen Bestehen Deutsch-Ostafrikas nicht herausbilden, was möglicherweise dazu führte, dass das deutsche Äquivalent zum 'White Hunter' in den schriftlichen Quellen (und in Kunst und Film) weniger ausgeprägt in Erscheinung trat.

Interessanterweise wird in der Gegenwartsliteratur/-kunst in einigen Fällen der Jäger erst dadurch zum 'White Hunter', dass er 'schwarze' Emotionen und Charakterzüge, wie sie teils auch Klingenberg hervor hob (übersteigerte Leidenschaft, Impulsivität, aber tendenziell auch seelische Instabilität und Neigung zur Selbstzerstörung), in sich trägt. Verwiesen sei in diesem Zusammenhang etwa auf die amerikanische Filmproduktion 'White Hunter - Black Heart' von 1990 (Drehbuch: James Bridges, Burt Kennedy, Peter Viertel).

4.3 Jagdgeschehen und vorgeblicher 'Männlichkeitskult'

4.3.1 Jagdgeschehen und Männlichkeitskult aus Sicht sozialwissenschaftlicher Forschung

Legt man sozial- und kognitionspsychologische Erwartungs-mal-Wert-Modelle (vgl. Wahba und House 1974; Heckhausen, 1997, 1999) an solche Handlungen an, wie sie seinerzeit⁵⁸ durch Großwildjagd in Deutsch-Ostafrika repräsentiert

⁵⁸ Die nachfolgenden Schlussfolgerungen sind in nicht unbeträchtlichem Maße auch auf vergleichbare Jagdformen der Gegenwart generalisierbar.

wurden, so ergibt sich eine bei oberflächlicher Betrachtung merkwürdig anmutende Situation:

Der overte 'Wert', etwa eine kommerzielle Nutzung des erlegten Wildbrets oder eine Vergütung für eine Jagdführertätigkeit, war längst nicht für alle sich aus eigenem Antrieb auf das Jagdgeschehen einlassenden Personen gegeben - beispielsweise nicht für Jene, die als Nichtortsansässige erste Erfahrungen in Form einer Safariteilnahme machen wollten. Ferner stand dieser 'Wert' in einem beträchtlichen Kontrast zu den potentiell zu gewärtigenden Negativerwartungen (sprich: potentiellen Jagdrisiken wie etwa Jagdunfällen, Krankheiten etc.).

Vieles spricht demnach dafür, den 'Wert' der damaligen Großwildjagd auf andersartigen, nicht unmittelbar overtten Ebenen der Kognitionen und Emotionen beziehungsweise in den psychodynamischen Tiefenschichten eines ‚Organisch Unbewussten‘ (Brauchle 1949) zu suchen.

Der Biologe und Philosoph Uhl vom Zentrum für Philosophie und Grundlagen der Wissenschaft an der Universität Gießen hat in interdisziplinärer Kooperation mit Wissenschaftlern anderer Fachrichtungen ein Modell entwickelt, das dieser Suche möglicherweise gerecht werden könnte (vgl. Uhl und Voland, 2002).

Nach Uhl mag ein unmittelbarer Nutzwert solcher Handlungen wie etwa Großwildjagd in einem 'gesunden' und Erfolg versprechenden Imponiereffekt bestehen, wie er - in Analogie zum Tierreich - beispielsweise durch das prachtvolle zur Schau stellen des Federgewandes eines Pfauen ausgedrückt wird:

„Der Mensch steckt im gleichen Dilemma wie das Federvieh: Er muss andere von sich überzeugen. Und weil ihm die Natur keine Schwanzfedern mitgegeben hat, kein Hirschgeweih und keinen Hahnenkamm, bedient er sich selbst gemachter (...) Signale, um Partner zu gewinnen - im Beruf und in der Liebe“ (Uhl, zit. gemäß Lenzer 2002, S. 1398).

Im Zusammenhang mit dem Jagdgeschehen in von Sammeln *und* Jagen geprägten archaischen Kulturen meint Uhl, dass es offenkundig sinnvoller wäre, wenn auch die Männer sich wie die Frauen als Sammler betätigen würden, da dann alle Angehörigen der betreffenden Population mehr zu essen hätten und die Männer zudem keine körperliche/gesundheitliche Versehrtheit riskieren würden. Dennoch ziehe in solchen Populationen der Mann immer wieder zur Jagd und

biete dabei all sein Geschick auf: „Damit bewirbt er seine körperliche Fitness, empfiehlt sich als Liebhaber und Vater“ (Uhl, ebenda).

Bei einigen Stämmen in Afrika geht, wie Uhl an gleicher Stelle ausführt, diese primär der männlichen Spezies eigene Form des Sich-Empfehlens noch weiter: „Wirklich tolle Typen jagen dort nur große Tiere, Büffel zum Beispiel. Das hat gleich mehrere Nachteile: Büffel lassen sich nur selten und dann nur unter großem Aufwand fangen. Überdies ist es recht ungewiss, wer am Ende wen erlegt“.

Trotz der potentiellen Negativkonsequenzen des eigenen Tuns macht solches von Uhl so anschaulich geschildertes Verhalten letztendlich Sinn, da die passende Partnerwahl und - als ultimates Verhaltensziel - die Steigerung der biologischen Fitness gefördert werden. Insofern passen sich Verhaltensphänomene wie das männliche 'Imponiergehabe' durchaus in jenen evolutionsbiologischen Rahmen ein, der hinsichtlich seiner Funktionalität von Schneider und Schmalt (1981, S. 143) wie folgt skizziert wurde:

„Das allgemeine Vorkommen aggressiver, imponierender [und auf overter Ebene teils eigengefährdender] Verhaltensweisen läßt den Biologen vermuten, daß solche Verhaltensweisen in der Evolution einen hohen Anpassungswert hatten und noch haben. Damit war die Bedingung zur Entstehung genetisch kodierter Verhaltensdispositionen gegeben“.

Zumindest solange, wie durch entsprechende Verhaltensweisen nicht übermäßige Gegenaggression hervorgerufen wird oder Blutsverwandte unmittelbar zu Schaden kommen, steigert das Verhalten in den beschriebenen Verhaltenskontexten die umfassende Darwinsche Fitness im Sinne einer möglichst hohen Anzahl von Nachkommen (vgl. hierzu auch Mayrs 1974 vorgestelltes soziobiologisches Konzept der 'offenen Genetik').

Selbstverständlich arbeitet jedes gesellschaftliche Milieu mit den ihm eigenen Signalen (Forgas 1995; Hinde 1974, 1979); ferner sind evolutionsbiologische Modelle nicht per se für den komplexen Humanbereich spezifizierbar. Mithin sollte deutlich geworden sein, dass solche interessanten und in der Folge näher zu erläuternden (teils aber auch mehr oder minder hypothetischen) Phänomene wie

'Imponieren' oder 'Männlichkeitskult' keineswegs ausschließlich sozialwissenschaftlich beziehungsweise psychologisch erschließbar sind, sondern einer wesentlich 'tiefer' gehenden Begründung unterliegen sollten - und für diese Begründung der ultimativen Verhaltensfunktionalität eignet sich zuvörderst ein soziobiologisches Grundsatzmodell:

„Wenn viele Psychologen behaupten, menschliches Verhalten sei unbegrenzt formbar, so entgegnen Biologen, daß das Verhalten unserer Vorfahren durch natürliche Selektion geformt worden sei und daß es *a priori* wahrscheinlich ist, daß unser heutiges Verhalten bestimmten Beschränkungen und Prädispositionen unterworfen ist, die entweder aus unserer biologischen Vergangenheit stammen oder durch neuere Selektionskräfte zustande gekommen sind“ (Hinde 1992, S. 29).

Vergegenwärtigt man sich das soziobiologische Grundsatzmodell, so erscheinen viele offenkundig Männlichkeitskult zum Ausdruck bringende „Szenen“ der kolonialen Großwildjagd, etwa das stolze Posieren vor Elefanten (s. Abb. 13, Jagdphotographie) oder gerade *auf* der Jagdbeute, in einem durchaus anderen Licht.⁵⁹

Zumindest aber werden diese Szenen verständlicher, insbesondere dann, wenn man bedenkt, dass die evolutionsbiologisch plausiblen Wurzeln beziehungsweise begleitenden Faktoren für die entsprechenden Handlungen den sich 'in Szene setzenden' Protagonisten wohl kaum bewusst gewesen sein dürften.

⁵⁹ Erfahrene Jagdexperten weisen darauf hin, dass - gerade in den ostafrikanischen Steppenlandschaften - die Jagd oftmals in eine Art von 'Trophäenfieber' übergehe. Rakow (1991, S. 9) sprach in diesem Zusammenhang sogar vom „Bazillus Trophäenfieber“ und warnte vor dessen „Ansteckungsgefahr“. Jösch (1991, S. 15) benutzte im gleichen Kontext den Begriff „Besessenheit“, setzte sich aber auch mit wohl als allzu plitüdenhaft wahrgenommener Kritik am (maskulinen) Imponiergehabe mittels Trophäen auseinander: „Es liegt mir fern, diese Besessenheit zu glorifizieren, doch es ist nicht so, wie von vielen Antijägern behauptet wird, daß es dem Trophäenjäger nur darum ginge, mit seiner Beute zu protzen. Alle wirklichen Jäger wollen hauptsächlich jagen, je natürlicher und ursprünglicher, desto lieber“.



Ein vom Verfasser erlegter Elefant.

Abb.13: Jagdphotographie von Fonck (1910, S. 350) - „Verfasser“ in triumphal anmutender Pose, rechts im Bild Helfer

In phänomenologischer Sicht sind Männlichkeit und Weiblichkeit keine fixierten Merkmale, sondern immer wieder - intraindividuell wie kollektiv - zu konstruierende Positionen in einem sozial und historisch variablen Kontinuum (Erhart und Herrmann 1997).

Trotz dieser Variabilität wurden und werden der 'Männlichkeit' bestimmte Charakter- und Persönlichkeitseigenschaften zugeschrieben, die sich wie folgt charakterisieren lassen:

„Zu den als naturgegeben gedachten Wesensmerkmalen der Männlichkeit zählen seit dem Anbruch der Moderne im späten 18. Jahrhundert unter anderem Willenskraft, Tapferkeit, Zielstrebigkeit, Selbständigkeit, Gewaltbereitschaft, Kompromißlosigkeit, Verstand“ (Kühne 1996, S. 11).

Dieser Auflistung maskuliner Charakterzüge wäre für den Bereich der Großwildjagd noch die Affektkontrolle hinzu zu fügen (Seidler 1998, S. 195), welche auf Frauen - infolge der Primärzuschreibung von Emotionalität - weniger häufig attribuiert wurde.

Zieht man die Analysen von Ryan (1997) heran, so resultierte für die koloniale Großwildjagd um 1900 eine paradoxe Situation: Einerseits wollten sich Männer in die Einsamkeit, die 'Wildnis' zurückziehen, um dort zu jagen und die 'typisch' männlichen Eigenschaften zur Geltung zu bringen. Andererseits zogen sie sich in eine Landschaft zurück, die als 'Schoß der Natur' ja geradezu die Verkörperung des Urweiblichen ausdrückte (vgl. hierzu auch die kulturwissenschaftlich-analytische Position von Diener 1975).⁶⁰

Der Rückzug des Mannes in die Wildnis, der allgemeine Zuwachs an kolonialen Großwildjagden um 1900 und die entsprechende Präsentation von Jägern als männliche 'Heroen', sind gemäß Ryan (1997, S. 110, übers. v. Lemke) aber auch als Reaktion auf die damals zunehmende Emanzipation von Frauen in den Gesellschaften Westeuropas und der USA aufzufassen:

„Frauen übten nun zunehmend Berufe wie Anwältinnen oder Universitätsprofessorinnen aus. Männer wurden in Fabriken ein- oder in der Verwaltung einer gewissen Monotonie ausgesetzt. Die Möglichkeiten für einen mannhaften Nahkampf mit der Natur, das Gewehr im Anschlag, wurden immer seltener, die Härte und Eigenständigkeit der Männer schien zunehmend gefährdet. Die Krise der Männlichkeit, eine Phase, in der überkommene Leitbilder in Frage gestellt wurden, hatte ihren Höhepunkt um die Jahrhundertwende [1900; d. Verf.] erreicht: die heldenhaften Männer fehlten“.

Nach der Meinung von Badinter (1993, S. 27 ff.) stellte das Auftauchen 'neuer Heroen' in der zeitgenössischen Literatur, das Wiederaufleben des 'Wilden Westens' durch die „sinbildliche Figur des Cowboys, des virilen Mannes par excellence“, eine Form der Sublimierung hinsichtlich der vorgenannten Emanzipationsbestrebungen dar.

Von den amerikanischen Großwildjägern war es vor allem Theodore Roosevelt, der den in Amerika - nicht zuletzt infolge der rapiden Industrialisierung und Modernisierung des Landes - dahin schwindenden 'Wilden Westen' in Afrika

⁶⁰ Hinweis: die Autorin Berta Diener, später Eckstein-Diener, geb. 1874 in Wien und gest. 1948 in Genf, schrieb unter dem Pseudonym 'Sir Galahad'.

wiederfand und dort Männlichkeit neu unter Beweis stellen konnte (Gilmore 1993, S. 129 ff.). Dort fanden die Großwildjäger Aspekte von Männlichkeit wie Geschick, Härte, Mut und Sexualität sowohl auf symbolische als auch auf praktische Weise in Form der Beschaffung von Nahrung wieder: „Der Jäger versuchte, ein Tier zu töten, das erstens in der Regel viel beweglicher war als er, ihm zweitens an Kraft und Größe überlegen war und drittens versuchte zu fliehen. Dieser Aspekt der kämpferischen Herausforderung an die männliche Rolle des Jägers setzte Härte und Autonomie voraus“ (Lemke 2000, S. 7).

Als Ausdruck einer allgemeinen Sexualisierung der kolonial-afrikanischen Großwildjagd schienen sexuelle Kontakte zwischen den - männlich-dominanten - Jagdführern und (weiblichen) Jagdgästen als mehr oder minder triebdynamisches Wunschdenken seinerzeit beträchtliche Aufmerksamkeit zu finden. Dies vermag an Hand der folgenden beiden Zitate belegt zu werden:

- "The hunt itself was occasionally recognised as a pseudo-sexual act" (MacKenzie 1988, S. 42).

- „Es wurde von ihm [dem professionellen Jagdführer bei kolonialer Großwildjagd] mehr oder minder erwartet, daß er eine sexuelle Beziehung zu den Frauen für die Dauer der Jagdsafari einging“ (Lemke 2000, S. 47).

Dass letztere Einlassung womöglich doch übersteigert ist, erscheint allerdings wahrscheinlich, v.a. wenn man wie Lemke an gleicher Stelle ausführt, in der Konnotation des „Ladens“, „Zückens“ und „Schießens“ - gemeint ist die Bedienung sowohl von Gewehr als auch von mitgeführter Jagdkamera - werde die Verbindung zum Phallus und zur Ejakulation deutlich.

Im Falle der geplanten Untersuchung sollte jedenfalls versucht werden, auf psychoanalytisch geprägte Spekulationen möglichst zu verzichten und statt dessen die inhaltsanalytische Verdichtung auf Basis der tatsächlich im Material enthaltenen Fakten und Schlüsselreize vorzunehmen.

Mithin ist es aber aus sozial- und kulturwissenschaftlicher Perspektive durchaus nicht unangemessen, dem Jagdgeschehen per se eine hohe libidinöse Spannung

- die ihre Wurzel wohl in den archaisch-mutterrechtlich geprägten Kulturen der Frühzeit hatte - zu unterstellen:

„Auch heute gilt ein Jäger bei roten wie bei schwarzen Rassen für äußerst gefährdet, verabsäumt die Frau zu Hause bestimmte Riten oder unterbricht sie durch anderen Sexualverkehr den Kontakt mit ihm. Darauf beruht die Wertung ehelicher Treue, nicht auf Eifersucht, die aus ganz anderer Mentalität stammt; gar voreheliche weibliche Keuschheit ist bei Naturvölkern fast unbekannt (Diener 1975, S. 72).

Abschließend sei noch darauf hingewiesen, dass der Fokus auf die 'Maskulinisierung' kolonialer Großwildjagd (in Deutsch-Ostafrika) leicht übersehen lassen könnte, dass es gerade auch einzelne *Frauen* waren, die als versierte Großwildjägerinnen den Respekt ihrer männlichen 'Mitstreiter' fanden.

Die im Folgekapitel 4.3.2 darzustellenden Fallbeispiele werden diese Aussage untermauern.

4.3.2 Jagdgeschehen und Männlichkeitskult aus Sicht sozialwissenschaftlicher Forschung - Analysebefunde am Beispiel der Großwildjagd in Deutsch-Ostafrika

Die Durchsicht des Quellenmaterials erbrachte zahlreiche Verweise darauf, dass Jagdserlebnisse in Deutsch-Ostafrika in heroisierender, 'typisch' männliche Attribute (wie etwa Mut, Kampfeswille, Entschlossenheit und Kraft) zur Geltung bringender Weise geschildert wurden.

In den meisten Erfahrungsberichten, Autobiographien, Erinnerungen und Tagebuchaufzeichnungen zu Deutsch-Ostafrika lassen sich derartige Einlassungen nachweisen.

Gleiches gilt für das Posieren an beziehungsweise auf der Jagdbeute, wobei einige Bilddokumente davon zeugen, dass Jagdstolz durch das zusätzliche Ergreifen der Trophäe ausgedrückt werden sollte. Ein Beleg für eine solche Interpretation findet sich beispielsweise in den 1904 veröffentlichten Tagebuchaufzeichnungen („In den Jagdgründen Deutsch-Ostafrikas“) des

Bernhard Graf zu Lippe aus Detmold, der als Jagdreisender und ethnologisch Interessierter einige Monate in der Kolonie, vorzugsweise im Bereich von Rufidji und Rovuma (im Südosten der Kolonie) zugebracht hatte: Ein Jagdfreund des Grafen, als „Baron W.“ bezeichnet, ergreift auf einer Jagdphotographie mit der einen Hand das Gehörn, also den als Trophäe besonders relevanten Teil einer erlegten Elenantilope (Großantilope, s. Kap. 3.2.1), während er mit der anderen sein Jagdgewehr hält (Abb. 14). Der Autor selbst findet sich in den Tagebuchaufzeichnungen auf mehreren (Jagd)photographien abgelichtet, wovon eine geradezu den Inbegriff einer 'Triumphalpose' verkörpert⁶¹, so dass sie an dieser Stelle ebenfalls dargestellt werden soll (Abb. 15).



Abb. 14: „Baron W. an seinem erlegten Elen“ (Originalbetitelung der Jagdphotographie, Quelle: Graf zur Lippe 1904, S. 112)

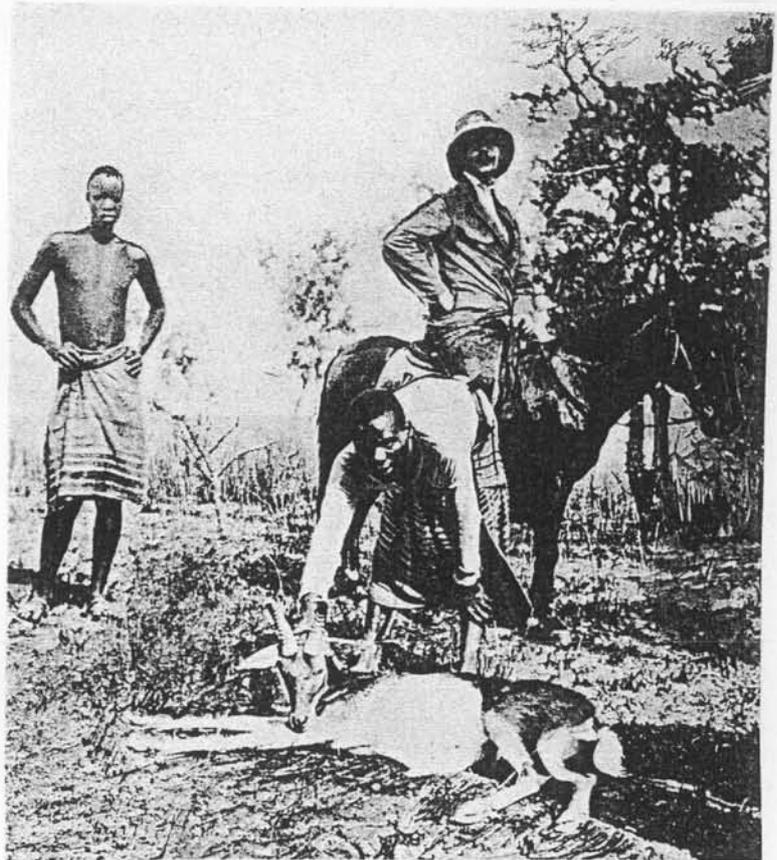


Abb. 15: „Von mir erlegter Dopebock“ (Originalbetitelung der Jagdphotographie, Quelle: Graf zur Lippe 1904, S. 120)

⁶¹ Aus der Photographie (Abb. 13) könnte man auch den Ausdruck der Überlegenheit des weißen Jägers über die eingeborenen Jagdhelfer - einer von ihnen in abgebückter Pose - heraus lesen, womit man jedoch dem Grafen zur Lippe angesichts seiner den Schwarzen gegenüber nicht überheblichen Gesamteinstellung kaum gerecht würde (s. auch Kap. 4.4.2). - Weiterer Hinweis: Der auf der Abbildung zu sehende Springbock ist nicht dem Großwild zuzurechnen; gleichwohl erschien die Photographie als zu ausdrucksstark, um darauf 'verzichten' zu wollen.

Auf einen gewissen 'Männlichkeitskult' in der deutsch-ostafrikanischen Großwildjagd verweisen Schilderungen, in denen ein Jagdabschluss in der Art eines - bekanntlich ja der männlichen Spezies vorbehaltenen - Duells konzipiert wird.

Der dem eigentlichen Duell („Kampf“) voraus gehende Spannungsaufbau und Reiz auf Seiten des Einzeljägers oder nur von einem Jagdhelfer (quasi dem 'Adjudanten') begleiteten Jägers findet sich recht eindrucksvoll in dem „Tagebuch aus Deutsch-Ostafrika“ des Theodor von Hassel (1868-1935)⁶² dargelegt:

„Wohl jeder Europäer hier draußen hat schon die mächtige Fährte des Elefanten gesehen, dort, wo er über die Karawanenwege wechselt, oder diesen Wegen auch stundenlang folgt, um sich dann wieder seitwärts in die Büsche zu schlagen. Die Fährte ist oft fußtief in den Boden eingedrückt, bleibt meistens das ganze Jahr stehen, bis eventuell die neue Regenzeit die Fährte wieder verwischt. Wenige Europäer sind aber dem Elefanten hier auf seinen Wegen gefolgt und haben sich an dem Anblick dieses Riesentieres aus vergangenen Zeiten erfreuen können, und nur wenigen ist es geglückt, den Kampf mit diesen Riesentieren aufzunehmen und siegreich zu bestehen und die schönste Trophäe, die ein Tier des Erdreiches trägt, das Elfenbein, heimzubringen“ (v. Hassel o.J., S. 29).

Die besondere Wertschätzung von Duellsituationen findet sich auch in dem 1923 erschienenen Rückblick von Rudolf de Haas auf „im Hochlande der Riesenkrater“ (Ngoro-Ngoro-Region, im Bereich von Aruscha nahe des Kilimandscharos) erlebte Abenteuer. Das mit zahlreichen Originalphotos sowie kartographischem Material ausgestattete Werk enthält auch nach der Erinnerung des Autors angefertigte Zeichnungen von Jagdsituationen und Landschaftseindrücken.⁶³

Besonders ausgiebig beschrieben wird in dem Werk eine Büffeljagd mit einem weißen (deutschen) Jäger, seiner ihn begleitenden Frau und mehreren

⁶² v. Hassel lebte und jagte als einer der ersten weißen Siedler in Deutsch-Ostafrika (Lindibezirk, Mahenge, im Südosten Deutsch-Ostafrikas). Für die Jagd auf Elefanten benutzte er ein 9,3- oder 11-mm-Gewehr (keine näheren Herstellerangaben, vermutlich Mauser-Fabrikat). Bei seinem Tagebuch handelt es sich um ein nicht regulär veröffentlichtes Exponat, auch das Erstellungsjahr ist nicht ersichtlich (Standort: Bibliothek des Deutschen Instituts für Tropische und Subtropische Landwirtschaft, Witzenhausen bei Kassel).

⁶³ Geschildert werden die Geschehnisse in Deutsch-Ostafrika in romanhafter Weise, wobei eine Trennung von Fiktion und erinnelter Wirklichkeit nicht möglich ist. Dabei kann an Hand der Angaben in der Monographie auch nicht ansatzweise entschieden werden, bei welchen Romanfiguren beziehungsweise Begebenheiten es sich um 'reale' Personen oder um reine Phantasiefiguren/-gebilde handelt. Insgesamt drängt sich allerdings der Eindruck auf, dass das Werk in manchen Passagen von einer Tendenz zur Übertreibung und übermäßigen Heroisierung geprägt ist.

eingeborenen Jagdhelfern in der Nähe des Mateteflusses (Mischgelände aus Steppe und Palmen/Buschwerk).

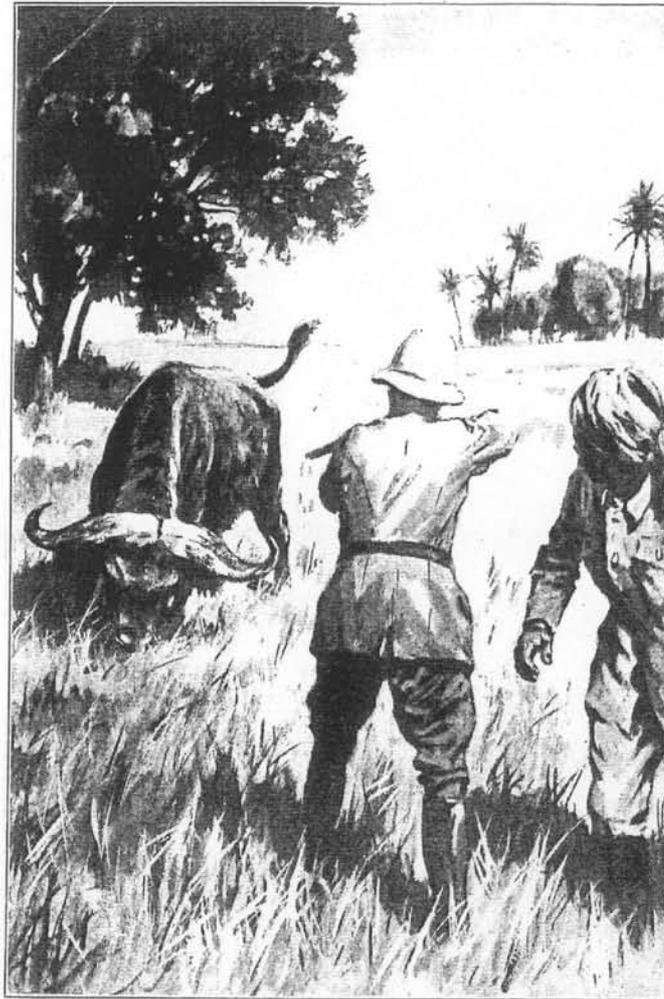
Dabei stürmt ein bereits angeschossener Büffel, statt - wie der Rest seiner Herde - in Richtung des Buschwerks zu flüchten, „wutentbrannt“ auf den Jäger und seinen engsten (schwarzen) Jagdgehilfen zu. Der Jäger bleibt jedoch standhaft, kann das Tier aus nächster Nähe erlegen und sich einer beeindruckenden Trophäe rühmen:

„Auf dreißig bis vierzig Meter war der Unhold heran, als er einen Schlag bekam, der ihm mitten durch das Leben fuhr [den aus der unmittelbaren Nähe abgefeuerten Schuss des Jägers; d. Verf.]. Sofort sprang er nach links herum und stürzte in der Richtung auf seinen früheren Standort davon. Wenige Meter nur gelangte er hinter die Deckung; an den ersten beiden Borassuspalmen brach er zusammen“ (de Haas 1923, S. 142).

Der heroisch anmutende Charakter dieser gefährlichen Situation, in welcher der weiße Jäger gleichsam 'Aug in Aug' dem Großwild gegenüber stand und der engste Jagdgehilfe sich bereits furchtsam abwendete (Abb. 16), wird noch dadurch zusätzlich unterstrichen, dass sich gemäß der Schilderung die anderen (eingeborenen) Helfer sowie die Frau des Jägers bei dem Angriff des Tieres auf die nächsten Bäume geflüchtet hatten und diese erst nach dessen Kollaps wieder verließen, um dem standhaft gebliebenen 'Sieger' ihre Anerkennung zuzusprechen.

Besondere Beachtung räumte de Haas in diesem Zusammenhang dem Verhalten der Frau, in dem sich in Form der ehrerbietenden Bewunderung ihres Gatten eine gewisse Erotisierung der Situation widerspiegelt, ein:

„Frau Ilse hatte glücklich die Baumgabel erreicht, an der nach ihr mit der Geschwindigkeit der Meerkatzen die Helfer hochkletterten (...). Mit betäubendem Siegesgeheul, das weithin durch die Steppe erscholl, sprangen die Eingeborenen von den luftigen Höhen auf die Erde und eilten zu der Beute. Auch Frau Ilse stieg von der schirmenden Höhe (...) herunter und schritt auf ihren Mann zu, dem sie still die Hand drückte. Freudestrahlend bewunderte sie dann den Siegespreis. Das Gehörn, das wie massives Felsgestein aus dem Kopf des Bullen hervorsprang, war in der Mitte fast zusammengewachsen, ein Zeichen des hohen Alters. Es war eine Trophäe, wie sie Afrika nicht schöner und ehrenvoller verleihen konnte“ (de Haas 1923, S. 142).



„Auf dreißig bis vierzig Meter war der Anhold heran“

Abb. 16: Zeichnerische Darstellung einer 'Duellsituation' bei der Büffeljagd
[Quelle: de Haas 1923, o.S. (Innendeckblatt)]

Eine mit der de Haasschen Episode fast wesensgleiche Jagdschilderung, in der das riskante und duellartige 'Aug in Aug'-Motiv im Mittelpunkt steht, findet sich auch in den 1926 publizierten, mit Kohlezeichnungen von Hans (Anton) Aschenborn illustrierten, autobiographischen Erinnerungen mit dem Titel „... und ich weine um dich, Deutsch-Ostafrika“ von Hermann Consten.

Der Autor beschreibt darin in eindringlichem Sprachstil die Nahbegegnung mit einem Nashorn. Das Ereignis, an dem noch der Jagdgehilfe des Autors, ein Massaikrieger namens Ngombe beteiligt war, soll sich in einem Steppengelände

mit Dornenbewuchs und Schlammlöchern am oberen Mombofluss (Massaisteppe, im nordöstlichen Teil der Kolonie) wie folgt zugetragen haben:

„Mein Massai zeigt stumm auf einen Strauch, aus dessen saftigen, abgebissenen Zweigspitzen weißlicher Milchsaft fließt. 'Kisar, Nashorn!' flüstert er dann. Scharf suchen unsere Augen durch das Dornengebüsch. Ngombe winkt. Hier ist die Spur. Allem Anschein nach ist es ein riesiger Bulle. Geräuschlos liegen wir auf seiner Fährte. So kurzsichtig das Kisaru auch ist, so scharf ist sein Gehör. Nur durch Zeichen verständigen wir uns. (...) Wir müssen schon dicht an das Nashorn heran sein, denn Ngombe deutet wieder stumm auf den frischfließenden Milchsaft im Gebüsch. Da pustet es dicht vor uns. Instinktmäßig werfen wir uns zur Seite. Zu spät! - Polternd fährt das Kisaru zwischen uns beiden durch. Ich fliege vom Schulterstoß getroffen zwischen die Dornen, reiße mich hoch. Ich fühle, wie, ohne Schmerzen zu verursachen, mich die Dornen fassen und festhaken (...). Kaum stehe ich wieder draußen dornenbespickt und habe die entfallene Mauser hochgerissen, da schnauft es wieder gerade vor mir hinter einem Busch, der im Nu knackend und brechend in Fetzen fliegt. Den bewehrten, faltigen Schädel gesenkt, durch den Windfang dumpf blasend, stürmt das Faru [Nashorn; d. Verf.] wiederum blitzschnell auf mich und Ngombe los, der eben erst ärgerlich über unsere dornige Niederlage den Kopf hochwerfend und schnalzend neben mich getreten ist. Ich schieße - sehe noch, wie der urgewaltige Recke zwei Schritte vor uns plötzlich auf der Hinterhand herumschwenkt, im Halbkreise abdreht und weiterpoltert. Büsche brechen, Äste knacken, wütendes Pusten, dann wieder Stille. Ngombe und ich aber liegen, diesmal aber freiwillig, jeder in seinem Dornenbusch. Scheu halten wir Ausschau. Ngombe reicht mir die Elefantbüchse, die ich gegen die Mauser tausche. Da steht ja keine zwanzig Meter entfernt von uns das Nashorn, klappt mit dem gefransten Gehörn hin und her, zwinkert kurzsichtig mit den kleinen, bösfunkelnden Lichtern, - da knackt ein dürrer Dornenast unter meinem Schuh, als wir eben die Gewehre gewechselt haben. Blitzschnell senkt sich das riesige Doppelhorn, und dann stiebt es schnaubend wie eine Lokomotive in rasender Schnelligkeit heran. Doppelter Kugelschlag. Der schwache Pulverrauch des donnernden Doppelschusses vermischt sich mit der feuchten Luft. Das Faru fährt mitten im Anlauf hoch, stürmt weiter auf uns zu. Wir verschwinden wieder mit einem Satz in den Dornen, während plötzlich der alte Bulle, schnaubend, quiekend, dumpfgurgelnd dicht vor meinem Busch zusammenbricht. Er wühlt in wilder Bewegung mit seinem Riesenleib den schlammigen Boden auf. Nun noch ein Zittern, ein stöhnendes, gurgelndes Strecken der kurzen Säulen - ein Steppenrecke, ein Überbleibsel vergangener Welten hat ausgelebt“ (Consten 1926, S. 144 ff.).

Die mittels Kohlezeichnung (Abb. 17) illustrierte 'Aug in Aug'-Begegnung mit dem Nashorn, die nach Schilderung von Consten auf geradezu heldische Art und Weise zum Abschluss gebracht werden konnte, zeigt frappierende Ähnlichkeit mit der im Werk von de Haas eingearbeiteten Zeichnung: Der Betrachter vermag die Dramatik und die Gefahr der Nahbegegnung nachzuempfinden, gleichzeitig fesselt die im Bildnis ausgedrückte Standfestigkeit des Schützen.

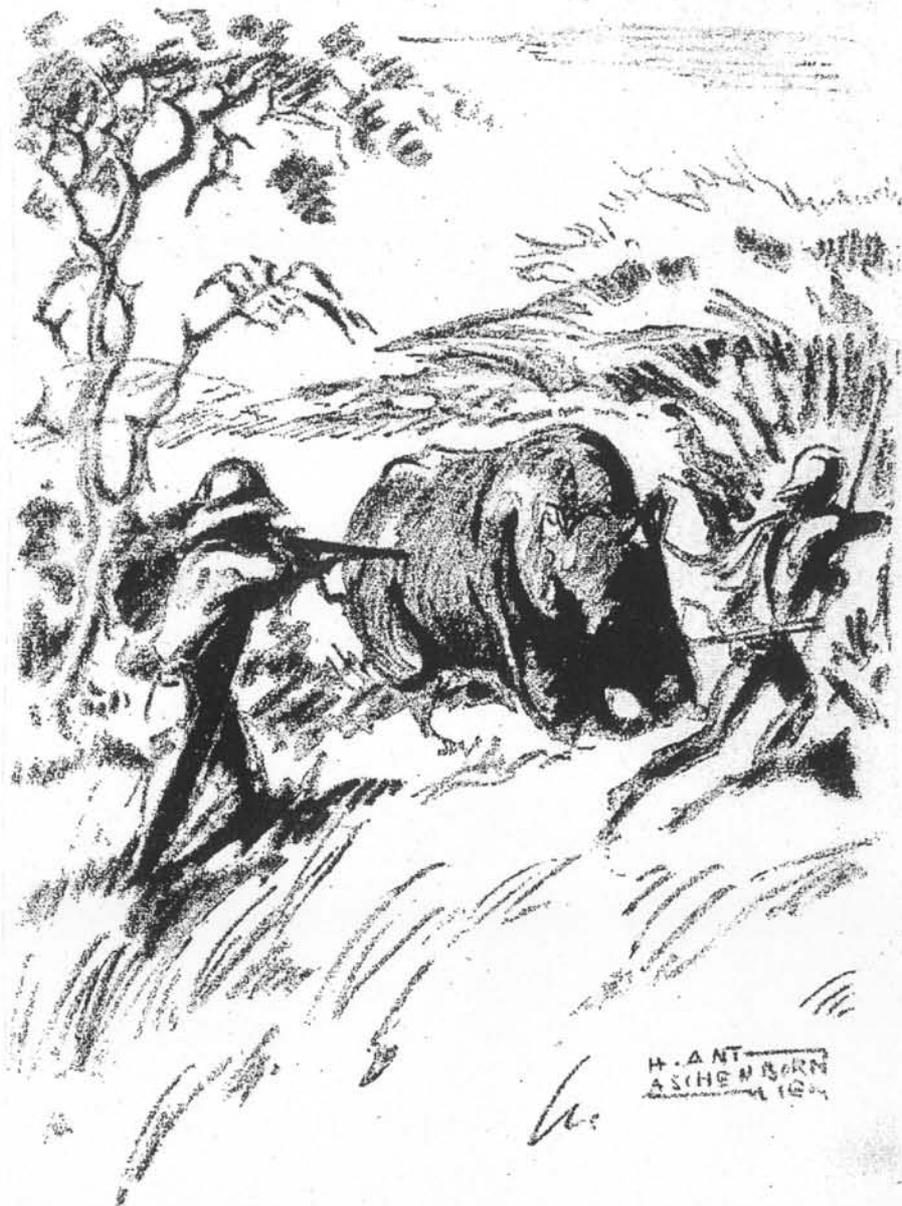


Abb. 17: Duellartige Nahbegegnung mit einem Nashorn, Kohlezeichnung von Hans A. Aschenborn nach Erinnerungen Hermann Constens (Quelle: Consten 1926, S. 145)

Während bei de Haas der Imponiereffekt des Jagderfolges insbesondere gegenüber dem weiblichen Geschlecht zum Tragen kommt und die eingeborenen Jagdhelfer als ängstlich dargestellt werden, fokussiert Consten Mut und Tapferkeit auch des schwarzen Massaikriegers. Solch eine Position des Respekts und der Anerkennung dem nicht weißen Jäger gegenüber, allerdings mit deutlichstem Bezug zur 'Maskulinität' der Jagd und zu deren Eignung als 'Erwerbsmittel' für

einen weiblichen Ehegatten, lässt sich auch im Tagebuch von Theodor v. Hassel nachweisen:

„Schon als Bub von 10 Jahren geht der künftige Fundi⁶⁴ mit dem Vater auf die beschwerliche Jagd, freiwillig, denn es ist selbstverständlich, daß er später auch den Beruf des Vaters ergreift. Anfangs trägt er nur die Kürbis-Wasserflasche, später kommt eine Matte und eine Decke hinzu, bis er schließlich eine kleine Last tragen kann. Verweichlicht wird solch ein Kind wahrlich nicht. Niemand sorgt für den Jungen, im Gegenteil, er sorgt für das Wohl der Jäger. Im Lager, nach anstrengendem Marsch, wenn die Alten sich ausruhen, holt er Feuerholz und Wasser herbei und kocht das unendlich einfache Essen; gewöhnlich nur einmal am Tage, abends. Keine liebende Mutter schützt ihn, stolz lehnt er jedes Mitgefühl ab, er ist ja der Sohn des großen Fundis, dieser Gedanke läßt ihn in Sonnenglut und Regenschauern alles Ungemach leicht ertragen. So wächst der abgehärtete Knabe zum Manne heran, längst ist er in die Geheimnisse der Fährte eingeweiht und mit dem anschließenden Kampf vertraut, bis er selber endlich den Vorderlader als Fundi tragen kann. So wächst das Geschlecht der tapferen Elefantenfundis heran. Vom Erlös seines ersten Tembos [eines geschossenen Elefanten; d. Verf.] kauft er sich ein Weib (v. Hassel o.J., S. 31 f.).

Bis hierhin ist festzuhalten, dass das Quellenmaterial Belege für die Heroisierung der Großwildjagd, für eine entsprechende 'Maskulinisierung' (z.B. Weitergabe des Jagdethos in der Vater-Sohn-Linie) sowie für dessen Eignung als Mittel, Frauen zu imponieren oder sie zu 'erobern', preisgibt. Sicherlich ist es nicht unplausibel, diesen auf der overten, schriftstellerischen wie photographisch-künstlerischen Ebene angesiedelten Erlebniswelten 'tiefer liegende', letztlich evolutionsbiologisch sinnhaltige Wurzeln zu unterstellen (s. Kap. 4.3.1).

Auf der anderen Seite kann nicht darüber hinweg gesehen werden, dass die Mehrheit aller Schilderungen der deutsch-ostafrikanischen Jagd auf Großwild der Heroisierung entbehrt und auch die entsprechenden Photographien ohne triumphale Posen auskommen. Die von Lemke (2000) vertretene Hypothese, wonach die Imaginationen kolonialer Großwildjäger sehr stark auf die heroisierende, genuin maskuline beziehungsweise phallische Ebene⁶⁵ zu

⁶⁴ Bei diesem Personenkreis handelte es sich um (v.a. Großwild) jagende Eingeborene, deren Jagdinteresse und -fähigkeiten weniger durch Stammescharakteristika, als vielmehr im Sinne einer 'Familientradition' determiniert wurde (Übermittlung vom Vater an den Sohn bzw. die Söhne). An diese Eingeborenen wurden in der Frühphase der Kolonisation Deutsch-Ostafrikas ohne weiteres Elefanten-Jagdscheine ausgegeben (v. Hassel o.J., S. 32). Die schwarzen Jäger waren gehalten, Jagdprodukte wie etwa Elfenbein bei der deutschen Kolonialverwaltung abzuliefern, konnten jedoch anteiligen Erlös erfolgreicher Jagden für eigene Zwecke - im zitierten Falle für eine Brautwerbung - einbehalten.

⁶⁵ Als Ausdruck männlich-phallischer Fixierung könnte man natürlich auch jene Photographien einstufen, auf denen erfolgreiche Jäger - wie in Abb. 13 - die Beute bei den Hörnern halten (Hörner

fokussieren seien (s. Kap. 4.3.1), erscheint angesichts des zu Deutsch-Ostafrika vorliegenden Quellenmaterials durchaus als fraglich.

Die Angemessenheit dieser Hypothese ist nicht nur auf Grund des Umstandes in Frage zu stellen, dass sich in den Quellen zahlreiche Verweise finden, in denen aus Sicht der jagenden (weißen) Protagonisten 'Unheroisches' oder allzu Menschliches bei der Ausübung der Großwildjagd thematisiert wird (etwa Jagdmisserfolge durch eigenes Unvermögen, Furcht und Flucht bei der Jagd, oder aber Relativierung des Gefährdungsgrades; vgl. etwa Fonck 1910, S. 353, Reichard 1892, S. 403).

Vielmehr kommt die Thematisierung geradezu 'anti-maskuliner' Züge auf Seiten der die Großwildjagd Betreibenden respektive die Betrachtung von kolonialen Jagdheldinnen hinzu. Diese Aspekte sollen in der Folge dargestellt werden.

Zuvor sei jedoch noch auf die u.a. bei Diener vertretene Hypothese eingegangen, wonach die erotische Bindung des Jägers zu seiner Frau beziehungsweise seiner 'Hauptfrau' (in polygamen Stammesverbänden) Anteil am Jagderfolg/-misserfolg habe, etwa in der Weise, dass außer-'eheliche' Beziehungen der Frau während der Abwesenheit des Jägers dessen Sicherheit beim Jagen beeinträchtigen würden (s. Kap. 4.3.1).

Tatsächlich ergab sich für solch eine archaische Anschauung im durchforsteten Quellenmaterial ein - wenngleich perspektivisch anders gearteter - Beleg. In den Tagebuchaufzeichnungen Theodor v. Hassels wird zur Bewertung der Resultate bei der Elefantenjagd durch die eingeborenen Fundis und deren Medizinmann Folgendes ausgeführt:

„Schweigend gehen sie heim und überlegen, welches wohl der Grund ihres Mißerfolges gewesen sei, warum die Tembos [Elefanten; d. Verf.] verschwunden sind. Schließlich wissen sie es und beschließen, den Mwalimu aufs neue zu befragen. 'Ja', konnten sie dann wohl von diesem um eine Ausrede nie verlegenen Medizinmann erfahren, 'Ihr seid selbst Schuld, warum habt ihr auch nicht Eure Frauen in Ruhe gelassen, Ihr seid eben keine Männer, sondern Schürzenjäger, keine Fundis. Ein Fundi darf sein Weib, solange er jagt, weder sehen, noch an sie denken, er muß durch meine Hilfe mit Mond und Sternen in Verbindung stehen. Weiberwirtschaft und Elefantenjagd sind wie Feuer und Wasser' " (v. Hassel o.J., S. 33).

als phallisches Symbol im psychoanalytischen Sinne; vgl. Freud 1914, S. 167 ff.). Zum einen wäre bei solch einer Einstufung soviel Interpretationsspielraum gegeben, dass die Verifizierung der Möglichkeit letztlich dem persönlichen Ermessen obläge, zum anderen aber lassen die in der Folge noch geschilderten Rechercheergebnisse auf Basis konkreten Quellenmaterials die maskulin-phallische Auslegung mehr als fragwürdig erscheinen.

Diese Aufzeichnung v. Hassels spricht dafür, dass gemäß der Weltanschauung und des magischen Erlebens des beobachteten Eingeborenenstammes - hier vertreten durch ihren Medizinmann, dem in diesen Kulturkreisen ja stets auch die Funktion eines Priesters/Geisterbeschwörers zukam - sexualthematische Gedanken oder Handlungen während der Jagd unterbleiben sollten.

Offensichtlich wurde nur dem nicht durch erotische beziehungsweise libidinöse Gedanken 'abgelenkten' Jäger Vollbesitz an jagdlichen Fertigkeiten und Jagdglück zugeschrieben. In gewisser Hinsicht kam hier die Erfolg versprechende Maskulinität des Jägers, unterstützt durch magisch-transzendente Einflüsse („mit Mond und Sternen in Verbindung stehen“), erst durch die weitestgehende Abkoppelung vom weiblichen Element zur Geltung.

Freilich dürfte diese von v. Hassel wiedergegebene Beobachtung kaum auf die Gesamtzahl der im damaligen Schutzgebiet beheimateten, in ihrer ethnischen Zusammensetzung und wohl auch den kulturell-religiösen Vorstellungen durchaus variablen Stammesgruppen generalisierbar sein.

Was gegen die Annahme eines rigiden Männlichkeitskultes im Zusammenhang mit der durch Weiße ausgeübten Großwildjagd in Deutsch-Ostafrika spricht, ist zum einen die Empathiefähigkeit vieler Jäger mit dem zu jagenden oder angeschweißten Tier (s. Kap. 3.2.3.3), in der sich allerdings auch Schuldgefühle hinsichtlich des eigenen Tötungswillens/-aktes und diesbezügliche Kompensationsbestrebungen widerspiegeln könnten (s. hierzu auch die Erläuterungen unter 4.3.1).

Solche Kompensation allein dürfte mithin kaum jene geradezu 'anti-maskulinen' (anti-maskulin im Sinne des damaligen Männlichkeitsbegriffes) Regungen und Verhaltensweisen begründen können, wie sie beispielsweise von Fonck als mittelbares Resultat von Elefantenjagden beschrieben wurden. Fonck, Angehöriger der Kaiserlichen Schutztruppe für Deutsch-Ostafrika, ambitionierter Großwildjäger und neben anderen Kolonialstudien Verfasser des über 500seitigen Werkes „Deutsch-Ost-Afrika. Eine Schilderung deutscher Tropen nach 10 Wanderjahren“ aus dem Jahre 1910, berichtet, dass er sich mehrfach in der Situation befand, „junger Elefanten habhaft zu werden, deren Muttertiere auf der Jagd erlegt oder geflüchtet waren“ (Fonck 1910, S. 415).

Den Umgang mit solchen verwaisten Tieren⁶⁶ beschrieb er am Beispiel eines 1903 in Moschi (Kilimandscharo-Region) gefangenen, männlichen Jungelefanten von etwa 80 cm Größe wie folgt:

„Welche Mühe haben wir nicht auf ihn verwandt. Alles drehte sich nur noch um sein Wohlergehen und um die Frage: 'Wird er durchkommen oder nicht?' Die ihm per Flasche verabreichte Kuhmilch nahm er sofort gierig an und konnte gar nicht genug bekommen. Nach den ersten Tagen der Schwäche erholte er sich schnell, so daß er nach 14 Tagen recht wohl schien, sofort zum Spielen herankam, wenn wir zu ihm gingen, und versuchte, uns unter köstlichem Brummen mit der Stirn vom Platze zu drücken. Nur in seinen geräumigen Stall, ein leeres Magazin, wollte er abends absolut nicht herein. Wir begannen zu hoffen. In der dritten Woche fiel er zusehends ab, die Verdauung funktionierte nicht mehr und kurze Zeit später starb das kleine Kerlchen, nachdem er die letzten Tage wie ein schwerkrankes Kind ruhig und still dagelegen hatte. (...) Einen immer wieder gleich erheiternden und in gewissem Sinne rührenden Anblick wie dieses altklugen Miniaturriesen mit seinen gemessenen, verständigen Bewegungen, seiner Zutraulichkeit und seinem Anschlußbedürfnis kann ich mir schwer vorstellen“ (Fonck 1910, S. 415 f.).

Eine im Kontext dieser Schilderung platzierte Photographie (Abb. 18) zeigt einen Angehörigen der deutsch-ostafrikanischen Kolonialtruppe bei einer genuin mütterlichen Tätigkeit, dem Stillen des jungen Elefanten.

⁶⁶ Die Zahl der seit der Besitznahme der Kolonie Deutsch-Ostafrika meist im Zusammenhang mit der Großwildjagd in Gewahrsam genommenen Jungelefanten bezifferte der Autor auf runde zwei Dutzend. Ausnahmslos seien diese jedoch eingegangen, was ihn dazu bewog, verstärkte Forschungen über die adäquate Aufzucht solcher Tiere (Fonck 1910, S. 416 f.) und spezialisiertes Tierpflegepersonal bei der Kolonialverwaltung Deutsch-Ostafrikas einzufordern: „Im Kongostaat sollen in den letzten Jahren eine Anzahl junger Elefanten gefangen worden und am Leben geblieben sein, welche angeblich bereits Arbeitsdienst nach Art der indischen verrichten. Die Möglichkeit ist selbstredend durchaus gegeben. Vielleicht entschließt sich das Gouvernement einmal dazu, Versuche mit der Aufzucht junger Elefanten durch einen der Sache gewachsenen und (...) mit ausreichenden Kenntnissen ausgerüsteten Mann vorzunehmen“ (Fonck 1910, S. 417).



Abb. 18: Stillen eines Jungelefanten - Titel der Originalphotographie: „Feldwebel Lemke als Amme“ (Quelle: Fonck 1910, S. 416)

Dergleichen Episoden mag man noch als Randbegebenheit kolonialer Großwildjagd in Deutsch-Ostafrika abtun, die hinsichtlich einer möglicherweise gegebenen Maskulinisierung (respektive Feminisierung) dieser Jagd nur eingeschränkte Aussagekraft haben. Dass besagte Maskulinisierung kritisch hinterfragt werden sollte, wird allerdings angesichts des Stellenwertes, der gerade Frauen - als Jagdbeteiligten oder Jägerinnen - bei der Großwildjagd in der Kolonie zukam, noch wesentlich deutlicher.

Keineswegs nahmen gemäß der ausgewerteten Quellen Frauen nur die Rolle des - mehr oder minder - devoten 'Heimchens' am kolonialen Herd ein, sondern agierten vielmehr als aktive und mutige Jagdprotagonistinnen. Teils sollten sie im Hinblick auf Mut und Tapferkeit nicht ganz an den männlichen Jäger heran reichen, wie jene bei Rudolf de Haas vorzufindende „Frau Ilse“, die bei der Nahbegegnung mit einem Büffel einen Baum erklimmt, aber an anderer Stelle nach Darstellung des Autors unbeschadet auf „Führung“ mit einer Gruppe von Nashörnern geht, während ihr männlicher weißer Begleiter namens Gugglhuber Reißaus nimmt (de Haas 1923, S. 115 ff.).

Sehr deutlich wird die Eignung der (weißen) Frau als Jagdbegleiterin und Jägerin in Hans Aschenborns Werk „Die Farm im Steppenlande“ thematisiert. Der Autor hatte sich nach langen Expeditionen durch verschiedene deutsch-afrikanische Territorien mit seiner Familie als Siedler im Südwesten der Kolonie niedergelassen. Zugleich diente er in der Kaiserlichen Schutztruppe als Feldwebel der Reserve und legte 1912 eine „militärische Übung bei der Kameltruppe ab“ (Aschenborn 1925, S. 92).

Nach eigenen Angaben unternahm Aschenborn mit seiner Gattin auch Ausritte, auf denen große Springböcke erlegt wurden. Ablichtungen seiner Frau, auf denen sie vor der selbst geschossenen Jagdbeute posiert und den Bockschädel im Gehörnbereich hält (Abb. 19), weisen durchaus Ähnlichkeiten zu in dieser Arbeit bereits vorgestellten Photographien mit männlichen Jagdbeteiligungen auf (vgl. etwa Abb. 14, S. 109).



Abb. 19: Die Frau des Siedlers Aschenborn mit einem von ihr geschossenen Springbock (Quelle: Aschenborn 1925, S. 94)

Magdalene Prince, geborene von Massow⁶⁷, machte in ihrem 1903 erschienenen Werk „Eine deutsche Frau im Innern Deutsch-Ostafrikas“ eher wenige Einlassungen zu Jagderlebnissen. Besonderen Eindruck hinterließ bei ihr allerdings die Nahbegegnung mit einer Löwin während einer Urwaldexkursion im zentral-südlich gelegenen Iringa-Bezirk mit weißen und farbigen Begleitern im Juli 1898 („... etwa 40 Schritte ab, steht zwischen den Bäumen eine Löwin“).

⁶⁷ Frau v. Massow heiratete Tom Prince, dessen Vater englischer Polizeigouverneur auf der Insel Mauritius (Ile de France) und dessen Mutter Spross einer deutschen Missionarsfamilie in Übersee war, im Januar 1896. Prince hatte nicht den Karriereweg in einer englischen Organisation gesucht, sondern war bereits in jungen Jahren in die Ritterakademie Liegnitz (Offiziersanwärterschule) eingetreten. Seit Mitte 1896 befand er sich als Hauptmann der Kaiserlichen Schutztruppe mit seiner Frau in Deutsch-Ostafrika, wo er die Militärstation Perondo (Uhehegrenze, im Bereich des Iringa-Bezirk) leitete. Im Jahre 1901 hatte er den Dienst quittiert, um fortan nur noch als Pflanzer in Deutsch-Ostafrika tätig zu sein.

Magdalene Prince, die sich etwas von der Jagdgruppe entfernt hatte, wurde jedoch nicht von der Löwin angegriffen, sondern nach eigenen Angaben nur „beäugt“, und konnte sich unversehrt in die nahe Lagerstätte retten; ihre Rettung führte sie auch auf das wütende Kläffen ihres Schoßhundes „Schnapsel“ zurück, das die Löwin irritiert haben mochte (Prince 1903, S. 174 f.).

Abgesehen von solchen eher anekdotenhaft wirkenden Schilderungen der Begegnung mit Großwild lässt das Gesamtwerk der Autorin erkennen, dass es sich bei ihr um eine aktive, furchtlose Frau gehandelt haben muss, die an manchem anstrengenden Urwald- und Geländemarsch teilnahm. Dabei war sie im August 1897 an einer „schweren schmerzhaften Leberentzündung“ erkrankt, die „kaum durch die 14 Tage lang regelmäßig angewandten Morphiumeinspritzungen bewältigt werden konnte“ (Prince 1903, S. 128).

Mithin vertrat Magdalene Prince das althergebrachte, fast schon devote Rollenverständnis der Frau an der Seite eines deutschen Offiziers:

„Möchten vor allem auch die d e u t s c h e n F r a u e n regen Anteil nehmen an der friedlichen Eroberung des herrlichen, zukunftsreichen Landes. Der Mann g r ü n d e t das Haus, die Frau h ä l t es! Der Satz gilt heute mehr wie je auch für unsere Kolonien. Könnte ich doch Euch, Ihr deutschen Frauen und Mädchen, für unser junges Deutschland über See gewinnen. Was Ihr an gewohnten Annehmlichkeiten des Lebens, an Geselligkeit, Vergnügungen und Anregungen aller Art hier im Vergleich mit der alten Heimat entbehren würdet, es wird mehr als aufgewogen durch die Betätigung und Pflichterfüllung, in der Ihr Euch an der Seite eines geliebten Mannes ausleben könnt“ (Prince 1903, S. 5).

Geradezu die Verkörperung der unabhängigen, mutigen und tatkräftigen Großwildjägerin auf dem Territorium Deutsch-Ostafrikas stellte Margarete Trappe, geborene Zehe (geb. 1884), dar. Durch die Heirat mit dem Kolonialoffizier Ulrich Trappe (1905) konnte sie - gegen den ausdrücklichen Willen des Vaters, des Gutsherrn zu Petersdorf - ihr bürgerliches Elternhaus im Schlesischen in Richtung Ostafrika verlassen. Gemäß der Hinweise des früheren deutschen Offiziers Maximilian von Rogister hatte sich Frau Trappe mit ihrem Gatten, der fortan nicht mehr im Militärdienst, sondern als Farmer tätig wurde, im Jahre 1907 in Momella, gelegen im Merugebirge im Nordosten Deutsch-Ostafrikas, angesiedelt (v. Rogister 1954, S. 11 ff.).

Die von den Eheleuten Trappe zusammen mit zahlreichen schwarzen Helfern bewirtschaftete Farm, zu der auch eine Mühle gehörte, befand sich in einem

enorm wildreichen Gelände. Frau Trappe ging hier eigenständig und erfolgreich auf Büffel-, Elefanten- und Nashornjagd. Langjähriger Begleiter war dabei ein Hengst namens Komet:

„ (...) die Freundschaft zwischen ihr und Komet war etwas Einzigartiges. Komet teilte alles mit seiner Herrin. Er duldete niemand andern auf seinem Rücken als nur sie, er tat, was sie auch immer verlangte, er ertrug, was sie ihm auch immer auferlegte. (...) Der Hengst war furchtlos wie Frau Trappe selbst. Er führte sie auf Löwenjagd, er witterte die Raubtiere, und als sie einmal einen Löwen von seinem Rücken aus krank geschossen hatte, brachte er sie sofort zum Fangschuß an den Busch heran, in dem der Löwe wütend grollte“ (v. Rogister 1954, S. 61 f.).

Zwei Jahre nach Ende des ersten Weltkrieges musste Margarete Trappe wie die meisten übrigen Deutschen Deutsch-Ostafrika verlassen. Mit ihrer Familie - zwischenzeitlich hatten sich zwei Söhne eingestellt - fanden sie eine neue Bleibe bei Verwandten in Südafrika. Dort erwarben sie die britische Staatsangehörigkeit und durften wieder nach Tanganjika zurückkehren, wo sie wenigstens einen Teil des früheren Besitzes in Momella zurückkaufen konnten.

Auf Grund der wirtschaftlich ungünstigen Situation in den ersten Jahren nach Ende des Weltkrieges (1914-1918) betätigte sich Frau Trappe als Safariführerin, gelegentlich - notgedrungen - auch als Wilddiebin. Die vielen Abschüsse eingereister Jagdgäste unter ihrer Aufsicht sollen ihr nicht unbedingt genehm gewesen sein, aber sie habe auf die ökonomisch kritische Situation und die damit verbundenen Sachzwänge verwiesen (v. Rogister 1954, S. 62 ff.).

Neben den autobiographischen Aufzeichnungen Maximilian von Rogisters zeugten von ihrem Wirken noch Einträge im 'Deutschen Adressbuch für Ostafrika', das 1934 im Verlag 'Das Hochland' (Thaden Exportbuchhandlung, Hamburg) erschien. Hierin fand sich Margarete Trappe neben anderen Deutschen, die in das vordem deutsche Territorium Tanganjika zurückgekehrt waren beziehungsweise dort Fuß fassen konnten, als Pflanzungsbesitzerin und Inhaberin eines Jagdunternehmens aufgeführt. Nach Ansicht von Paul v. Lettow-Vorbeck, der Frau Trappe in seiner Zeit als Kommandeur der Kaiserlichen Schutztruppe für Deutsch-Ostafrika oft begegnet war und ihr sein Werk „Am Fuße des Meru“⁶⁸ gewidmet hatte, war sie eine frühzeitig gegen die bürgerliche Enge

⁶⁸ Dieses Werk erschien erst im Jahre 1957. Paul v. Lettow-Vorbecks Tochter Ursula hatte die umfangreichen Aufzeichnungen ihres zu diesem Zeitpunkt bereits 87jährigen Vaters über dessen Erlebnisse in Deutsch-Ostafrika und speziell in „Momella“ geordnet und mit seiner Billigung in Buchform gebracht.

des Elternhauses aufbegehrende, selbständige und mutige Frau mit hervorragenden Fähigkeiten bei der Großwildjagd. Gleichwohl sei sie jagdlichem Pathos abgeneigt gewesen, was auch mit den Schilderungen v. Rogisters (1954, S. 65) überein stimmt, der ihr in Bezug auf das Jagen beziehungsweise den Umgang mit Tieren eine „weibliche Einstellung“, „Liebe zum Tier“ und Widerstand gegen „falsche Heldenpose“ zuschrieb. Letztgenannter Autor zog den Schluss, dass Margarete Trappe „Afrikas größte Jägerin“ gewesen sei (v. Rogister 1954, S. 68).

Bei allen subjektiven Überlagerungen und möglicherweise auch gegebenen 'Verklärungen' bei der Rückschau der Berichterstatter auf vergangene Zeiten kann in der Gesamtwertung doch davon ausgegangen werden, dass sich in der Großwildjagd in Deutsch-Ostafrika nicht nur männlich-koloniale Imaginationen und Zielvorstellungen widerspiegeln, sondern diese in nicht unbeträchtlichem Ausmaß durch das 'weibliche Element' geprägt war.

4.4 Koloniales Jagdgeschehen als Ausdruck vermeintlicher kultureller (nationaler) Überlegenheit

4.4.1 Koloniales Jagdgeschehen als Ausdruck vermeintlicher kultureller (nationaler) Überlegenheit - sozialwissenschaftlicher und kolonialgeschichtlicher Forschungsstand

Ein wesentliches Kennzeichen der kolonialen Herrschaftsausübung in Deutsch-Ostafrika bestand darin, die eigene Dominanz im 'Schutzgebiet' nicht zuvörderst mit Repressalien, sondern über eine zumindest formell gegebene Einbindung der eingeborenen Führungsschicht zu erreichen:

„In order to achieve domination rather than ruling just by brute force, the German administration set up district councils (...), in which members of the local African elite were invited to act as advisers to the district officer. The highly formalized

meetings of the council were held in public at least once a week. The district officer had the final say in all matters. The council members deliberated the most mundane aspects of colonial rule. Yet the meetings also dealt with more substantive issues, such as administration of law in the district, local political affairs" (Deutsch 2002, S. 93).

In diesem, gemäß der Analyse von Deutsch die 'Colonial Public Sphere' konstituierenden Austausch zwischen den deutschen Kolonisatoren und ihren afrikanischen 'Untergebenen' wurden selbstverständlich auch die jagdrechtlichen Bestimmungen respektive Beschränkungen der Eingeborenenjagd dargetan. Ziel des Austausches war es, führende Repräsentanten der afrikanischen Ethnien - gleichsam als Multiplikatoren - für eine konstruktive Zusammenarbeit mit der deutschen Kolonialverwaltung zu gewinnen, wobei die Vermittlung 'deutscher Werte und Wesensart' ein immanentes Ziel darstellte. Selbstverständlich stellte sich dieses Ziel bei der Erörterung nicht nur jagdbezogener, sondern verschiedenster Sachverhalte mit den afrikanischen Bewohnern Tanganjikas.

Gleichwohl bot das Ausüben der Großwildjagd in dem 'Schutzgebiet', wie eingangs dieser Arbeit bereits angeschnitten, für die Kolonisatoren die Möglichkeit, Macht gegenüber den nicht-weißen Ethnien aufrecht zu erhalten und die vermeintliche kulturelle wie auch 'charakterliche' Überlegenheit zu demonstrieren.⁶⁹ Steinhart, der die Entwicklung im britisch-kolonialen Kenia untersuchte, machte darauf aufmerksam, dass Afrikaner von der gesetzeskonformen Art des Jagens ausgeschlossen waren und Wilderer darstellten, indem ihre tradierten Jagdinstrumente wie etwa Speere oder Giftpfeile von den Kolonialbehörden verboten wurden. Die Briten sahen also das Wild als eine Form ihres Besitzes an, dessen Nutzung nach eigenen Regeln und zu eigenen Gunsten erfolgen sollte.

⁶⁹ Interessanterweise finden sich Hinweise auf diese nationale Überlegenheit gerade in Publikationen, die nach dem ersten Weltkrieg verfasst wurden. Offenkundig spiegelt sich hierin auch Reaktanz gegen die von den Siegermächten Deutschland aufgebürdeten Belastungen durch den Versailler Vertrag, der ja auch den Verlust der Kolonien beinhaltete, wider. Man vergleiche etwa folgende, von Bitterkeit geprägte Einlassungen von Aschenborn aus seinem 1926 erschienenen Werk 'Die Farm im Steppenlande': „Zeigen sollen sie [seine reich bebilderten Ausführungen; d. Verf.], wie es in den ganzen deutschen Kolonien zu deutschen Zeiten aussah und wie es jetzt aussieht, nachdem die 'fortgeschritteneren' Nationen den 'unfähigen' Kolonial-Deutschen die Verwaltung aus den Händen genommen haben". Seine turnusmäßig erschienenen Nachkriegs-Kolonial-Kalender empfahl der gleiche Autor mit dem Hinweis: „Eine gute Waffe im Kampf um Wiedergewinnung unserer gestohlenen Kolonien, die wir mit deutschem Schweiß und deutschem Blut düngten. Was einst so teuer erkaufte, unser war, darf nicht verloren sein" (Aschenborn 1926, Einband).

Lemke (2002, S. 62) wies in solch einem Zusammenhang darauf hin, dass nur wenige der westlich-kolonialen (Großwild)Jäger die jagdlichen Leistungen der afrikanischen Urbevölkerung anerkannt hätten, und statt dessen die Abgrenzung „nicht nur zu den Afrikanern, sondern auch zu den niederen sozialen Schichten der jeweiligen Herkunftsländer brauchten, um sich selbst in Opposition zu diesen zu entwerfen“.⁷⁰

Selbstverständlich war solch eine Strategie eng mit der in Kapitel 4.2.1 vorgestellten Konzeption des 'White Hunter' verknüpft, wie sie - wenngleich nicht unter dieser Bezeichnung - auch in Deutsch-Ostafrika zum Tragen kam. Es wurde davon ausgegangen, dass diese Konzeption, neben der von Lemke thematisierten Nichtanerkennung oder zumindest doch in gewisser Weise gegebenen Minderwürdigung jagdlicher Leistungen der afrikanischen Bevölkerungsschicht, insbesondere auch folgende Aspekte beinhalten würde:

- Notwendigkeit straffer Führung der Eingeborenen im Jagdgeschehen und Dominanz über diese durch die Kolonisatoren.
- Verweise auf die 'Erziehung' der Eingeborenen 'zu deutschen Werten', zu 'deutschen Formen der Lebensführung' - und auch zur Einsicht in die Notwendigkeit einer allgemeinen Jagdethik (Wildschutz) ! - durch die Erfahrungen, die diese Personengruppe im konkreten Jagdgeschehen sammeln konnte.
- Wertschätzung deutscher Jagdtechnik (Waffen, Ausrüstung etc.).

Inwieweit sich diese Annahmen auf Basis der konkreten Quellenlage als tragfähig erwiesen, soll im Folgekapitel (4.4.2) gezeigt werden.

⁷⁰ Hier bieten sich interessante Parallelen zu jagdhistorischen Untersuchungen, wonach die Jagd - und hierbei speziell die Großwildjagd - in verschiedenen Kulturkreisen von der Antike bis zur frühen Neuzeit zum einen den so genannten 'Eliten' vorbehalten war, zum anderen vermittels der Einbindung 'niederer' Bevölkerungsschichten in das Jagdgeschehen (Mitwirkung bei der Jagd; Möglichkeit, die Eliten 'hautnah' zu erleben) aber auch integrative Funktion hatte (Martini 2000, vgl. auch Schunka 2002).

4.4.2 Koloniales Jagdgeschehen als Ausdruck vermeintlicher kultureller (nationaler) Überlegenheit - Analysebefunde am Beispiel der Großwildjagd in Deutsch-Ostafrika

Die vermeintliche kulturelle Überlegenheit der Kolonisatoren wurde im Zusammenhang mit der Großwildjagd Deutsch-Ostafrikas auf verschiedene Art und Weise ausgedrückt.

Dies geschah jedoch durch die verschiedenen Jagdbeteiligten, Zeitzeugen und Autoren längst nicht so homogen, wie man es bei Reflektion theoretischer Ansätze zum Kolonialismus hätte erwarten mögen (s. Kap. 3.1.1.2, 4.4.1). Teils fanden sich sogar gegenteilige Effekte, die auf eine - von den deutschen Kolonisatoren wahrgenommene - Überlegenheit Eingeborener in spezifischen Jagdbelangen hindeuten.

Aus der Frühzeit der kolonialen Erschließung Deutsch-Ostafrikas stammt das 1892 erschienene Werk „Auf dem Kriegspfad gegen die Massai - Eine Frühlingsfahrt nach Deutsch-Ostafrika“ des Völkerkundlers und Weltreisenden⁷¹ Friedrich Kallenberg, der sich aus eigenem Antrieb in die zu gründende Kolonie aufmachte und „schon nach wenigen Wochen Aufenthaltes auf afrikanischem Boden Teilnehmer an jenem siegreichen Feldzuge gegen die fürchterlichen Massai wurde, welcher unter dem Namen der Massai-Kilimandscharo-Expedition bekannt geworden ist“ (Kallenberg 1892, S. IV). Da diese Expedition, die im Frühjahr 1891 stattfand, einen wichtigen Abschnitt in der Entwicklung der Kolonie gebildet habe, sollte sie im Zentrum der Kallenbergschen Ausführungen stehen. Nach den Angaben des Autors hatten diese die Funktion, „zum erstenmal den Bericht eines Augenzeugen und Teilnehmers über diesen (...) auch an ethnographischen Ergebnissen merkwürdigen Feldzug an die Öffentlichkeit zu bringen“ (Kallenberg 1892, S. V).

Die Expeditionsroute der deutschen Kolonisationstruppen führte im Norden der zu erschließenden Kolonie von der Pangani- bis in die Kilimandscharoregion, wobei teils alte Karawanenwege benutzt wurden. Von örtlichen Kriegern handelte man auf der Route Elfenbein zur Mitnahme ab (Kallenberg 1892, S. 161 ff.). Als Helfer

⁷¹ Auf Seite III (Vorwort) des Werkes bezeichnete er sich selbst als „Tourist“.

und Träger waren schwarzafrikanische Eingeborene sowie - in der Hierarchie offenbar höher stehende - Araber angeheuert worden. Ohne seine Schilderungen wesentlich zu differenzieren, wies Kallenberg darauf hin, dass sich die Helfer bei im Anfangsstadium der Expedition in der Paganiregion ausgeübten Löwenjagden als diszipliniert und furchtlos erwiesen hätten. Gleichwohl habe man seitens der deutschen Truppenangehörigen in Einzelfällen Faulheit und Aufsässigkeit der Helfer durch Anwendung der Prügelstrafe unterbinden müssen (Kallenberg 1892, S. 41 ff.).

Der weitere Weg der Expedition führte von der Paganiregion über Moschi in Richtung Taveta an der Grenze zu Britisch-Ostafrika, wo man auf Wunsch der dortigen Kolonialverwaltung einen Abstecher auf englisches Gebiet gemacht habe. Dieser habe allerdings nur kurz gewährt, da auf Seiten der Engländer die Wirkung des deutschen Expeditionszuges auf die hiesigen Kolonisierten wohl nicht als vorteilhaft erachtet worden sei und sich ein Stimmungsumschwung gegen ein Treffen vollzogen habe:

„Trotzdem der Engländer aus freien Stücken den Wunsch geäußert hatte, uns zu sehen, so scheinen ihm später doch Bedenken darüber aufgestiegen zu sein, daß sich eine so stramme und starke Expedition wie die unsrige seinen eingeborenen Schützlingen zeige. Er fürchtete vielleicht, daß die Schwarzen Vergleiche anstellen würden, welche mindestens vorläufig nur zu Ungunsten des britischen Ansehens ausfallen konnten. Anders vermochten wir uns diesen plötzlichen Witterungswechsel nicht zu erklären“ (Kallenberg 1892, S. 162).

Im Anschluss an diese auf wechselseitige 'Eifersüchteleien' und Profilierungsstrategien der Kolonisationstruppen unterschiedlicher Länder hindeutende Episode wandte sich die Expedition in Richtung des Uguenogebirges, wobei im Bereich des Jipesees Sümpfe und unwirtliches Buschwerk durchquert werden mussten. Als Kompensation dieser Anstrengungen entdeckte man hier jedoch Großwild in beträchtlicher Zahl, darunter auch Nashörner (Abb. 20), wobei die entsprechenden Jagdanstrengungen jedoch nicht von Erfolg gekrönt waren:

„Die Vorsehung entschädigte uns indessen durch das Antreffen einer ungeheuren Menge von Großwild, insbesondere Büffel und Zebras; innerhalb weniger Stunden kreuzten sieben Rhinozerosse die Karawane, darunter ein Weibchen mit Jungen, welches [wir] bis zur Atemlosigkeit verfolgten, ohne es durch einen wohlgezielten Blattschuß zur Strecke bringen zu können. Wegen ihres reizbaren Temperamentes sind diese großen, nur scheinbar unbeholfenen Tiere mehr zu fürchten als Elephanten, Büffel oder Flußpferde. Wenn sich ein Nashorn umwendet, nachdem

es durch eine leichte Wunde erzürnt worden, so ist selten ein Entrinnen möglich und sein gemächlicher Trab übertrifft an Geschwindigkeit selbst vorzüglich laufende Menschen. Obwohl wird mit möglichster Schnelligkeit den beiden ohne Umsehen voraus trabenden Ungetümen über die Büsche hinweg nachsetzten, vermochten wir doch nicht nahe genug zu kommen, um einen Treffer abzufeuern“ (Kallenberg 1892, S. 163).



Abb. 20: Jagdzeichnung von Friedrich Kallenberg aus der Frühzeit der deutsch-ostafrikanischen Kolonisation: Ins Buschwerk marschierendes und sich jagdlichen Bemühungen entziehendes Nashorn (Kallenberg 1892, S. 162)

Während der Jagdbemühungen im Bereich des Jipesees regnete es häufig⁷² und Kallenberg gestattete es vier arabischen und eingeborenen Helfern, darunter der Koch Ali und ein ortskundiger Führer namens Seliman, in seinem Zelte zu nächtigen, „um an den folgenden Regentagen abwechselnd auch die übrigen

⁷² Zu den klimatischen Gegebenheiten in der Region s. auch Kap. 3.1.2.3.

meiner Leute dieses Vorteils teilhaftig werden zu lassen“ (Kallenberg 1892, S. 164).

Diese Möglichkeit hätten die Betroffenen jedoch nicht in der vorgesehenen Weise wahrgenommen, was neuerlicher Disziplinierung bedurfte, bei der diesmal allerdings von körperlicher Züchtigung abgesehen werden konnte:

„Als ich aber in der Nacht einmal Licht machte, bemerkte ich, daß sich eine ganze Anzahl der Träger heimlich eingeschlichen hatte und mein Zelt derart vollgepfropft war, daß ich es der Ausdünstung wegen nicht mehr zu ertragen vermochte. Ich verwies daher sämtlichen Leuten den Aufenthalt in meinem Zelt, auch Ali und Seliman, weil sie das Hereinkommen der übrigen begünstigt hatten“ (Kallenberg 1892, S. 164).

Auch diese Schilderung unterstreicht die bei zusammenfassender Betrachtung zu ziehende Schlussfolgerung, dass nach Kallenberg's Auffassung die ursprüngliche Bevölkerung auf dem Territorium des seiner Zeit zu gründenden Deutsch-Ostafrikas generell wie auch im Jagdgeschehen von einer gewissen Disziplinlosigkeit gekennzeichnet sei, derer man 'Herr' werden müsse. Gleichwohl waren die Äußerungen dieses Autors und Zeitzeugen dem Wesen nach nicht rassistisch, auf Ausgleich zwischen Kolonisatoren und Kolonisierten bedacht und ordneten sich hinsichtlich der Funktionalität der von ihm erstellten Monographie in einen 'patriotischen' Kontext ein, den Kallenberg wie folgt festlegte:

„Seitdem das Banner des Deutschen Reiches über dem ostafrikanischen Schutz- und Interessengebiet zur Entfaltung gelangte, hat es wohl kaum einen Zeitpunkt gegeben, welcher zum Studium der Sachlage an Ort und Stelle lauter herausgefordert hätte, als der gegenwärtige. Der Verlegung des Schwerpunktes unserer politischen und kommerziellen Aktionskraft von Sansibar nach dem Festlande, der mit Erbitterung geführte wirtschaftliche Kampf zwischen einem alten und einem jungen Weltreiche [das britische versus deutsche; d. Verf.], der der Erschließung und vollen patriotischen Anerkennung noch harrende Kolonialbesitz, die teilweise Ungefügigkeit der eingeborenen Stämme und nicht zum letzten die weit auseinander gehenden Urteile über deutsche Kolonialarbeit überhaupt - alle diese Momente sind gewiß geeignet, das Interesse vieler lebendig zu erhalten und lassen es begreiflich, ja wünschenswert erscheinen, (...) ein auf eigener Anschauung beruhendes Bild von Deutsch-Ostafrika zu gewinnen, das an sich schon vielseitige Anregung und Ausbeute verspricht (Kallenberg 1892, S. III).

Eine noch wesentlich stärker pragmatisch geprägte Form des 'Patriotismus' vertrat in der Frühphase deutsch-ostafrikanischer Kolonisation Joachim Graf Pfeil, ein Gefolgsmann des Kolonisators Emil Peters (s. Kap. 3.1.1.1). Graf Pfeil hatte noch vor der offiziellen Inbesitznahme des Tanganjika-Territoriums durch das deutsche

Reich seine „Vorschläge zur praktischen Kolonisation in Ostafrika“ (erschienen 1890) ausgearbeitet. Der Autor bezeichnete die Publikation als „eine Anzahl Notizen, welche ich während mehrerer Reisen in Ost-Afrika niederschrieb, weniger mit der Absicht, sie der Oeffentlichkeit zu übergeben, als um mir selbst vollkommen klar zu werden über die Mittel, mit welchen wir das durch unsere kolonisorische Thätigkeit erstrebte Ziel der Nutzbarmachung der für uns erworbenen Gebiete zu erreichen vermöchten“ (Graf Pfeil 1890, S. I).

Hinsichtlich der eingeborenen Bevölkerung sprach sich Graf Pfeil dafür aus, diese für eine Zusammenarbeit mit deutschen Kolonisatoren und Unterordnung unter dieselben zu gewinnen, um den Kolonisationszielen zu dienen, wobei mittelfristig das Zivilisationsniveau der gesamten Kolonie gehoben werden könne:

„Ich halte den Neger weder für absolut widerspenstig, noch für absolut faul. Es gibt sogar sehr thätige Naturen unter ihnen. Auf der anderen Seite habe ich deutsche Kolonisation zu meinem Lebensberuf gewählt, ein Unternehmen, welches materielle Vortheile für mein Vaterland zu erringen strebt. Diese sind in Ost-Afrika nur durch die Arbeit des Negers zu erreichen, daher stehe ich keinen Augenblick an zu sagen, man zwingt den Neger das zu thun, was uns nützt, ohne ihm zu schaden, was im Gegentheil das Mittel birgt, das zu erreichen, was auf andere Weise von Philanthropen aller Jahrhunderte angestrebt wurde: die Civilisation wilder Völkerracen. Ich wage allerdings auszusprechen, daß dieses erst in zweiter Reihe das Ziel meines Strebens ist“ (Graf Pfeil 1890, S. II f.).

Graf Pfeil sprach sich für eine „Erziehung“ und „Mitarbeit“ des „Negers“, die sich auch auf die Jagdbelange (z.B. Helfer bei Elfenbeinjagden) erstrecken könne, aus (Graf Pfeil 1890, S. 1 ff., S. 45 ff.). Auch hierbei kam wieder jener eigenwillige Pragmatismus zum Ausdruck, wonach man den „Neger“ ordentlich behandeln und zugleich stets dessen Nützlichkeit für die wirtschaftlich-kommerziellen Zwecke der deutschen Kolonisation im Auge behalten möge (Graf Pfeil 1890, S. 45 ff.).

Zur Verbreitung der Elefanten, die offenkundig bereits zu diesem frühen Zeitpunkt (1890, also kurz vor der offiziellen Gründung der Kolonie Deutsch-Ostafrika im Jahre 1891) viel zu intensiv bejagt wurden, äußerte sich Graf Pfeil unter neuerlicher Betonung wirtschaftlicher Aspekte sehr skeptisch:

„Es ist kaum zweifelhaft, daß der Elephant, wenn man mit seiner Ausrottung in der jetzt betriebenen Weise fortfährt, innerhalb, man darf sagen absehbarer Zeit, aus Afrika verschwunden sein wird. (...) Der Elfenbeinhandel wird also, wie die Verhältnisse liegen, nur noch auf beschränkte Dauer Profit abwerfen“ (Graf Pfeil 1890, S. 46 f.).

Zur Änderung dieser „Verhältnisse“ sollte nach Meinung des Autors energisches Handeln der deutschen Kolonialmacht beitragen. Die entsprechenden Verordnungen - gerade die Elefanten betreffend - wurden in der Folgezeit, wie bereits an anderer Stelle ausgeführt, auch tatsächlich umgesetzt (s. Kap. 3.2.4, 3.2.5).

Das zentrale Charakteristikum der Ausführungen des Grafen Pfeil bestand darin, dass alle strategischen Planungen und Maßnahmen im Umgang mit den ostafrikanischen Territorien aus der Perspektive kommerzieller und/oder geopolitischer Vorteile für das deutsche Reich dargestellt wurden. Dies wurde generalisiert auch auf die Jagd und die diesbezügliche Einbindung der zu Kolonisierenden: Als Hauptzweck dieses Personenkreises wurde deren 'Nützlichkeit' erkannt, um aus der Jagd wirtschaftlich vorteilhafte Resultate zu ziehen (z.B. Elfenbeingewinnung und -transport). Die 'Erziehung' und kulturelle Prägung der Eingeborenen sollten nach diesem Denk- und Handlungsmodell nicht als Selbstzweck, sondern primär der Steigerung des ökonomischen Nutzwertes zu kolonisierender Gebiete für das Reich dienen.

Der Aspekt einer vermeintlichen, bereits von Kallenberg thematisierten Disziplinlosigkeit eingeborener Helfer (Träger) bei der Großwildjagd wurde auch in dem 1892 erschienenen, umfangreichen Werk „Deutsch-Ostafrika“ von Paul Reichard aufgegriffen.

Der Autor, der in seiner Monographie zahlreiche Erfahrungen auf „Karawanenzügen“ (Expeditionen) durch ganz Deutsch-Ostafrika schilderte, sprach sich unmissverständlich dafür aus, die eingeborenen Jagdhelfer, welche in Einzelfällen zur Widerspenstigkeit geneigt haben sollen, durch Stockhiebe zu disziplinieren. Dies sei vor allem dann erforderlich gewesen, wenn die Helfer bei der Zerlegung (von den weißen Jägern) geschossener Büffel und der Fleischzuteilung untereinander in Streit gerieten: „Mehr als einmal mußte der Stock herabsausen“ (Reichard 1892, S. 418). Mithin räumte der Autor ein, dass es die deutschen Jäger bei der Großwildjagd in Übersee mit den Forderungen deutschen Waidwerks nicht immer allzu genau nahmen und den eingeborenen Helfern insofern nicht als 'Vorbild' dienen konnten. Beispielsweise wurden erlegte Büffel „in höchst unweidmännischer Weise (...) ausgeschlachtet. Die Haut oder

Decke, welche auf dem Rücken oder am Halse daumendick war, wurde nicht abgestreift, dazu war weder Zeit noch wäre es ohne die allergrößte Anstrengung möglich gewesen“ (Reichard 1892, S. 418). Auf Sitten und Gebräuche von islamisch-arabischen Jagdhelfern wurde auf von Deutschen geleiteten Jagdexpeditionen offenkundig Rücksicht genommen, wobei die „Muselmanen“ bei ihren Handlungen religiös-rituelle Vorschriften selbst auch recht 'flexibel' umsetzten:

„Damit Fleisch auch für die Muselmanen der Karawane genießbar wurde, mußte jedes Tier nach mohammedanischem Ritus geschlachtet werden. Der Koran schreibt vor, daß die Kehle des lebenden Tieres mit einigen kräftigen, schnellen Bewegungen mittels eines sehr scharfen Messers durchgeschnitten wird (...). Um nun den eben erlegten Büffel ebenfalls für die Islamiten der Karawane genießbar zu machen, durchschnitt der Jagdbegleiter dem toten Büffel die Kehle; denn einen Büffel, welcher auch nur einen Funken von Leben im Leibe hätte, würde sich niemand anzurühren wagen. Es ist dies für den deutschen Weidmann ein höchst unweidmännisches und für den Islamiten ein unreines Beginnen. Allein in der Wildnis nimmt's man mit den Koranvorschriften nicht so genau. Das Schlachten des toten Büffels hatte wegen der daumendicken Haut desselben übrigens wenigstens fünfzehn Minuten gedauert, während welcher Zeit man fast eine ganze Sure des Korans hätte beten können (Reichard 1892, S. 416).

Insgesamt stellte Reichard Intellekt und Emotionalität der „Neger aus dem Innern“ der Kolonie eher abwertend dar: Beispielsweise seien diese besonders in der Frühzeit Deutsch-Ostafrikas mit kleineren Elfenbeinbeständen zu den Küstenregionen gezogen, ausgestattet mit der Illusion, diese Bestände würden einen enormen Tauschwert erbringen. Es sei dann regelmäßig zu Streitigkeiten mit kaufinteressierten indischen Händlern gekommen, da jene durchaus desillusionierende Angebote für das Elfenbein unterbreitet hätten. Schließlich seien die „Neger“, überhangen mit grellen Stoffen und Perlen meist fragwürdiger Qualität, wieder von dannen gezogen, um sich - in der Fehlwahrnehmung eines für sie doch noch vorteilhaften Handels - in ihren Heimatdörfern triumphal empfangen zu lassen (Reichard 1892, S. 439 ff.).

Reichards Ausführungen lassen hinsichtlich des Jagdbezuges eine gewisse Fähigkeit zur Selbstkritik erkennen, da der Autor in der Lage war, die Angemessenheit deutscher Waidmannsbräuche (und islamischer Praktiken) angesichts der deutsch-ostafrikanischen Wirklichkeit mehr oder minder humorvoll zu hinterfragen. Obgleich er die geistigen Fähigkeiten der „Neger“ eher abwertend charakterisierte, finden sich dennoch in seinem Werk keine Verweise, die zu der

Annahme berechtigen würden, mittels des Jagens unter deutscher Leitung hätten den Eingeborenen spezifisch deutsche 'Tugenden' - als Ausdruck einer vermeintlichen nationalen/kulturellen Überlegenheit - vermittelt werden sollen. Im Gegenteil, die Befähigung auch Schwarzer zur Jagd mit Schusswaffen auf Großwild (Rhinos und Büffel) wurde von Reichard (1892, S. 419) ausdrücklich hervor gehoben.

Eine gänzlich andere und teils überheblich anmutende Wahrnehmung Schwarzer in Deutsch-Ostafrika lag hingegen auf Seiten des Kunstmalers Wilhelm Kuhnert vor. Kuhnert unternahm zahlreiche Expeditionen („Karawanen“) in das Innere Deutsch-Ostafrikas, um dort Wild (bevorzugt Großwild) zu malen⁷³. Die Jagd auf Großwild stellte eher einen 'Nebeneffekt' dar und wurde auch zur Nahrungsmittelversorgung der Expeditionsbeteiligten betrieben. Die Hierarchie der Expeditionshelfer beziehungsweise Träger gestaltete sich nach den Hinweisen des Autors wie folgt:

„Den wapagazi-Trägern [Schwarzafrikaner; d. Verf.], welche die Lasten auf dem Kopfe oder den Schultern tragen, stehen je nach Größe der Karawane ein oder zwei wanyampara - Aufseher - vor, die dafür zu sorgen haben, daß kein Träger zurückbleibt und sonst Ordnung herrscht. Aufseher bedürfen wiederum aber auch der Aufsicht seitens des Weißen, da sie nicht zuverlässig sind. Bewaffnet ist keiner dieser Leute“ (Kuhnert 1923, S. VI).

Bezeichnend für die Einschätzung der schwarzen Bevölkerung Deutsch-Ostafrikas sind folgende Aussagen Kuhnerts, wobei er seine Erfahrungen mit Expeditionen und der Jagd unter Beteiligung Eingeborener offenkundig generalisierte: „Der Neger ist anspruchslos; er kennt nur einen Lebenszweck, chakula - Essen - und wieder Essen. Wird ihm das in reichlichem Maße gewährt, so ist er zufrieden und willig“ (Kuhnert 1923, S. VI).

Auch Hans Paasche, Oberleutnant und langjähriges Mitglied der Kaiserlichen Schutztruppe, charakterisierte die Eingeborenen der Kolonie im Hinblick auf deren jagdliche Fähigkeiten in seinen 1907 erschienenen autobiographischen Aufzeichnungen („Im Morgenlicht. Kriegs-, Jagd und Reiseerlebnisse in Deutsch-

⁷³ Daher auch der eigentümliche Titel seiner seit 1918 in mehreren Auflagen erschienenen, reichhaltig mit den vor Ort geschaffenen Bildern versehenen Monographie: „Im Lande meiner Modelle“.

Ostafrika) auf eher negative Art und Weise: Die Beobachtungsgabe der „Neger“ sei unzuverlässig, sie würden zur Ungeduld neigen und dächten bei (Büffel)jagden nur an das Essen, was wiederum der notwendigen Konzentration bei der Jagd abträglich sei (Paasche 1907, S. 190, S. 205).

Auf der anderen Seite seien die Eingeborenen auf Grund ihres ausgeprägten Vermögens, Fährten zu suchen, für die Großwildjagd gut einsetzbar (Paasche 1907, S. 218 f.). Vor dem Hintergrund dieser Einschätzung kann es kaum verwundern, dass Paasche primär den 'Nutzwert' der Eingeborenen für die Jagd betonte, ferner die Notwendigkeit, jene anzuleiten, zu führen und zu disziplinieren. Diese Disziplinierung erstreckte sich - aus jagdethischen Gründen (s. Kap. 3.2.3.2 f.) - auch auf die Durchsetzung des Verbotes der Grubenjagd. Paasche wies darauf hin, in seiner Eigenschaft als zur Exekutive berechtigtes Mitglied der Schutztruppe im Moschibezirk Gruben zur Büffelerlegung entdeckt zu haben. Die Fallensteller, „Kerle“ vom Stamm der Wapare (Abb. 21), seien von ihm ergriffen und in die Bezirkshauptstadt überführt worden, „wo sie mit mehreren Monaten Kettenarbeit bestraft wurden“ (Paasche 1907, S. 216).



Wapare, die ich beim Büffelfang ertappte.

Abb. 21: Von Oberleutnant Paasche festgesetzte Angehörige des Wapara-Stammes, die verbotswidrig Grubenjagd auf Kaffernbüffel betrieben hatten (Paasche 1907, S. 217)

Keineswegs darf aus den voran gegangenen Erläuterungen der Schluss gezogen werden, die eingesessene Bevölkerung Deutsch-Ostafrikas sei von den Kolonisatoren generell und im Besonderen mit Bezug auf das Jagdgeschehen nur mit einer gewissen Herablassung oder ohne (jagdlichen) Respekt behandelt worden. Anhand zahlreicher Quellen lässt sich solch eine Schlussfolgerung widerlegen.

Beispielsweise stellte Joachim Stentzler, Offizier in der Kaiserlichen Schutztruppe, in seiner 1906 veröffentlichten Monographie „Deutsch-Ostafrika: Kriegs und Friedensbilder“⁷⁴ heraus, dass die Eingeborenen bei der Elefantenjagd den weißen Kolonisatoren „weit überlegen“ seien und „außergewöhnlichen Mut und Ausdauer“ unter Beweis gestellt hätten (Stentzler 1906, S. 83).

Es handelte sich nach Stentzlers Angaben bei den eingeborenen Elefantenjägern, welche mit Genehmigung der deutschen Kolonialbehörden Schusswaffen besitzen durften, allerdings um eine Minderheit, die von ihm wie folgt beschrieben wurde:

„(...) so sind es nur einzelne Leute, die sich diesem Beruf widmen; leicht findet man sie unter den anderen heraus, so sehr prägt sich im Gesicht und der ganzen Erscheinung ihre Eigenart aus. Sobald solch ein Jäger hört, daß in seiner Nähe ein Elefant gespürt ist, rüstet er sich schnell, nimmt Gewehr, Pulverhorn und Blei und einige Hand voll Reis und folgt der Spur. Nachts rastet er, wo er gerade einen Platz findet und folgt oft tagelang. Wenn er endlich in die Nähe gekommen ist, schleicht er sich mit geradezu staunenswerter Geschicklichkeit an den nichts ahnenden Elefanten heran, um auf wenige Schritt den tödlichen Schuß anzubringen“ (Stentzler 1906, S. 83).

Adolf Zimmermann, der den deutschen Staatssekretär Dernburg nach Deutsch-Ostafrika begleitete, wies in seinen 1908 veröffentlichten Erinnerungen darauf hin, dass es unter der schwarzen Urbevölkerung Tanganjikas eine hohe Variabilität an Temperamenten, Lebensweisen und Wesensarten gebe. So räumte er nicht ohne eine gewisse Bewunderung ein, dass manche Stämme geradezu resistent gegen koloniale Einflussnahme seien, andere wiederum neigten im Kontakt mit den deutschen Kolonisatoren zur Unterwürfigkeit und Huldigungsbereitschaft (Zimmermann 1908, S. 50 ff.). Höchsten Respekt in Bezug auf kriegerische Fähigkeiten zollte er den Massai, jenem wandernden und teils Viehzucht

⁷⁴ Stentzlers mitgeteilte Erfahrungen in Deutsch-Ostafrika stammten aus der ersten Phase der Kolonisation des Territoriums (bis 1904). Im Jahre 1906, also zum Zeitpunkt der Veröffentlichung, befand sich der Autor als Hauptmann und Kompaniechef in einem Infanterieregiment bereits wieder in Deutschland.

betreibenden Volksstamm hamitischen Ursprungs, die mit ihrer tradierten Bewaffnung (menschlichen wie tierischen) Gegnern offenbar gefährlicher werden konnten als mit einer Nutzung moderner Schusswaffen:

„Es sind dürre, häßliche, wadenlose Burschen, deren körperliche Leistungsfähigkeit trotz ihres klapprigen Aussehens (...) gewaltig ist. In ihren Bogen und Pfeilen, ihren haarscharfen, gegen die Spitze hin verbreiterten Schwertern und ihren Lanzen besitzen sie für den Buschkrieg sehr gefährliche Waffen, die jeder einzelne ständig bei sich trägt. Ich habe hier vielfach empfohlen hören, ihnen, wie allen Stämmen, die diese Waffen führen, Vorderlader und so viel Pulver, als sie nur irgend haben wollen, zu verkaufen, um sie zum Verzicht auf die ihnen angestammte Bewaffnung zu bringen. Mit den Gewehren könnten sie weit weniger Unfug anrichten“ (Zimmermann 1908, S. 50).

Während manch anderer Autor, konform mit dem national-imperialistischen Zeitgeist, deutsche 'Tugenden' und Organisation als vorbildlich darstellte, äußerte sich Zimmermann in dieser Hinsicht im Übrigen durchaus kritisch: „Deutsche Tatkraft“ habe man im Norden Deutsch-Ostafrikas bis dato (1908) zu sehr vermissen lassen; „die Engländer dagegen könnten, wenn dies in ihrer Art läge, im Hinblick auf ihre Uganda-Railway sich in der Tat mit Recht in die Brust werfen“. Ferner denke „hier draußen kein Deutscher daran, sich der sentimentalischen Auffassung mancher heimischen Kreise anzuschließen, nach der es eine 'Schande' sein soll, daß die englische Bahn vom Transport deutscher Produkte 'lebe' “ (Zimmermann 1908, S. 41). Letztlich sei es - so Zimmermann - den Deutschen und anderen weißen Europäern, die sich im Norden Deutsch-Ostafrikas niedergelassen hatten, reichlich gleichgültig, wessen Bahn ihre Ware zur Küste transportiere (Zimmermann 1908, S. 41 f.).

Wenngleich in Zimmermanns Ausführungen das jagdliche Element nur eine sehr untergeordnete Rolle spielte, so lässt sich doch daraus ersehen, dass auch dieser Zeitzeuge die einheimische Bevölkerung durchaus differenziert und nicht nur aus der Perspektive eines weißen 'Herrn' betrachtete. Nationales Pathos im Zusammenhang mit der Kolonie Deutsch-Ostafrika fand nicht seine Billigung.

Von Hans Besser aus Radebeul (Sachsen), der nach eigenen Angaben 14 Jahre in Tanganjika mit Kamera und Büchse zugebracht und dort insgesamt 16 Löwen auf freier Wildbahn erlegt hatte, wurden im Jahre 1915 „Raubwild und Dickhäuter

in Deutsch-Ostafrika“ und 1917 - posthum⁷⁵ - die „Natur- und Jagdstudien in Deutsch-Ostafrika“ veröffentlicht.

In beiden Werken trat Besser einer angeblichen Jagduntüchtigkeit Eingeborener vehement entgegen. Nicht die Eingeborenen, sondern vielmehr die weißen Kolonisatoren seien - teils unter Instrumentalisierung der angestammten Bevölkerung - für aufgetretene Schäden des Wildbestandes verantwortlich zu machen. Eine solche Einschätzung ging insbesondere aus den „Natur- und Jagdstudien“ hervor:

„Viele Jagdreisende behaupten, daß der mit dem Gewehr jagende Eingeborene den Wildstand schwer schädige. Dem möchte ich auf das Entschiedenste entgegentreten. Ganz abgesehen davon, ob mit oder ohne Berechtigung, schießt der Eingeborene nicht mehr, als er braucht. (...) An der Abnahme des Wildbestandes in machen Gegenden trägt der Europäer ganz allein die Schuld. Er braucht mit Patronen nicht sparsam zu sein, seine weittragenden Gewehre ermöglichen es ihm, auf große Entfernungen zu schießen, so daß das mühsame Anpirschen, das allerdings für den wahren Jäger gerade den Reiz bildet, in Wegfall kommt. (...) Beim Neger ist die Fleischnutzung die Hauptsache. Höchstens könnte man einer Gruppe von eingeborenen Jägern den Vorwurf machen, daß sie im Wild wüsten. Das sind diejenigen, die durch Vermittlung eines Europäers Jagdschein und Pulver erhalten, mit diesem also nicht zu sparen brauchen und ihren europäischen Auftraggeber mit Trophäen oder Fleisch als Gegenleistung versorgen müssen. Die Schuld fällt also auf den Europäer zurück“ (Besser 1917, S. 77 f.).

An gleicher Stelle wies der Autor darauf hin, dass durch die von der deutschen Kolonialverwaltung umgesetzten jagdrechtlichen Bestimmungen seit 1912 (s. auch Kap. 3.2.4) der Abschuss aller Tierarten begrenzt worden „und allem Hinmorden ein energischer Riegel vorgeschoben worden sei“.

Nach Bessers Auffassung war die mangelhafte Wertschätzung jagender Schwarzer durch die weißen Jäger nicht zuletzt auf gewisse Neidkomplexe zurück zu führen, welche von ihm jedoch als allzu 'durchsichtig' und unangemessen charakterisiert wurden:

„Nur um den eingeborenen Jägern Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, muß ich der vielfach von Jagdreisenden geäußerten Ansicht, der Neger sei eine Gefahr für den Wildstand, entgegentreten. Ich kann mir auch denken, wie diese Herren, die sich in ihrer kurzen Anwesenheit aus eigener Erfahrung kaum ein Urteil bilden konnten, zu dieser Auffassung kommen. Es gibt viele mangelhafte Jäger in der Kolonie, die sehr jagdneidisch sind. Hat nun einmal ein Eingeborener, der zur Jagd berechtigt war, etwas zur Strecke gebracht, so löst das eigene Unvermögen unberechtigten Ärger über den glücklichen Jäger aus. Schnell ist man bei der Hand mit der Behauptung, der und der schießt mir alles Wild weg und stört mir die Jagd. Der Neuling im Lande muß es dann glauben. Aus vollster Überzeugung kann ich

⁷⁵ Besser war 1916 als Angehöriger der deutschen Truppen in Ostafrika gefallen.

sagen, mir hat noch kein farbiger Jäger Wild vergrämt, wenn er zu gleicher Zeit neben mir jagte, wohl aber tat dies häufig das Schnellfeuer von jagenden Europäern. Ich habe deshalb auch nie von dem Anerbieten farbiger Jäger Gebrauch gemacht, wenn wir uns im Jagdgebiet begegneten und sie aus Rücksicht für den jagenden Europäer die Jagd abbrechen wollten. Beide konnten wir nebeneinander auf unsere Rechnung kommen (Besser 1917, S. 78).

Trotz seiner Wertschätzung für die eingeborenen Jäger kennzeichnete auch Besser die „Masse der Neger“ in einer Weise, die teilweise Ähnlichkeiten mit den Bewertungsmustern anderer, zuvor zitierter Autoren wie etwa Kuhnert oder Paasche aufwies: Die „Neger“ würden zu Übertreibungen und zu Fehlwahrnehmungen neigen⁷⁶, ferner hätten sich schwarze Jagdhelfer im Jagdgeschehen als sehr ängstlich erwiesen und seien in gefährlichen Situationen (Löwenrudel in unmittelbarer Nähe einer angeschweißten Löwin) rasch auf Bäume geklettert (Besser 1915, S. 17).

Bezeichnend für derartige Kennzeichnungen sind folgende Schilderungen des Autors zu einer Löwenjagd im Mai 1909 im Iringabezirk, während der die von ihm geführte Jagdexpedition⁷⁷ ihr Nachtlager in einem Dorfe der schwarzafrikanischen Wanjamwesi, aus denen die Expeditionshelfer rekrutiert worden waren, aufgeschlagen hatte:

„Um Mitternacht wurden wir durch angstvolles Geschrei geweckt (...); wir fuhren erschreckt aus den Betten hoch. Unser Zelt wurde halb eingerissen, Lasten, unser Tisch mit Eßgeräten und der Lampe polterten zu Boden, und dazwischen brüllten Löwen. Ich hörte lautes Atmen im Zelt und glaubte für einen Augenblick, der Löwe stünde zwischen unseren Betten. Mit der Hand nach dem Gewehr tastend, erwischte ich die nackte Kehrseite eines Menschen, und ein angstvolles 'Ich, Herr' belehrte mich über meinen Irrtum. Einige Träger waren splitternackt unterm Zelt durchkriechend eingedrungen. Als ich mit einigen energischen Worten die Ruhe hergestellt hatte, klärte sich die Lage dahin auf, daß wohl ein Träger wach geworden war und einen Löwen gesehen hatte. Als er seinen Kameraden weckte, verstand dieser die Sache falsch und glaubte, der Löwe habe ihn schon. In seiner Angst fing er an zu brüllen. Alle anderen fuhren aus dem Schlafe hoch und brüllten mit, um dann nach den Zelten zu stürzen und beim Europäer Schutz zu suchen. Die Leute waren vom Stamm der Wanjamwesi, deren hervortretende Eigenschaft nicht der Mut ist. Ich lagerte sie im hellen Mondschein um große Feuer und verbot ihnen, falls der Löwe wirklich käme, durcheinander zu laufen und zu schreien“ (Besser 1915, S. 18).

⁷⁶ Beispielsweise indem seine mit nach Deutsch-Ostafrika geführten Doggen der ansässigen Urbevölkerung als gewaltige und gefährliche Kreaturen erschienen, die gerüchteweise immer erschreckendere Ausmaße annahmen.

⁷⁷ Keine genauen Angaben zur Mannstärke, nach der Schilderung muss es sich jedoch um etwa ein Dutzend Träger/Jagdhelfer gehandelt haben. Die Anzahl der Dorfbewohner wurde mit 85 angegeben (Besser 1915, S. 17 f.).

Das zur Kolonialzeit offenkundig verbreitete Denkschema, wonach von einer chaotisch anmutenden Emotionalität und der zuweilen übersteigerten Ängstlichkeit Eingeborener die überlegene und tatkräftige Wesensart des weißen Europäers abzugrenzen sei, klingt in diesen Einlassungen Bessers unverkennbar mit an.

Gleichwohl anerkannte er die „Neger“ als existentiell gleichberechtigte Geschöpfe, die Respekt und Schutz durch die Kolonisatoren verdient hätten. Diese Sichtweise brachte es selbstverständlich mit sich, in die Fänge von Großwild geratenen Eingeborenen nach Kräften zu helfen. Eine entsprechende, durchaus auf ein beträchtliches Empathiepotential des Autors hinweisende Episode eines von einem Löwen verschleppten Eingeborenen, wurde wie folgt geschildert:

„Ein Eingeborener war in einem Dorfe in Ussangu, in dem ich gerade lagerte, im Beisein seiner Angehörigen durch einen Löwen vom Feuer weggeholt worden. Sein Schreien klang schauerlich durch die Nacht. Meine Kerzenlaterne gab solch jämmerliches Licht, daß man nur im nächsten Umkreis sah. Schleunigst ließ ich die Dorfbewohner mit brennenden Holzscheiten und Grasfackeln antreten. Deutlich zeigte die Schleifspur im hohen, regennassen Gras den Weg des Löwen. Der fortgeschleppte Mann schrie unaufhörlich. (...) Als ich schon den Mann, der fortgetragen worden war, in schwachen Umrissen liegen sah, brach der Löwe fauchend auf uns los. Sofort liefen die Leute mit den Grasbränden davon, und ich las mir meine Laterne vom Boden auf, gerade noch, ehe sie verlöschte. Rückwärts schreitend, zog ich mich aus dem Gras zurück, denn helfen konnte ich allein nicht, da es stockfinster war und ich nicht weiter als zwei Meter mit meiner schlechten Laterne sehen konnte. Ich holte die Leute wieder heran und machte ihnen klar, daß, wenn alle mitkämen, der Löwe sich sicher zurückziehen würde. Außerdem könnte ich schießen, wenn ich über den Rücken her Licht bekäme. Der geschlagene Mann wimmerte und stieß ab und zu laute Schreie aus. Kaum war ich wieder in seiner Nähe, rohrte der Löwe auf, und ich stand wieder allein. Als auch der dritte Versuch scheiterte, mußte ich's aufgeben, den Mann zu retten, auch gab der Mann keinen Laut mehr von sich. Am nächsten Morgen fanden wir den Leichnam unversehrt bis auf abgerissenes Fleisch an Waden und Oberschenkel. Keine einzige Verletzung war am übrigen Körper zu entdecken, so daß der Löwe ihn lebend angefressen hatte (Besser 1915, S. 22).

Auch Fritz Bronfart von Schellendorff, ein deutscher Adliger, der in der Kilimandscharoregion eine Farm aufbaute und dort jagte, hatte bereits in seinen 1900 erschienenen „Thierbeobachtungen und Jagdgeschichten aus Ostafrika“ das Geschick schwarzer Jäger gewürdigt: Von den vor allem in der Meruregion mit Bogen und Pfeil, Keulen, Schlingen und Fallen jagenden Ndorobbos, einem Bantuvolk mit erheblichen Massai-„Einschlägen“, habe er „eine sehr hohe Meinung (...) in ihrer Eigenschaft als Jäger, Thierkenner und echte Söhne der

Wildniß bekommen“ (v. Schellendorff 1900, S. 130). Selbst Löwen könnten die Angehörigen dieses Stammes, deren oft einziges Existenzmittel die Jagd sei, Beute abringen (v. Schellendorff 1900, S. 130 f.).

Im Unterschied zu Bessers Ansicht über Eingeborenenjagd und Wildschutz ging Schellendorff allerdings davon aus, dass diese Eingeborenen den Wildbestand schädigen könnten. Dieser Schaden beruhe darauf, „daß die Thiere andauernd und überall in steter Unruhe und Nervosität gehalten werden und daß dadurch ihre Fortpflanzung schwer beeinträchtigt wird, weil die Ndorobbos vollkommen und ohne jeden Plan zu allen Zeiten jagen und dem wandernden Wild unausgesetzt nachfolgen“ (v. Schellendorff 1900, S. 135).

Schellendorff beschrieb die Ausgangslage, Schwarze von einer nachhaltigeren und das Wild schonenden Jagdweise zu überzeugen, folgendermaßen, wobei seine Ausführungen auch wiederum aufschlussreich hinsichtlich des den Schwarzen zugeschriebenen geistigen Reifegrades sind:

„Die Schwarzen haben sehr wenig Uebersicht und denken nicht weit; sie erkennen zumeist nur das Nächstliegende und ergreifen jede Gelegenheit, die ihnen augenblicklichen Nutzen bringt, ohne viel über die Folgen nachzudenken, die ihnen vielleicht schaden könnten. Ich möchte sagen, daß die meisten Schwarzen Augenblicksmenschen sind. Daher ist es nur mit großer Geduld und Ausdauer möglich, den Ndorobbos allmählich die Ueberzeugung beizubringen, daß es ihnen auf die Dauer zu Gute kommt, wenn sie vernünftig jagen, zeitweise schonen und sich hier und da auch einmal den augenblicklichen Vortheil, den ihnen die Jagd bietet, versagen. Leider geht ihnen fast Allen das Gefühl dafür gänzlich ab, über ihren Tod hinaus für ihre Nachkommen Sorge zu tragen. Will man also Erfolg mit diesen Bestrebungen bei ihnen haben, so muß man ihnen bald den Vortheil zeigen. Dies allein genügt jedoch nicht; sie wollen gleich einen Ersatz für das haben, was sie sich entgehen lassen. Häufig haben mir Massais und Ndorobbos, wenn ich ihnen zuredete, die Jagd eine Zeit lang zu unterlassen, geantwortet: 'Ja Herr, was bietest Du uns denn dafür, daß wir uns jetzt das Fleisch entgehen lassen?' Und wenn ich ihnen zu zeigen suchte, daß ihnen schon nach Jahresfrist diese Wildschonung zu Gute kommen würde, indem jetzt mehr Junge normal zur Welt kommen, sagten sie mir oft: 'Wer weiß, ob ich in einem Jahr noch lebe' “ (v. Schellendorff 1900, S. 141).

Als Anreiz für die Schwarzen, ihre Jagdgewohnheiten zu ändern, bot ihnen Schellendorff die Unterstützung beim Aufbau eigener Anpflanzungen und eigener Viehzucht an. Nach Angabe des Autors habe sich diese Kompensation sehr förderlich auf den Wildbestand ausgewirkt (v. Schellendorff 1900, S. 141 f.).

Schellendorffs Ausführungen können als Beleg dafür gewertet werden, dass schwarzen Jägern von weißen Kolonisatoren einerseits Respekt entgegen gebracht wurde, andererseits aber auch angestrebt wurde, den Eingeborenen

europäische Vorstellungen von Jagd und Wildschutz zu vermitteln. Die Fähigkeit, Gefährdungen des Wildbestandes zu realisieren beziehungsweise zu vermeiden, erkannte dieser Autor der eingeborenen Jagdkultur nicht zu.

Als Zwischenfazit lässt sich an dieser Stelle festhalten, dass die Hypothese, wonach aus 'weißer' Perspektive die schwarze Urbevölkerung Deutsch-Ostafrikas nur unfähige Jäger beziehungsweise 'Amateure' gestellt hätte, verworfen werden sollte⁷⁸.

Für solch eine Perspektive ergaben sich nur vereinzelte Anhaltspunkte, wohingegen von den Deutschen die Eingeborenen nicht selten als gleichberechtigte, teils sogar überlegene Jäger beschrieben wurden. Viele kolonisierende und/oder jagende Zeitzeugen hatten das Jagdgebaren Eingeborener, aber auch deren Jagdkulte (Tänze, Jagdopfer etc.) mit Interesse und Respekt aufgenommen, was das Gros jener Zeitzeugen gleichwohl nicht davon abhielt, dem „Neger“ gelegentliche Undiszipliniertheit, Aufsässigkeit, Mangel an Mut und Entschlossenheit, sowie begrenztes Ordnungsverständnis zuzuschreiben.

Aus solch einer Sichtweise heraus resultierte auch nach dem Verlust aller deutschen Kolonien durch die Bestimmungen des Versailler Vertrages die Hierarchie von Weißen und Schwarzen als quasi 'naturgegebener Ordnung der Dinge'. Diese Ordnung drückte beispielsweise auch General v. Lettow-Vorbeck, der Kommandeur der deutschen Schutztruppe in Deutsch-Ostafrika während des ersten Weltkrieges, in seinem Geleitwort zu Gerhard Schelchers⁷⁹ 1938 erschienenen Werk „Porini - Wie ich Deutsch-Ostafrika wiedersah“ folgendermaßen aus:

„Der Eingeborene in all seinen Typen erscheint [noch einmal in dem Werk von Schelcher; d. Verf.]: der Boy, der Askari [schwarzer Soldat; d. Verf.], der Träger. Und wir erhalten einen Einblick, wie meisterhaft dieses Verhältnis von Schwarz und

⁷⁸ Siehe hierzu auch Kap. 4.3.2. Die Ablehnung der Hypothese könnte noch durch die Auseinandersetzung mit weiteren Autoren, die bereits in besagtem Kapitel behandelt wurden, weiter untermauert werden. So sollte beispielsweise auch Bernhard Graf zur Lippe den jagdlichen Fähigkeiten (verschiedene Wildarten unter Einschluss des Großwildes) und dem entsprechenden Brauchtum der Eingeborenen positive Beachtung (Graf zur Lippe 1904, S. 93 f.; vgl. ferner: v. Hassel o.J., S. 23 ff.).

⁷⁹ Schelcher hatte nach eigenen Angaben über ein Jahrzehnt lang Deutsch-Ostafrika in Kriegs- und Friedenszeiten durchstreift; zwischen 1914 und 1918 war er als Offizier im Stab des Generals v. Lettow-Vorbeck tätig.

Weiß, von Diener und Herren, von Gefolgschaft und Führer, von Mann und Frau, von uns Deutschen, als wir noch Kolonien besaßen, geführt wurde (v. Lettow-Vorbeck 1938, S. 7).

Wie leicht eine solche in sich bereits bedenkliche Position in offenen Nationalismus mit rassenideologischer Prägung umschlagen konnte, belegte Schelchers Einführung zu seinen Erinnerungen an Tanganjika und an das in den 1930er Jahren erfolgte Wiedersehen mit dem nunmehr nicht mehr deutscher Kontrolle unterstehenden Territorium: In Deutsch-Ostafrika habe Deutschland bewiesen, „was gewissenhafte Kulturarbeit in einer Generation aus dem spröden Material der eingeborenen Bevölkerung zu formen verstanden habe“ (Schelcher 1938, S. 9 f.). Den Bogen zu rassenideologischen Positionen spannend, wird an gleicher Stelle weiter ausgeführt:

„Uns sind die deutschen Schutzgebiete niemals nur Ausbeutungsobjekte im Interesse einer kleinen Zahl zufällig maßgebender oder besonders rühriger Kapitalistenkreise gewesen. Wir wissen, daß jedes Neuland, das einer Rasse zufällt, v e r p f l i c h t e t, daß Kolonisieren keine kommerzielle, sondern eine völkische Aufgabe ist. Wir sind uns der großen Forderung der Zukunft bewußt, einmal für das alternde Europa mit unserer ungebrochenen Volkskraft auf dem Boden eines größeren Europas einen Jungbrunnen seiner rassistischen, arischen Kräfte zu schaffen. (...) Um dieser großen Zukunftsaufgabe willen soll die Erinnerung an das herrliche Land wach bleiben und die Sehnsucht nach ihm auch in die Seelen der kommenden Generation, die seine Schönheiten nicht kennen gelernt hat, gelegt werden, damit auch sie die Verpflichtung fühlt, diese Gebiete, die einzigen, die noch dem arischen Ausdehnungsdrang offen stehen, mehr und mehr zu deutschem Land zu machen“ (Schelcher 1938, S. 10 f.).

Konsistent mit dieser ideologischen Position erwies sich Schelchers Beschreibung des Großteils der für die deutschen Kolonisatoren tätigen Eingeborenen Deutsch-Ostafrikas - seien es nun Jagd-, Haus- oder Küchen-'Boys' - als eine joviale bis denkbar herablassende.

Bei den Schwarzen des ostafrikanischen Inneren handele es sich um „harmlose und naive Naturkinder“, die „Küstenleute“ seien hingegen oftmals „faul und energielos“ (Schelcher 1938, S. 65 ff.). Allen gemein sei, dass sie sich von der weißen Population als „minderwertige Rasse“ unterscheiden würden (Schelcher 1938, S. 73). Daher sei auch geschlechtlicher Umgang zwischen ihnen und der deutschen Frau in Ostafrika, die „als unnahbare Göttin über dem Gewimmel der Farbigen“ zu residieren habe, absolut inakzeptabel (Schelcher 1938, S. 74). Nach

Schelchers Angaben hatte bis zum Ende des ersten Weltkrieges nicht nur die deutsche, sondern auch die englische Kolonialverwaltung „Gemeinschaft oder gar Ehe zwischen einer Europäerin und einem Farbigen verboten“, während man in den afrikanischen Territorien unter französischer oder portugiesischer Verwaltung „leider in dieser Frage weit nachsichtiger war“ (Schelcher 1938, S. 71 ff.).

Dass allerdings selbst 1939 im Zusammenhang mit einer Rückschau auf die einstige Kolonie Deutsch-Ostafrika nicht nur völkisch-rassenideologische, sondern sehr wohl auch ausgleichende Positionen vertreten wurden, zeigen die mit Großwildjagderinnerungen aus der Tabora-, Kilimandscharo- und Ukawende-Region unterlegten Tagebuchaufzeichnungen des Majors a.D. der Kaiserlichen Schutztruppe, Otto Schloifer.

Obwohl auch seinen Aufzeichnungen die Eigenheit inne wohnt, stereotyp anmutende Klassifizierungen auszusprechen, etwa über die ab und an „aufmüpfigen Neger“ oder die „schlau“ Inder „mit angeborenem Geschäftssinn“ (Schloifer 1939, S. 178 ff.), würdigte er doch die kulturelle Vielfalt der schwarzen Urbevölkerung Deutsch-Ostafrikas, sowie deren Ausdauer, Tapferkeit und Verlässlichkeit als Helfer bei der Großwildjagd⁸⁰. Schloifer wies in seinem im Sommer 1939 - also unmittelbar vor Ausbruch des zweiten Weltkrieges (!) - erschienenen Werk darauf hin, in Deutsch-Ostafrika zahlreiche englische Freunde gefunden zu haben und widmete es „allen meinen treuen Mitarbeitern - den weißen und den schwarzen, den lebenden und den toten - in Dankbarkeit“ [Schloifer 1939, o.S. (Innendeckblatt)].

⁸⁰ Die entsprechenden Passagen, etwa über „Safaris“ in den Jahren 1902/03, enthalten allerdings nur wenig Detailinformationen (Schloifer 1939, S. 38 ff., S. 177 ff.).

4.5 Phasen der Großwildjagd - vom 'Pioneer Hunter' zum 'Settler Hunter'

4.5.1 Vom 'Pioneer Hunter' zum 'Settler Hunter' - die Phasenabfolge nach Steinhart

Nach Steinhart (2001) hatte die koloniale Großwildjagd auch die Funktion, soziale Hierarchien, die in den jeweiligen Heimatländern der Kolonisatoren ins Wanken geraten waren, zu demonstrieren und zu festigen, also gleichsam 'neu auferstehen' zu lassen.

Beispielsweise wurde die in England im Laufe des 19. Jahrhunderts in gesellschaftlicher, intellektueller und nicht zuletzt in wirtschaftlicher Hinsicht tendenziell geschwächte Position mancher (z.B. verarmter) Aristokraten von den Betroffenen in 'wiedererstarkter' Form in den geographisch entfernten Regionen gesucht:⁸¹

„The embourgeoisement of European culture not only drove the gentlemen hunters from their perches atop the rural social hierarchy. By the mid-nineteenth century, it also began to drive many of them out of Europe in search of both game and the kind of deferential rural society for which they pined“ (Steinhart 2001, S. 12).

Um 1895 fanden sich zahlreiche Vertreter der zuvor beschriebenen, primär britischen Aristokratieschicht in Kenia ein, wo sie sich durch einen massiven, vorwiegend aus Gewinnstrebigkeit herrührenden Massenabschuss von Großwild, vor allem von Elefanten, 'auszeichneten'.

Diese frühen ostafrikanischen Großwildjäger, die einen einträglichen Elfenbeinverkauf beziehungsweise -export betrieben, werden in den jagdhistorischen und -soziologischen Untersuchungen von Steinhart als 'Pioneer Hunters' bezeichnet. Neben Profitorientierung und dem psychodynamisch zu begründenden Unterfangen, die in den Heimatländern in der Tendenz verblassende Macht in den Kolonien auszuleben, spielte Abenteuerlust bei diesen Jägern eine nicht zu unterschätzende Rolle. Mithin waren diese

⁸¹ Man kann die Entwicklung in England und Deutschland selbstverständlich nicht ohne weiteres miteinander vergleichen, aber auch in Deutschland war das 'aristokratische Establishment' durch die mit dem Prozess der Industrialisierung einsetzenden Massenkultur und die sozialen Konsequenzen in gewisser Hinsicht gefährdet. Zudem bestand seit der Mitte des 19. bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts in Deutschland ein enormer Anreiz zur Auswanderung, die sich u.a. in die Kolonien 'ergoss' (Johnson und Sainty 1986).

Jagdrepräsentanten bestrebt, ein gewisses Jagdethos aufrecht zu erhalten respektive den per se kaum damit zu vereinbarenden Massenabschuss zu rationalisieren.

Walter 'Karamojo' Bell (1880-1951)⁸², 'Pioneer Hunter' und Autor des 1923 erschienenen Werkes 'The Wanderings of an Elephant Hunter', rechtfertigte beispielsweise seine hohen Abschusszahlen damit, er habe alle Kosten seiner Jagdexpeditionen selbst tragen müssen, sei auf die Gewinne aus dem Elfenbeinverkauf zur Vorbereitung nachfolgender Expeditionen angewiesen gewesen und habe schließlich für die Verpflegung seiner afrikanischen Jagdhelfer mit Fleisch aufzukommen gehabt (vgl. hierzu auch MacKenzie 1988, S. 153).

Ob diese Argumentationslinie einen Abschuss von 210 Elefanten in nur 9 Monaten mit resultierender Ausbeute von über fünf Tonnen Elfenbein (MacKenzie, ebd.) tatsächlich begründen konnte, sei dahin gestellt.

Letztlich dürfte wohl die Gesamtwertung Steinharts, welche die 'Pioneer Hunters' nicht unbedingt in einem vorteilhaften Licht erscheinen lässt, angemessen sein:

„The first type [pioneer hunting; d. Verf.] of hunting which lasted down to the First World War can be termed the primary exploitation of big game. In this era the largely unrestrained group of explorers, traders and pioneer administrators killed animals in prodigious numbers, not to say wantonly. Their purposes varied from providing meat for themselves and their porters (...) to the quest for ivory and valuable trophies animated by both commercial and 'sporting' motives“ (Steinhart 1989, S. 252).

Viele der 'Pioneer Hunters' hatten Ende des 19. Jahrhunderts bereits die südafrikanischen Regionen bejagt - oder besser gesagt: überjagt⁸³ – und fanden sich im Zeitraum um 1895 zunehmend in den jagdlich noch weniger erschlossenen und auch weniger regulierten ostafrikanischen Gebieten ein (s. zu

⁸² Dieser 'nick name' wurde Bell nach dem gleichnamigen Bezirk Karamojo in Uganda, in dem er hauptsächlich jagte, gegeben. – Neben Bell zählten auch Captain Charles H. Stigand, Frederick C. Selous, Abel Chapman, sowie der berühmt-berüchtigte Elefanten-/Elfenbeinjäger Alfred Arkell-Hardwick zu den bekannteren 'Pioneer Hunters'. Diese Jäger hatten, in teils beschönigender bzw. verklärender Weise, ihre Erinnerungen an die ostafrikanischen Jagderlebnisse in seinerzeit viel gelesenen Büchern einer breiten Öffentlichkeit nahe gebracht (s. Literaturverzeichnis).

⁸³ Diese Überjagung muss nicht weiter verwundern, wenn man bedenkt, dass dieser Jägertypus wie erörtert einem „massive slaughter of game“ zugetan war und, sobald auf dem Markt verfügbar, auch „automatic firearms“ und „assault rifles“ nutzte (Steinhart 1989, S. 252).

solch einer mangelnden Regulierung und den daraus erwachsenen Missständen für Deutsch-Ostafrika auch Kap. 3.2.4).

Zu einem beträchtlichen Teil rekrutierte sich die auf Großwildjagd fokussierte Gruppe der 'Pioneer Hunters' aus Abkömmlingen angelsächsisch-aristokratischer Schichten, aber auch aus 'Berufsabenteurern', Missionaren oder Soldaten wie jenem Leutnant Richard Meinertzhagen, der 1904 am Mount Kenya das Riesenwaldschwein für die westliche Zoologie entdeckt hatte (Meinertzhagen 1957).

Bei zusammenfassender Betrachtung lassen sich die damaligen 'Pioneer Hunters' also als durchaus heterogene 'Kohorte', die im Endeffekt die Erschließung Kolonial-Ostafrikas beförderte, kennzeichnen:

„Just as virtually all African men hunted early in the century [19. Jhdt.; d. Verf.], so virtually all the Europeans who came (...) in their capacities as explorers, missionaries, administrators, soldiers or settlers also hunted regularly and sometimes prodigiously. And one must not exclude the considerable numbers of Europeans who came to East Africa (...) exclusively to hunt. Indeed, it is hard to imagine the successful exploration and colonization of East Africa had not the safaris (...) been fed by the leaders' rifles“ (Steinhart 1989, S. 251).

Die Phase der 'Pioneer Hunters' ging spätestens nach dem Ausbruch des ersten Weltkrieges und dem Übergreifen der Kampfhandlungen auch auf die ostafrikanischen Kolonien dem Ende entgegen. Bereits zuvor, etwa seit 1905, war gemäß Steinhart (1989, S. 252) ein anderer Jägertypus vermehrt in Erscheinung getreten, der so genannte 'Settler Hunter'.

Dieser Typus, vertreten zumeist durch sehr wohlhabende und koloniales Land besitzende britische Aristokraten, aber auch durch Buren und andere europäische Einwanderer, war vornehmlich in Britisch-Kenia und weniger in den weiter südlich gelegenen ostafrikanischen Regionen anzutreffen.

Er stand anfangs ein für den Transfer 'aristokratischer', vom Leitbild des 'Gentlemans' geprägter Jagdkonventionen von Europa nach Kenia, nachdem die 'Pioneer Hunters' diesen normativen Vorgaben ja eher wenig abgewinnen konnten:

„Indeed, hunting in particular and sporting activity generally would come to be the chief feature of self-identification of the Kenyan settler elite. To be a leader of society one must be a gentleman and a Kenya gentleman was synonymous with being a hunter [settler hunter; d. Verf.] and sportsman“ (Steinhart 2001, S. 14).

Die bekanntesten Vertreter dieser ‘Settler Hunters’ waren Lord Cranworth (1877-1964) sowie Lord Delamere (1870-1931), Führer der einflussreichen britischen „Colonists’ Association“. Zwar prägten die ‘Settler Hunters’ die ostafrikanische Großwildjagd entscheidend, arbeiteten aber – wie auch Lord Delamere – im Endeffekt auf eine Zurückdrängung der Tierwelt zum Vorteil der kolonialen Landwirtschaftsbetriebe und Ländereien hin:

„Many settlers consciously intended to drive all wild animals from their land as competitors and threats to their expensive imported livestock. Indeed, Lord Delamere himself, as both a leading sportsman and ‘progressive farmer’ set the tone in calling for and executing the elimination of wildlife from his estates“ (Steinhart 1989, S. 252 f.).

‘Settler Hunters’ mit entsprechenden Jagdfertigkeiten waren im Auftrag der britischen Kolonialbehörden mit dem Abschuss von Wild und Großwild betraut, um – im Sinne einer Wildbestandskontrolle – den wirtschaftlichen Nutzwert der angesiedelten Farmen, Plantagen etc. sichern zu helfen⁸⁴:

„‘Game control’ was a principal activity of the colonial Game Department and an essential part of the services provided to settlers. In these control operations, hundreds of animals, especially elephant and rhino, were killed each year to prevent (or to avenge) the destruction of crops and fences on settler farms. With few exceptions, any animal found on private (i.e. settler) land was fair game that could be killed with impunity“ (Steinhart 1989, S. 253).

In der Phase unmittelbar vor dem ersten Weltkrieg hatte sich bei den kenianischen ‘Settler Hunters’ zumindest die Erkenntnis durchgesetzt, dass ein allzu energisches Zurückdrängen des Wildbestandes kontraproduktiv für die eigene wirtschaftliche Situation sein müsse.

Vielmehr versuchte man nun, eine verstärkte Wildbestandsschonung durchzusetzen und bot für europäische und amerikanische ‘Interessenten’ Jagdmöglichkeiten an.

⁸⁴ Vgl. hierzu auch die Beschreibung der jagdlichen Situation in Kenia durch Elspeth Huxley (Biographie, 1930).

Solche Jäger, die sich fast ausschließlich der Großwildjagd widmeten und bei ihrem Tun eher nach der Devise 'Quantität vor Jagdqualität' agierten, verbrachten jedoch zumeist nur eine Zeitspanne von wenigen Wochen in der Kolonie (Steinhart 2001). Diese zahlenmäßig wenigen, dafür aber um so betuchteren Einreisenden führten der Kolonie naturgemäß nicht unerhebliche Geldmittel zu (gleiches gilt für die Kolonie Deutsch-Ostafrika).

Die bereits vor dem ersten Weltkrieg vereinzelt stattfindenden Safaris und mit Prominenten besetzten Jagdexpeditionen, von denen die von Theodore Roosevelt 1909 geführte 'Smithsonian expedition' wohl die höchste Bekanntheit und auch literarischen Niederschlag erlangte (Roosevelt 1910), kamen erst nach Ende des Krieges zur 'vollen Blüte': In den 1920er und 1930er Jahren betätigten sich professionelle, überwiegend ortsansässige Jagdexperten als Organisatoren und Leiter von Jagdexpeditionen und glamourösen 'champagne safaris' beziehungsweise 'hunting parties', welche den Begriff Safari bis zum heutigen Tage mit Attributen wie Luxus, Eleganz (und Geldmitteln in ausreichender Höhe) assoziiert sein lassen (Steinhart 1989, S. 254).

Diese Safariperiode, die primär Britisch-Kenia und weniger die Kolonie Deutsch-Ostafrika erfasste, fand eine sehr rege, teils sogar romantisch anmutende Reflektion in der zeitgenössischen Literatur (vgl. etwa Hemingway 1935, B. Blixen-Finecke 1938).

Auch weibliche Jäger, vor dem ersten Weltkrieg eher selten in Aktion, stellten nunmehr durchaus nichts Ungewöhnliches im ostafrikanischen Jagdgeschehen dar (verwiesen sei in diesem Zusammenhang auf die Baronin Karen Christence Blixen-Finecke, die unter ihrem Schriftstellernamen Tania Blixen in ihren Werken zahlreiche Jagderfahrungen verarbeitete; T. Blixen 1937, 1938).

Ohne den weiteren Untersuchungsergebnissen vorausgreifen zu wollen (s. Kap. 4.5.2), sei bereits an dieser Stelle darauf hingewiesen, dass die von Edward Steinhart primär am Beispiel Kenias dargelegte Phasenabfolge vom 'Pioneer' zum 'Settler Hunter' nebst Zunahme der von einer bestimmten Gesellschaftsschicht bevorzugten Jagdexpeditionen und Safarijagden auch für die Kolonie Deutsch-

Ostafrika in den Jahren zwischen 1890 und 1916 wenigstens in der Grundtendenz Gültigkeit hat.

4.5.2 Vom 'Pioneer Hunter' zum 'Settler Hunter' - Untersuchungsergebnisse am Beispiel Deutsch-Ostafrikas

Um 1900 stellte Deutsch-Ostafrika überwiegend eine Handelskolonie mit vereinzelt Plantagenunternehmen (u.a. Kaffee, Tabak, Kautschuk) dar. Nach den Angaben von Rogge (2000, S. 78) waren im Jahre 1900 von 919 erwachsenen männlichen Europäern in der Kolonie nur 76 als Plantagenleiter, Pflanzler, Ansiedler und Gärtner zu kennzeichnen; bei kaum mehr als der Hälfte dieses Personenkreises dürfte es sich um selbständige Siedler (Farmer) gehandelt haben.⁸⁵

Kurz vor Ausbruch des ersten Weltkrieges war der besagte Personenkreis auf 882 von insgesamt 3536 erwachsenen männlichen Europäern in Deutsch-Ostafrika angewachsen. Etwa ein Viertel der 882 landwirtschaftlich Involvierten waren Nichtdeutsche (Südafrikaner/Buren, Griechen, Österreicher, Engländer, Franzosen, Türken, Italiener).

In allen deutschen Kolonien, besonders aber in Deutsch-Ostafrika, zeigte sich, dass mittellose Angehörige der Arbeiterschaft oder landarme Bauern, die sich wirtschaftlich bessere Verhältnisse in Übersee erhofften, dort als Siedler keine realistische Chance einer nachhaltig gesicherten Existenz haben konnten (vgl. auch Gann und Duignan 1977, S. 149 ff.). Mangel an Informationen über tropengerechte Anbaumethoden, Probleme mit dem Absatz der Agrarerzeugnisse,⁸⁶ aber auch Malariaerkrankungen zerstörten manches dieser

⁸⁵ Nach den Hinweisen von Rogge (2000, S. 176) sowie Koponen (1995, S. 255) bietet sich leider keine Möglichkeit, innerhalb der Gruppe von Plantagenleitern, Pflanzern etc. die 'Farmer' zahlenmäßig genau abzugrenzen (unzureichende Quellenlage, teils nach dem ersten Weltkrieg vernichtete Aktenbestände).

⁸⁶ Die Preisentwicklung für die Erzeugnisse war nur schwer kalkulierbar und teils sogar deflatorisch: Beispielsweise reduzierte sich zwischen dem offiziellen Gründungsjahr Deutsch-Ostafrikas (1891) und 1898 der Kaffeepreis (100 kg, brasilianische Standardbohne) von rund 170 auf 67 Mark, um nach rasantem Zwischenhoch bis 1903 auf den absoluten Tiefpunkt von 53 Mark zu fallen

Siedlungsvorhaben (Tetzlaff 1970, S. 175), so dass solche Siedler in vielen Fällen der Kolonie wieder den Rücken kehrten.

Die Herkunft der weißen, tatsächlich etablierungsfähigen (wenn auch nicht unbedingt auf Nachhaltigkeit bedachten, s.u.) Siedler in Deutsch-Ostafrika sowie deren wirtschaftliche Risikoorientierung gestaltete sich vielmehr folgendermaßen:

„Die Regel war der längere Umweg in die Siedlerwirtschaft. Er führte über den Dienst in der Kolonial-Armee, manchmal auch in der Verwaltung, oder über Angestellten- und Agentenpositionen bei den Handels- und Plantagengesellschaften in die afrikanische Selbständigkeit. Abfindungen, Ersparnisse und Pensionen dienten diesen Menschen, die Land und Leute hinreichend vor Ort kennengelernt zu haben glaubten, nicht selten als finanzielles Rückgrat. Allen Erfahrungen und guten Kontakten zum Trotz mußte der Einstieg in die Farmwirtschaft ein großes Risiko bleiben, denn das Ziel der allermeisten war eben nicht, eine hier langfristige und selbstgenügsame bäuerliche Existenz aufzubauen, sondern möglichst rasch durch die Produktion von cash crops unternehmerischen Gewinn einzufahren. Damit sahen sie sich ähnlichen Schwierigkeiten ausgesetzt wie die Plantagengesellschaften. Doch ungeachtet der größtenteils entmutigenden Erfahrungen setzten die meisten Siedler weitgehend auf die gleichen Anbauprodukte“ [Kaffee, Tabak, Baumwolle, Kautschuk, Getreide; d. Verf.].



Diesem „Umwegs“-Siedlertypus entsprach beispielsweise auch der in Kapitel 4.3.2 bereits genannte Tom Prince, jener in Diensten der Kaiserlichen Schutztruppe für Deutsch-Ostafrika stehende Gatte der Magdalene Prince (geborene von Massow), Sohn eines britischen Kolonialoffiziers (Polizei-Gouverneur in Übersee) und einer deutschen Mutter (Abb. 22).

Abb. 22: Tom Prince - Soldat, Pflanzer, Farmer in Deutsch-Ostafrika

(Paasche 1906, S. 335). Diese Volatilität machte die Planungsgrundlagen mancher Siedler zunichte.

Gemäß der Hinweise von Bald (1970, S. 58 ff.) baute Prince nach seinem Abschied aus dem Militärdienst im Jahre 1901 mit intensiver Unterstützung durch die Kolonialverwaltung in Deutsch-Ostafrika eine Plantagenwirtschaft auf, die er durch Ankäufe umliegender Ländereien Eingeborener zu äußerst niedrigen Preisen ständig erweiterte. Bis 1908 hatte Hauptmann a.D. Prince vor allem im Bereich der Kautschukgewinnung 15 Plantagen erworben, wobei es ihm seine Verbindungen auch zum Berliner Reichskolonialamt ermöglichten, bei der Zuteilung von Arbeitskräften sowie beim Ankauf der Ländereien bevorzugt behandelt zu werden.

Zwischen 1910 und 1913 kollabierten die Kautschukpreise allerdings um 75 Prozent. Diese Entwicklung hatte gravierende Auswirkungen auf viele Plantagenbesitzer und Siedler; selbst Prince konnte sich trotz seiner Reputation und guten Kontakte zu den Kolonialbehörden vor Ort und in Berlin einer Insolvenz (1913) nicht entziehen.

Mithin dürften die Siedler in Deutsch-Ostafrika nicht nur von wirtschaftlichen Beweggründen getrieben worden sein. Rogge (2000, S. 81 f.) arbeitete folgende Motivationsstruktur für diese Personengruppe heraus:

„Beginnen wir mit den Antriebskräften und den Wunschträumen. Anfangs wurde auf das Gewinnstreben der Siedler hingewiesen. Dem ökonomischen Motiv scheinen aber vielfach weitergehende Wünsche vorgelagert gewesen zu sein. Unter ihnen rangierte an erster Stelle wohl das Streben nach Großgrundbesitz. (...) Herr über ausgedehnte Latifundien und eine zahlreiche Landarbeiterschaft zu werden, wird als Wunschbild manchen Siedler stärker angetrieben haben als das Bedürfnis, Geld zu verdienen. Zu dem Ehrgeiz, eine selbständige Existenz aufzubauen, gesellte sich zumeist ein kräftiger Freiheitsdrang, welcher schon in der Entscheidung sich auswies, in den Kolonien sein Glück finden zu wollen. Gehörten somit diejenigen, die den Dienst in der Schutztruppe oder bei großen Kolonialunternehmen wählten, ohnehin nicht zu den bequemen und allzu ängstlichen Naturen, setzte der zweite Schritt, die Gründung des eigenen Siedlerbetriebes, einen charakterlichen Typus voraus, dem es in der Regel an Durchsetzungskraft, Risikolust und Selbstbewußtsein weniger mangelte“.

Gerade Eigenschaften wie Abenteuerlust und Freiheitsdrang (hier auch Drang in die noch unwirtlichen Regionen der Kolonie hinein) bedingten es, dass sich viele der Siedler der Jagd/Großwildjagd zuwandten. Gerade die Großwildjagd dürfte, wie von Steinhart ausgeführt, vor allem bei vielen nach Übersee ausgewanderten Angehörigen aristokratischer Schichten, zu einem guten Teil wie eine

Kompensation in den industrialisierten Heimatländern untergegangener Gesellschafts- oder Handlungsmacht gewirkt haben. Daneben hatte die Jagd natürlich auch rein pragmatische Funktionen, etwa wenn es darum ging, die Pflanzungen zerstörendes Wild zurückzuwerfen.

Das Quellenmaterial gibt zumindest ansatzweise Belege dafür her, dass sich mit der Etablierung von Pflanz-/Siedlerexistenzen auch das Jagdgebaren im Sinne des von Steinhart postulierten 'Settler Hunter' änderte: Grundsätzlich verlagerte sich der Fokus auf die Kultivierung, den Ertrag, und gegebenenfalls auf den Ausbau erworbener Ländereien.

Die Großwildjagd stellte vor diesem Hintergrund eine Notwendigkeit, weniger einen intrinsisch motivierten Selbstzweck (Abenteuer, Risiko) - wie er für einen 'Pioneer Hunter' vorgelegen haben muss - dar (vgl. etwa v. Schellendorff 1900, S. 142 ff., S. 147 ff.). Gleichwohl kamen auch im Siedlerdasein die abenteuerlichen 'Einschläge' (s. auch Kap. 4.6.2) mehr oder minder ausgeprägt zum Zuge:

„Mannigfach sind die Erlebnisse der Jäger und Farmer mit Raubtieren und Großwild. Wenn abends bei Whisky und Bier davon erzählt wird, glaubt der Zuhörer, in die abenteuerlichsten Zeiten Wildwests versetzt zu sein. Unglaublich klingen die Dinge. Wenn auch manches Jägerlatein ist, vieles ist Wahrheit. In bestimmten jung angelegten Pflanzergebieten haben die Farmer zum Teil noch schwer mit dem Großwild zu kämpfen. Elefanten, Nashörner, Büffel, Leoparden und Löwen sind noch in unmittelbarer Nähe der Pflanzungen und brechen oft in sie ein. Ein Farmer dort schoß innerhalb seiner Farm 28 Nashörner. Davon fiel eins, das seinen Hunden gefolgt war, beim Schein der Stallaterne vor der Küchentüre. (...) Bei Moshi, einem Ort am Kilimandjaro, mußte eine starke Elefantenherde offiziell vernichtet werden, da der Schaden, den sie anrichtete, untragbar wurde. (...) Meist gehen die jagdlichen Abenteuer gut aus. Dann und wann aber kommen auch Unglücke vor mit schweren Verwundungen oder tödlichem Ausgang“ (Peiner 1937, S. 32 f.).⁸⁷

In den meisten Fällen war die Jagd der kolonialen Siedler auch integraler Bestandteil des Farmwesens.

So verpflegte der 'typische' Siedler Tanganjikas nach Angabe Klingenberg's (o.J., S. 75) von Zeit zu Zeit seine eingeborenen Arbeiter mit Zebras oder Kuhantilopen

⁸⁷ Hinweis zu Peiner: Dieser Autor verarbeitete Erfahrungen in Tanganjika, die er unter deutscher wie unter britischer Verwaltung gewonnen hatte. Interessanterweise wurden in seiner 1937 erschienenen Publikation der britische Einfluss auf das Territorium sowie die dort angewandten Jagdgesetze sehr positiv dargestellt. Nationalistische Tendenzen, die so häufig in Veröffentlichungen über die 'verlorenen' Kolonien aus der Zeit der Weimarer Republik hineinspielen, fanden sich hier nicht.

und „sparte dadurch, weil er sonst Ochsen schlachten müßte“. Auch das Fleisch für die Farmküche wurde nach dieser Quelle „eigentlich fast ganz und gar im Busch und in der Steppe geschossen“.

Sowohl unter deutscher Kolonialverwaltung wie auch unter britischer Verwaltung als Mandatsgebiet des Völkerbundes existierte stets ein gewisses Spannungsfeld zwischen den Belangen des Wildschutzes und den Bedürfnissen der weißen Farmer, ihre Ländereien zu 'verteidigen':

„The European farmer would, of course, take the law into his own hands were he prevented from killing off game which raided his crops, and no government [Unterstreichung durch den Verf.] could withstand the outcry which would arise were he prevented from doing so. From the alienated land of Kenya and Tanganyika, which forms more or less a solid block of cultivation, the game has retreated, and if areas which are now gazetted as game reserves are found suitable for agricultural development pressure will inevitably be put upon the governments concerned to throw them open for the purpose“ (Sayers 1930, S. 394).

Dieses Spannungsverhältnis zwischen Siedler- und Wildschutzinteressen führte in der Regel aber nicht dazu, dass das Großwild einem unkontrollierten beziehungsweise gesetzeswidrigen, 'unwaidmännischen' Abschuss ausgesetzt wurde.

Vielmehr resultierten, wie bereits in obiger Quelle mit anklingt, die Jagdaktivitäten darin, dass den diversen Arten von Wild das Agrikulturmilieu derart verleidet wurde, dass es sich aus diesen Gebieten immer mehr zurückzog.

Umgekehrt ging die Unfähigkeit zu einem geordneten Siedlerdasein mit dem Status eines 'Settler Hunter' völlig konträr.

So waren an rund 300 Buren, die nach dem erfolglos gebliebenen Widerstand gegen die Briten (1902) eine neue Heimat suchten, in Deutsch-Ostafrika Ländereien zur Bewirtschaftung übergeben worden. Die meisten Buren erwiesen sich jedoch nicht als fähige Farmer, sondern betätigten sich in und außerhalb ihrer Ländereien in der Hauptsache als Großwildjäger, wobei die Wildbestände rücksichtslos dezimiert wurden. Andere suchten sich eine Existenz als Transporteure mit Ochsenkarren, ferner als Viehzüchter und -händler, aufzubauen. Offensichtlich nicht selten Tierbestände von Eingeborenen raubend, gerieten viele Buren in permanenten Konflikt mit der kolonialen Rechtsordnung

(Hassert 1910, S. 285). Ein großer Teil von ihnen verließ Deutsch-Ostafrika wieder.

Ansiedlungen so genannter Reichsdeutscher aus dem Kaukasus sowie deutscher Einwanderer aus Palästina in der Meru-Region (Kilimandscharogebiet) in eigens von der Deutschen Kolonialgesellschaft dafür eingerichteten Dorfanlagen erwiesen sich anfangs als Erfolg versprechend (Rohrbach 1909, S. 265). Der Anbau von Agrarprodukten durch diese Siedler verlief durchaus beachtlich, allerdings war ein entsprechend entwickelter Absatzmarkt in Deutsch-Ostafrika kaum vorhanden.

Auch diesen Projekten war letztlich keine Nachhaltigkeit beschieden: Viele der Siedler kehrten nach wenigen Jahren wieder in ihre Ursprungsgebiete zurück; von den Kaukasusdeutschen ergingen sich etliche in Wilddiebereien, wurden anderweitig straffällig oder vagabundierten umher, und mussten teils zwangsweise wieder außer Landes gebracht werden.

Steinhart (1987, S. 10) wies darauf hin, dass in Britisch-Kenia zwischen 1908 und 1912 der Wildschutz zu Gunsten zweier anderer Ziele zurückgeschraubt worden war: "The licensing and regulation of sport hunters (and their encouragement) and second, the attempt to secure revenue from the control of the production, collection and export of ivory".

Das Zitat verdeutlicht, dass sich in dieser Phase bereits eine Kommerzialisierung auch des nicht unmittelbar in einen landwirtschaftlichen Kontext eingebetteten Jagdgeschehens vollzogen hatte. Die Kommerzialisierung betraf selbstverständlich den Ausbau der Pflanzungen, was zu einem immer stärkeren Rückzug von Tieren aus solchen Gebieten führte.

Die Grundlinie einer solchen Entwicklung, weg von Abenteuererjägern und Entdeckern hin zu verstärkter landwirtschaftlicher Nutzung einer Kolonie (Pflanzungen, Tierzucht), war auch für Deutsch-Ostafrika gegeben.⁸⁸ In jagdlicher Hinsicht bedeutete dies, dass der Großwildjagd immer häufiger pragmatische Funktion zukam (beispielsweise wenn sie von Siedlern zum Schutz ihrer Pflanzungen oder zur Fleischversorgung für die Farmküche und die Farmarbeiter ausgeübt wurde). Mithin gilt es zu bedenken, dass sich die britische

⁸⁸ Diese Entwicklung bedingte es auch, dass die Zahl der Tierärzte in der Kolonie zwischen 1903 und 1914 von 2 auf 22 zunahm (Klatt 1969, S. 47).

Kolonialisierung in Ostafrika im Vergleich zur deutschen auf einen wesentlich längeren Zeitraum und auf ausgedehntere Territorien erstreckte. Für die Ausprägung bestimmter sozialer Subgruppen, wie etwa des klassischen, von Steinhart beschriebenen 'Pioneer Hunter', war insofern auch mehr 'Potential' gegeben. In Deutsch-Ostafrika hingegen, dessen Bewohner, Jäger und Siedler zumeist erst durch die 'Schule' des kolonialen Militärdienstes vor Ort gegangen waren, schien dieser eher individualistische Typ des Pionierjägers, ebenso derjenige des nur temporär jagenden Abenteurers, weniger verbreitet gewesen zu sein.

4.6 Analysebefunde zu weiteren Hauptmotiven und exemplarischen Situationen kolonialer Großwildjagd in Deutsch-Ostafrika

4.6.1 Genuiner Sportsgeist

Situationsangemessene sportliche Ambitionen stellten eine Grundvoraussetzung für die effektive Jagdausübung in Deutsch-Ostafrika dar. Der nicht als übertrieben zu bezeichnende sportliche Ehrgeiz bezog sich auf die Anwendung mühsam erworbener individueller und berufsspezifischer Fähigkeiten wie zum Beispiel Geschicklichkeit, Schnelligkeit, Genauigkeit und Treffsicherheit. Diese Fähigkeiten wurden in der deutsch- und auch englischsprachigen Literatur zur Großwildjagd in Deutsch-Ostafrika als Basis professionellen Jagens thematisiert, wobei in diesem Zusammenhang vor allem die Engländer ausdrücklich die Begriffe 'sport' beziehungsweise 'sportsman' verwendeten.

Die ausgeprägteste 'sportliche' Herausforderung wohnte dabei offensichtlich der Büffeljagd inne:

„The buffalo is generally regarded as the most dangerous of African game, and to the real sportsman, who has also an accurate, quick and confident shot, buffalo hunting in difficult country is nowhere to be surpassed“ (Sayers 1930, S. 400).

In der deutschsprachigen Literatur wurde darauf hingewiesen, dass eine zielgerichtete und den situationsbedingten Erfordernissen der Jagd angepasste „sportliche Veranlagung“ (Arning 1942, S. 67) einer effektiven Jagdausübung durchaus förderlich sei. Dies sei - im Vergleich zur Jagd in europäischen beziehungsweise deutschen Gefilden - umso mehr der Fall, als „mit der zähen Ausdauer und der unglaublichen Widerstandsfähigkeit afrikanischen Wildes“ (Klingenberg o. J. , S. 93) stets gerechnet werden müsse.

Dass die kolonialen Großwildjäger Deutsch-Ostafrikas, die sich eine derartige Sportlichkeit durch intensive Übung mühsam erworben hatten, naturgemäß in Form angemessener Abschusszahlen für ihre Ausdauer und Geschicklichkeit belohnt werden wollten und hierfür auch Stolz empfanden, wurde als 'wohlverdiente' Folge ihrer Begeisterung für das Jagen angesehen. Diese Perspektive lässt sich exemplarisch an Hand folgender Jagdaussage Paul Reichards (1892, S. 412) verdeutlichen:

„Das wird aber den passionierten Jäger nicht abschrecken, und um so größer sind Freude und Stolz, wenn der aufgebotene Scharfsinn und die mühsam erlangte Geschicklichkeit belohnt wird und der träumerisch wiederkäuende Djämälabock [Terminus lässt sich zoologisch nicht eindeutig zuordnen, es könnte sich um eine Unterart der Leierantilopen, eine Sassabyantilope (*Damaliscus lunatus lunatus*) gehandelt haben; d. Verf.] mit gutem Blattschuss im Feuer stürzt, um mit zitternden Läufen zu verenden“.

Aus der zeitgenössischen Literatur geht jedoch ebenfalls hervor, dass sich der sportliche Charakter der Jagd in einigen Fällen wohl verselbständigte und geradezu 'pathologische' Züge annahm. In diesen Fällen dürfte die Jagdausübung den betreffenden Jägern einzig und allein dazu gedient haben, ihre sportlichen Ambitionen exzessiv, teils prahlerisch und in einer gegen die normativen Forderungen der Jagdethik (s. Kap. 3.2.3.3 f.) verstoßenden Art und Weise unter Beweis zu stellen.

Nach der Schilderung Maximilian von Rogisters (1956, S. 147) kam es beispielsweise im deutsch-ostafrikanischen Jagdgeschehen öfter zum „Schießen bei Nacht, besonders mit Hilfe von Scheinwerferlicht“, obwohl diese Form des Schießens auf geblendetes und irritiertes Wild unzulässig war. Weitere Auswüchse stellten - in der späteren britischen Phase Tanganjikas - „Jagden vom Auto aus“ und „wahlloses Krankschießen von Wild“ ohne erfolgte Nachsuche dar (von Rogister 1956, S. 146). In solchen, eine Pervertierung des ursprünglichen

jagdlichen Sportsgeistes ausdrückenden Fällen war den involvierten Jägern offenbar nur an einem unmittelbaren 'Kick' durch den Schießvorgang und dem zu beobachtenden Treffer bei der Kreatur gelegen; eine Herausforderung im Sinne eines Sich-Messens mit dem tierischen Gegner, der sich durch seine Aktivität und Anlagen auch dem Abschuss entziehen konnte, beinhaltete diese Jagdweise kaum.

Der letztlich egoistische und verantwortungslose Charakter der so gearteten, dem Wesen nach 'unsportlichen' Jagdweise war mit rücksichtslosem Verhalten gegenüber Menschen und Tieren verbunden, wobei die Konsequenzen ihres Verhaltens den betreffenden Jägern oftmals gänzlich gleichgültig waren.

Dies wurde von Stentzler (1906, S. 71) in der folgenden Schilderung von Erfahrungen in der Daressalam-Region besonders anschaulich zum Ausdruck gebracht:

„Sonntag nachmittag in die nähere Umgebung einen Ausflug zu machen, war direkt lebensgefährlich, so sausten die Schrote und Geschosse in der Luft herum. Sehr geschadet haben auch die sog. Jagdexpeditionen, deren Teilnehmern es natürlich nur auf möglichst hohe Abschussziffern ankam: 'Après nous le déluge' [nach uns die Sintflut; d.Verf.]“ (Stentzler 1906, S. 71).

Im Übrigen wurden solche egoistischen, den Antipol sportlichen Jagens repräsentierenden Motive in der zeitgenössischen Literatur primär den Kolonisatoren zugeschrieben.

Nach der Einschätzung von Reichard (1892) sollen den afrikanischen Jägern, bei denen - zumindest in der kolonialen Frühphase - die Jagd vorwiegend zur Beschaffung von Subsistenzmitteln diente, derartige Motive fremd gewesen sein. Im Hinblick auf diese Jäger wurde sogar vermutet, dass die Jagd für sie generell keinerlei 'Unterhaltungswert' oder ein Herausforderungspotential bot, sondern lediglich aus harter und gut organisierter Arbeit bestand und somit pragmatisches Alltagshandeln darstellte. Dieser Umstand wurde nicht nur mit der Existenz sichernden Funktion des Jagens bei den Einheimischen begründet, sondern auch mit der zwangsweisen und dauerhaften Erfordernis einer Adaptation an die ostafrikanischen Naturverhältnisse:

„Für den afrikanischen Jäger erfordert die Jagd (...) eine Menge Vorbereitungen. Er betreibt übrigens diese wie alle Jagden durchaus nicht als Sport, sondern als eine Arbeit, und nur um der Beute willen. Wie sollte auch der fortwährend mit der Natur in engster Berührung stehend und mit ihr im Kampfe liegende Wilde gerade in einer

dieser Kampffarten ein Vergnügen finden und als Erholung betrachten, was ihm anderweitig überall als eine Widerwärtigkeit erscheint" (Reichard 1892, S. 425).

Wie an anderer Stelle bereits ausgeführt, wurden von anderen Zeitzeugen der deutsch-ostafrikanischen Jagd aber auch zu Reichards Auffassung diskrepante Meinungen vertreten, nach denen die eingeborenen Jäger durchaus die Jagd mit freudiger Hingabe, im Sinne einer Herausforderung und eines Sich-Messens an intrinsischen Leistungsnormen, betrieben (s. Abschnitt 4.4).

4.6.2 Abenteuerlust und Risikosuche

Während genuiner „Sportsgeist“ in der zeitgenössischen Literatur nur vereinzelt als Hauptmotiv für die Jagd erwähnt wurde und somit eine letztlich eher untergeordnete Rolle einnahm⁸⁹, spiegelte sich das Motiv der Abenteuerlust und der Risikosuche in den Quellen zur deutsch-ostafrikanischen Großwildjagd häufiger wider.

Dies gehäufte Vorkommen entsprechender Passagen macht deutlich, dass ein gewisser Erlebnisdrang und die Suche nach Abenteuern und Gefahren für die betreffenden Jäger einen entscheidenden Faktor bei der Entscheidung zur Ausübung kolonialer Großwildjagd und der daraus abzuleitenden inneren Befriedigung darstellten.

Das Jagdgeschehen in Afrika war generell mit vielen Risiken verbunden und erforderte ein hohes Maß an Einsatzbereitschaft. Dieser Tatsache waren sich die Jäger durchaus bewusst:

„Wer in Afrika jagt, hat trotz der überlegenen Schußwaffen immer noch etwas zu wagen. Es ist das Große an dieser Jagd, daß sie eben noch einen Einsatz fordert. Ob Gewehrjagd oder Kamerajagd – immer ist der Mensch dem Zufall anheimgegeben“ (Peiner 1937, S. 33).

⁸⁹ Zu beachten ist allerdings, dass beide Ebenen - Sportsgeist bzw. die Herausforderung/Prüfung der eigenen Fertigkeiten auf der einen und Abenteuerlust/Risikosuche auf der anderen Seite - fließend ineinander übergehen.

Das Gefahrenpotential der Jagd auf Großwild in Deutsch-Ostafrika wurde von beträchtlichen Teilen der dortigen Jägerschaft als reizvoll empfunden. De Haas (1923, S. 138) brachte dieses Moment auf ausgesprochen lyrische Weise zum Ausdruck: „Was hast du nicht alles noch vor, du Unersättlicher? (...) Aber ewig reizt dich die Gefahr, und nur, wo sie dein Haupt umschwebt, da fühlst du dich wohl!“.

Die Suche nach Jagdabenteuern war, wie bereits im vorstehenden Zitat anklingend, oftmals mit romantischen und verklärten Vorstellungen verbunden. Die koloniale Großwildjagd in Deutsch-Ostafrika und das damit verbundene Durchstreifen der Steppen und Wälder stellte nicht zuletzt einen Versuch dar, sich Jugendträume zu erfüllen und in gewisser Weise der Realität zu entfliehen: „Wer so zum ersten Mal den Zauber eines ungebundenen Lebens (...) spürt, als würden frühere Jugendträume Wirklichkeit, dem erscheint die große, rauschende Welt da draußen fern und unwirklich wie ein wüster Traum“ (Schelcher 1938, S. 81).

Durchlebte Abenteuer und Begegnungen mit Großwild spielten in der Kommunikation der weißen Kolonisatoren Deutsch-Ostafrikas untereinander eine nicht unmaßgebliche Rolle (Peiner 1937, S. 32).

Gemäß Paasche (1907, S. 268) waren solche abenteuerlichen Erzählungen der Jäger in Deutsch-Ostafrika für das Publikum besonders reizvoll, wenn sie ein Maximum an Gefahr beinhalteten. Jedoch findet sich in der Literatur in Bezug auf abenteuerliche Erzählungen auch die Mahnung zu Ausgeglichenheit und sachlicher Nüchternheit, um dem allzu leicht ausufernden 'Jägerlatein' Einhalt zu gebieten (Peiner 1937, S. 30).

Die romantischen Vorstellungen, mit denen das Motiv der Abenteuersuche bei der deutsch-ostafrikanischen Jagd im Allgemeinen und Großwildjagd im Besonderen assoziiert wurde, fanden in der Literatur als Thematisierungen von Freiheit, Einsamkeit (im Sinne von Selbsterfahrung) und Nähe zur unberührten Natur ihren Niederschlag (Klingenberg o. J., S. 81 f.). Peiner verwendete angesichts Unberührtheit der Natur den Begriff „Urwelt“ (Peiner 1937, S. 29).

Auch Kuhnert (1923, S. 1) nannte als eines von mehreren Motiven seiner Exkursionen in Deutsch-Ostafrika den mit „Abenteuerlust und Tatendrang“

verbundenen Wunsch, als Mensch ein integraler Bestandteil dieser unberührten Natur zu sein.

Stellvertretend für viele Textstellen, in denen das Ausleben solcher Vorstellungen als emotional sehr bewegend dargestellt wurde, sei hier zusammenfassend Klingenberg's (o.J., S. 90) enthusiastische Einlassung aufgegriffen: „Wie liebe ich doch dieses Land, wie kann man in ihm starke Eindrücke finden und erjagen (...), es packt den, der Wild, Wald und Wasser liebt“ (Klingenberg o.J., S.90).

Die Risikosuche stand stets in engem Zusammenhang mit der Gefährlichkeit bestimmter Großwildarten.

Als das gefährlichste Großwild überhaupt, dessen Jagd den höchsten Grad an Risikobereitschaft und Tapferkeit erforderte, wurde generell der Büffel eingestuft (s. auch Kap. 3.2.3.1, 4.6.1). Dieser Großwildart wurden von den Jägern nicht nur Eigenschaften wie Stärke und Mut, sondern auch eine gewisse Hinterhältigkeit und Heimtücke nachgesagt, auf die nur die unerschrockensten Jäger angemessen reagieren konnten (Peiner 1937, S. 30). Besonders Büffeljagden wurden daher mit dem Erleben von intensiven Ängsten in Verbindung gebracht und gleichsam als Extremabenteuer geschildert, wobei auch Nicht-heroisches durchaus freimütig zur Sprache kam: „(...) jedem von uns, der das fürchterliche Wild vorher gesehen, war das Herz in die Hose gefallen“ (Rudolf de Haas 1923, S. 34)

Aber auch die Jagdabenteuer mit anderen Großwildarten (Löwen, Nashörner und Elefanten) wurden als sehr Furcht erregend geschildert. Beim Elefanten spielten zweifellos seine überdimensionalen Proportionen, die mit enormer Kraft und Erhabenheit assoziiert wurden, für die Intensität des abenteuerlichen Erlebnisses eine Rolle (Peiner 1937, S. 30).

Hinsichtlich solcher Momente fühlten sich die Jäger oftmals in ihren Gefühlen zwischen langem Herbeisehnen der Gefahrensituation einerseits und Erregung beziehungsweise Angstmomenten bei tatsächlichem Eintreten der Situation andererseits hin- und hergerissen:

„Endlich bin ich in eine Gegend gekommen, in der man wenigstens nachts einen Löwen brüllen hören kann, sage ich mir, und ohne natürlich nicht, daß ich wenige Tage später mitten zwischen ihnen stehen und vor Erregung kaum schießen können soll. Vor Erregung, denn auch der festeste Jäger fühlt sein Herz, wenn er

auf nächste Entfernung von einem Löwen angebrüllt wird" (Klingenberg o. J., S. 83).

Bemerkenswert ist, dass nach Erinnerung von Zeitzeugen aus Deutsch-Ostafrika die dortigen Jäger in der abenteuerlichen Extremsituation Kräfte freisetzen und Leistungen vollbringen konnten, „die man unter normalen Umständen niemals fertig bringen würde" (Schelcher 1938, S. 80). In Folge der Risikosuche konnte so durch die erfolgreiche Bewältigung gefährlicher Situationen eine Steigerung des Selbstvertrauens und eine erhöhte Bereitschaft, sich erneut solchen Situationen siegessicher zu stellen, resultieren.⁹⁰

Aber nicht nur die Gefährlichkeit bestimmter Großwildarten, sondern auch die Herausforderung, sich den Naturgewalten (Hitze, Regenzeiten, Unwetter) zu widersetzen und diese Anstrengungen erfolgreich zu überwinden, wurde von den Jägern gesucht (Schelcher 1938, S. 83). Auf diese Aspekte wird z.T. auch unter Punkt 6 noch eingegangen.

Eine Möglichkeit nicht nur praktizierten Imponierens, sondern auch der späteren Verarbeitung, des nochmaligen Durchlebens von Abenteuern, konnte das Festhalten von Gefahrensituationen auf Photos darstellen, die „einen Teil der Aufregung und Gefahr schildern" (Paasche 1907, S. 250).

4.6.3 Zivilisationsmüdigkeit und Kompensation von Frustrationen im Heimatland

Aus der Analyse der Quellen hinsichtlich der Beweggründe zur Ausübung kolonialer Großwildjagd in Deutsch-Ostafrika ergab sich neben Abenteuerlust und Risikosuche als ein weiteres wichtiges Motiv die Kompensation von im Heimatland empfundenen Frustrationen durch neue Eindrücke in einer völlig fremdartigen Umgebung.

⁹⁰ Auch hier ist wiederum der Übergang dieser Erlebnis- und Verhaltenswelten in den Bereich des Sports, dessen elementares Kennzeichen ja die Steigerung der eigenen körperlich-mental Leistungsfähigkeit in abgrenzbaren Disziplinen ist, als fließend zu charakterisieren.

In ihrer Heimat stießen die späteren Kolonisatoren oft auf Skepsis und Unverständnis, wenn sie den Wunsch nach dem Eindringen in diese andersartige Welt äußerten (Schelcher 1938, S. 9). Rudolf de Haas (1923, S. 137) beispielsweise sprach von seitens der in der Heimat verbliebenen Mitbürger an ihn herangetragenen Vorwürfen, dass ihm „das ruhige Glück der Heimat“ nie genügt habe. Es dürften in diesem Falle als wichtigste Hauptmotive der kolonialen Großwildjagd in Deutsch-Ostafrika sowohl Abenteuerlust als auch eine gewisse Zivilisationsmüdigkeit vorgelegen haben.

Teilweise begegneten die angehenden oder zeitweilig zurückgekehrten Kolonisten im Heimatland bestimmten Vorurteilen der deutschen Jägerschaft, welche in der Phase des deutschen Kaiserreiches gemäß der aktuellen Studie von Theilemann (2004) insgesamt sehr strukturkonservativ geprägt und weitestgehend an die Wilhelminische Gesellschaftsordnung angepasst war, gegenüber der Großwildjagd in der ostafrikanischen Kolonie. Diese drückten sich darin aus, nur die Jagd in den deutschen Wäldern als Inbegriff 'wahrer' Jagdgesinnung zu akzeptieren. Letztlich nur auf Basis eigener Anschauung, durch die eigenen Erfahrungen in Deutsch-Ostafrika sei, wie Paasche (1907, S. 267) anführt, eine solche Fehleinstellung als substanzlos zu entlarven: „(...) dann werden sie [die besagten deutschen Jäger; d. Verf.] fühlen, daß ein lebensfroher Mensch sich auch einer fremden Natur angliedern kann, als sei er in ihr groß geworden, dann wird der deutsche Jäger das Vorurteil aufgeben, die Liebe zum Wild beginne unter den deutschen Kiefern (Paasche 1907, S. 267).

Vielen Kolonisatoren gelang es in Deutsch-Ostafrika sehr gut, kulturelle Gegebenheiten, die in Deutschland als negativ und frustrierend empfunden wurden, durch gegenläufige Impulse auszugleichen.

Solche Gegebenheiten und zivilisatorische Prägungen, deren Abwesenheit in Deutsch-Ostafrika als nachgerade wohltuend erlebt werden konnte, stellten insbesondere mit Hektik und Materialismus verbundene Wertvorstellungen sowie eine starke Abhängigkeit vom aktuellen Zeitgeschehen dar. Besonders aus den Erinnerungen Schelchers (1938, S. 65) geht hervor, dass in dieser Hinsicht in Deutsch-Ostafrika die Kolonisatoren offenkundig nicht jenem Druck wie in der Heimat ausgesetzt waren:

„Die Zeit hatte ihre Macht über den Menschen verloren (...) Sie war nicht mehr das 'money', zu dem sie eine jagende, geldgierige, unersättliche Zivilisation gemacht hatte, sie war das Meer der Ewigkeit, von dem man sich willenlos tragen ließ in der nervenentspannenden Ruhe eines unausweichlichen Schicksals. Was bedeuten schon Stunden und Tage oder Monate, was waren uns die Tagesereignisse der großen hastenden Welt so weit hinter uns, von der uns – Gott sei's gelobt – hier draußen nicht einmal eine Zeitungsnachricht erreichen konnte" (Schelcher 1938 , S. 65).

Das vorstehende Zitat verdeutlicht, dass die im Heimatland empfundene Hektik in Deutsch-Ostafrika durch das Erleben von Zeitlosigkeit des in der Natur auf sich selbst gestellten Menschen respektive Jägers 'ausgeglichen' wurde. Zur Bewältigung der neuartigen Konstellation als Erleichterung, als Entbindung von zivilisatorischen Zwängen, waren selbstverständlich viel Geduld und die Bereitschaft, auf Bequemlichkeit dienlichen materiellen/technischen Errungenschaften auch wirklich verzichten zu wollen, maßgeblich.

Die Kompensation von durch die europäischen Zivilisationsverhältnisse bedingten Frustrationen in Form von Hektik und Materialismus gelang - in einigen Fällen offenbar auf geradezu transzendenzorientierte Art und Weise - durch die einsamen Erlebnisse in der „gewaltigen Urmutter Natur“, die teilweise geheimnisvolle Züge annahm (Schelcher 1938 , S. 65). Solche Erlebnisse konnten die zivilisierte Welt als unbedeutend, als nebensächlich und angesichts der in der Kolonie erlebten Realität des Vergessens wert erscheinen lassen (Schelcher 1938, S. 81).

Der ursprünglichen Natur fühlten sich die deutsch-ostafrikanischen Jäger oft schicksalhaft ausgeliefert, so dass das zweckgerichtete, pragmatisch auf Erfolge abzielende Denken als wichtige zivilisatorische Prägung durch für einen Europäer - bei vordergründiger Betrachtung - fatalistisch anmutende Elemente ersetzt werden konnte.

Dem oftmals als 'kleinlich' empfundenen Denken des Heimatlandes wurde in der Kolonie „stoische Ruhe und Gelassenheit" entgegengesetzt (Schelcher 1938, S. 104). Diese vor dem Erfahrungshorizont in der ostafrikanischen Wildnis entwickelte Gelassenheit bezeichnete Schelcher (1938, S. 91) auch scherzhaft als „das Gefühl philosophischer Wurstigkeit".⁹¹ Durch Verinnerlichung solch einer

⁹¹ Wie sehr Schelcher sich in Deutsch-Ostafrika Gelassenheit und Ruhe bezüglich unabänderlicher Situationen zu eigen gemacht hatte, geht in recht bezeichnender („wurstiger“) Weise auch aus folgender Textstelle hervor: „Je nun, - des Lebens ungemischte Freude ward eben nun mal keinem

afrikanisch-kolonialen Philosophie konnten sich die Jäger von der in ihrem Heimatland wahrgenommenen Last, sich permanent für Zweckdienlichkeit und Erfolge eigenen Handelns messen lassen zu müssen, und damit teils wohl auch verbundenen Selbstvorwürfen, befreien oder zumindest erleichtern.

Auf die für einen Weißen - unabhängig davon, ob dieser als Großwildjäger oder zu anderen Zwecken in Deutsch-Ostafrika weilte - 'beruhigende' Wirkung der Verinnerlichung des von der zivilisatorischen Prägung der deutschen Heimat ganz unterschiedlichen kolonialafrikanischen Denkmodells wies Schelcher (1938, S. 102) am Beispiel eines afrikanischen Ausdrucks (Heizuru) hin, der beinhaltete, dass man sein Schicksal mit gelassener Ergebenheit hinnehmen möge: „Heizuru' ist das unfehlbarste Nervenberuhigungsmittel, das Afrika für den gehetzten Europäer bereit hält, es verbannt jede unfruchtbare Aufregung über einmal Geschehenes und schließt jede Debatte über Dinge, die nun einmal nicht zu ändern sind, unwiderruflich ab".

Diese beruhigende Wirkung war wohl auch der Tatsache zuzuschreiben, dass jene Heizuru-Denkweise eben nicht in reinen Fatalismus und Handlungsunfähigkeit ausuferte, sondern Konzentration auf das Wesentliche beinhaltete. Auf diese Weise wurden selbst extrem schwierige Situationen niemals als ausweglos oder der Verzweiflung wert empfunden:

„Es ist damit nicht etwa ein Zustand der Gleichgültigkeit erreicht, die oberflächlich, anmaßend, schnoddrig macht. Im Gegenteil, wir wischen wie mit einer Handbewegung nur alles Unwesentliche, Kleinliche hinweg, scheiden den Kern von der Schale, und hinter dem 'Heizuru', mit dem wir alle kleinen Unannehmlichkeiten beiseite schieben, steht klar und leuchtend die reine Seele des großen, unergründlichen Afrika" (Schelcher 1938, S. 104).

Auch Maximilian von Rogister war gemäß seiner Erinnerungen von der gelassenen Heiterkeit und der Zufriedenheit der eingeborenen ostafrikanischen Menschen beeindruckt.

Offenbar hatte er eine solche Geisteshaltung in den industrialisierten, auf Absicherung und planbare Versorgung hin orientierten Ländern vermisst:

irdischen zuteil, und ohne einen gewissen Stoizismus kommt man in Afrika nicht zurecht" (Schelcher 1938, S. 91).

„Ob es nicht den Schöpfern der Wohlfahrtsstaaten ein wenig zu denken geben sollte, daß gerade die Menschen, die hier so gefährlich leben, die Schwarzen nämlich, so heiter sind? 'Omnia ex opinione suspensa sunt', fand schon Seneca - auf unsere innere Einstellung kommt es an" (von Rogister 1954, S. 49).

Vor dem Hintergrund der Erfahrungen eines längerfristigen Aufenthaltes in Deutsch-Ostafrika lehnten sich weiße Kolonisatoren aber nicht nur in mancher Hinsicht an die 'philosophische' Grundhaltung der Eingeborenen an, sondern bedachten auch deren religiöse Orientierung mit Respekt. Dabei wurde die urwüchsige Religiosität der Eingeborenen teils durchaus kritisch mit jener in der europäischen Heimat kontrastiert:⁹²

„(...) zurück zu uns Menschenkindern, die sich mit kleinlichen Zänkereien und Wortklaubereien abgeben und meinen, nur in der Auslegung der in Worte gekleideten Gotteslehre dürfte die Wahrheit gesucht werden. Jene schwarzen Naturkinder, deren Religion ihrem Geistesleben, ihren Sitten und Gebräuchen angepaßt ist, befinden sich sicher in glücklicherer Stimmung, als mancher sich weise dünkende Christenlehrer" (Bernhard Graf zur Lippe 1904, S. 94).

Natürlich stellte die beim Durchstreifen der deutsch-ostafrikanischen Landschaften gegebene Notwendigkeit von ausdauerndem Handeln mit bescheidenen Mitteln manchen Europäer, der mit großer körperlicher Anstrengung oder Entbehrungen verbundene Extremsituationen nicht gewohnt war, vor Schwierigkeiten.

Diese Extremsituationen konnten aber nach Meinung von Zeitzeugen auch den Effekt haben, zivilisationsbedingte 'Verweichlichung' überwinden zu helfen. So sprach Schelcher (1938, S. 103) beispielsweise von „Unannehmlichkeiten und Entbehrungen, die der von der Zivilisation ausgekränkelte Europäer zunächst als drückend, ja unerträglich empfindet". Diese Beschwerlichkeiten konnten aber mit der Zeit offenkundig auch durch die Intensität der Naturerlebnisse⁹³ in Deutsch-Ostafrika kompensiert werden: „Aber war es auch beschwerlich, man ward doch

⁹² Auch diese Wesens- und Einstellungsänderung Weißer in Folge ihrer Anschauung afrikanischer Lebensweise und dortigen religiösen Empfindens erfasste natürlich nicht nur manchen Großwildjäger, sondern auch solche Personen, die als Naturforscher, Reiseautoren etc. vor Ort waren.

⁹³ Im Hinblick auf diese Intensität der Naturerlebnisse wurden von vielen der auf dem Tanganjika-Territorium Jagenden die Schönheit der afrikanischen Landschaft und die daraus erwachsenden ästhetisch-emotionalen Eindrücke von den entsprechenden 'heimatlichen' Erlebniswelten deutlich abgegrenzt: „Auch unser heimatlicher Wald ist schön, schöner noch mit seinen Rehen und Hirschen, seinem Herbst und seinem Frühling, aber es hält, es packt nicht so" (Klingenberg o. J., S. 90).

tausendfach entschädigt durch die lebenswarme Nähe der afrikanischen Landschaft" (Schelcher 1938, S. 84).

Damalige Zeitzeugen wie Klingenberg (o.J., S. 86) sahen sich in Deutsch-Ostafrika auf geradezu 'mystisch' anmutende Weise in eine urtümliche, noch nicht von modernen technischen Errungenschaften geprägte Phase zurückversetzt:

„Die ersten Giraffen in freier Wildbahn machen nicht nur auf den Jäger, sondern auf jeden Europäer einen erhabenen Eindruck. Man fühlt sich wie in Urzeiten zurückversetzt. Man empfindet unbeeinflusste Freiheit, die echtste Natur, die große Kluft zwischen ihren Schöpfungen und denen der Menschen“.

Autoren wie etwa Schelcher (1938, S. 68) drückten sogar ihr Bedauern darüber aus, dass die Technik „unheimlich rasch das Gesicht der Erde“ gewandelt habe und auch an Deutsch-Ostafrika nicht vorübergegangen sei.

Gerade das Nichtvorhandensein gewisser technischer Errungenschaften beziehungsweise der Verzicht darauf hätten ein authentisches Verständnis von Deutsch-Ostafrika erst möglich gemacht: „Doch diese 'Safaris' haben uns das Land erst richtig kennen gelernt, haben uns einen Einblick in alle seine Geheimnisse gegeben, wie man ihn vom Fenster des bequemen D-Zugwagens aus niemals erlangen kann" (Schelcher 1938, S. 84).

Es kann kaum verwundern, dass seitens dieses Autors denn auch der in Deutsch-Ostafrika fortschreitende Bahnbau nicht durchweg positiv gesehen wurde, sondern vielmehr in Bezug auf dieses Projekt ein gewisser Zivilisationsüberdruß mit anklang. Der mit dem Bahnbau verbundene Nutzwert war unstrittig und fand Würdigung; dennoch wurde das mit dem Bahnbau verbundene hektische Treiben als Faktor betrachtet, der „die die Seele füllende Ruhe einer naturhaften Harmonie" erheblich gestört habe (Schelcher 1938, S. 82).

Eine vergleichbare Form des Bedauerns über die Technik, welche sich anschickte, immer mehr des 'urwüchsigen' Tanganjikas zurückzudrängen, fand sich auch in den Werken v. Rogisters (1954) sowie Schloifers (1939) verschiedentlich aufgegriffen.

Der Typus des europäischen Großstadtmenschen wurde nicht nur wegen seiner Gebundenheit an die Errungenschaften der Technik von manchen der in Deutsch-Ostafrika lebenden Zeitzeugen als bedauernswert und der Freiheit beraubt

angesehen, sondern auch wegen seiner Abhängigkeit von einem breit gefächerten und oft als unübersichtlich empfundenen System von Regeln, Vorschriften und Gepflogenheiten, welches das Zusammenleben der Massen in den dicht besiedelten Industrieländern regelte. Die in Deutsch-Ostafrika gegebene Unabhängigkeit von „tausend Vorschriften, ohne die nun einmal ein erträgliches Zusammenleben von Tausenden von Menschen nicht denkbar wäre“ (Schelcher 1938, S. 82), empfand man hingegen als 'Erleichterung'.

Den durch die Ballung vieler Menschen auf vergleichsweise engem Raum sich in der Heimat stellenden Verdruss konnte ein Autor wie Schelcher (1938, S. 83) durch eine in Deutsch-Ostafrika erlebte Individualität kompensieren, die bei ihm unverkennbare Glücksgefühle auslöste:

„Der Europäer ist hier, ohne doch im geringsten zum Einsiedler zu werden, eine Einzelpersönlichkeit. Man ist nicht Herdenmensch, nicht einer aus der großen Masse. (...) Vielleicht liegt in diesem Herausgehobensein aus der Masse das tiefe Glücksgefühl mit begründet, das uns immer wieder nach diesem seltsamen Lande zieht“.

Schelcher brachte die im Vergleich zu den europäischen Verhältnissen solitäre, individualistischere Lebensweise gleichwohl in einen Zusammenhang mit dem ihm gegenüber gezeigten positiven Sozialverhalten (Rücksichtnahme, selbstverständliche Hilfsbereitschaft ohne Aufdringlichkeit) der in Deutsch-Ostafrika lebenden Mitmenschen:

„Unvergeßlich auch die hilfsbereite Kameradschaft, die hier auf fernem, einsamen Außenposten die Menschen verband, und die doch, niemals aufdringlich, streng die Grenzen respektierte, die der Einzelne um sein eigenes, persönliches Gebiet abgesteckt hatte“ (Schelcher 1938, S. 83).⁹⁴

Auch ein Zeitzeuge wie Paasche erlebte durch die Individualität seines in Deutsch-Ostafrika geführten Lebens ein unter den Bedingungen der deutschen Heimat nicht mögliches Glücksgefühl, das mit einer gewissen Zivilisationsmüdigkeit und Gleichgültigkeit in Bezug auf die 'restliche' Welt einher ging:

„Ich weiß das; weiß, daß ich ein Glück genieße, wie es mir im Leben nicht reiner wieder begegnen wird. Fern von den Menschen; fern von Neid, Haß und Habgier; von den Schmerzen und der Langeweile, die uns tagein, tagaus verfolgen und peinigen. Alles, was in Städten und Dörfern lebt, was gegen Not und Elend kämpft,

⁹⁴ Das Maß, in welchem solcherlei Gebietsabsteckungen mit Repression der eingeborenen Bevölkerung einher gingen, wurde von diesem Autor letztlich nicht weiter hinterfragt.

und mit ungestillter, unverstandener Sehnsucht ringt, liegt hinter den blauen Bergen dort unten" (Paasche 1907, S. 228).

Nach Besser (1917, S. 23) waren es in ihrem Wesenskern letztlich nicht wirklich definierbare Reize, die den zivilisationsmüden Europäer nach Afrika zogen und dort festhielten. Mithin spielten dabei die Vielzahl der in Deutsch-Ostafrika gegebenen Jagd- und Erlebnismöglichkeiten, die sich von den in der Heimat eingeschränkten Gestaltungsräumen 'wohltuend' unterschieden, eine ganz wesentliche Rolle:

„Ist's die Natur, die den Europäer in Afrika festhält, fragt man sich immer wieder? Die Antwort bleibt man schuldig, weil man sich keine Rechenschaft zu geben vermag, worin eigentlich der Reiz Afrikas liegt. Es ist wohl vieles, was vereint auf den Europäer wirkt und ihn fesselt, daß er stets Sehnsucht nach dem sonnigen Himmel und der großzügigeren Betätigung empfindet..." (Besser 1917, S. 23).

Bei Magdalene Prince allerdings, die ihren Ehemann Tom Prince nach Deutsch-Ostafrika begleitet hatte und dem dortigen, oftmals allzu einfach-robusten Leben große Achtung zollte (s. Kap. 4.3.2), konnten letztlich keine wirklich überzeugenden Anhaltspunkte für Zivilisationsmüdigkeit oder das Vorliegen von zu kompensierenden Frustrationen im Heimatland nachgewiesen werden.

Diese Zeitzeugin äußerte im Gegenteil eine starke, fast schon romantisch verklärte Sehnsucht nach den vertrauten deutschen Landschaften:

„So großartig das Landschaftsbild auch war, es konnte die Erinnerung an unsern deutschen Wald nicht verdrängen (...) In der Tat, das geheimnisvolle Leben und Weben, das Flüstern und Kosen der leicht beweglichen Blätter, das unserem lieben deutschen Laubwald eigen, ist dem Tropenwald fremd. Oberon und Titania, mit ihrer luftigen, luftigen Elfenschar kann ich mir nur im Rauschen unserer Eichen und Buchen oder auf dem Moosteppich unserer dunklen Tannenwälder vorstellen" (Prince 1903, S. 9).

4.6.4 Gewinnstreben

Vereinzelt wurde von den Autoren der zeitgenössischen Literatur auf das Gewinnstreben als nicht zu unterschätzender Beweggrund kolonialer Großwildjagd in Deutsch-Ostafrika eingegangen.

Besonders Paasche (1907) kritisierte heftig die Vorgehensweise der Buren, durch massenhaftes Töten von Rhinozerosen Gewinne erzielen zu wollen. Als

besonders verwerflich bemängelte er die Unverhältnismäßigkeit, dass die Buren dieses Großwild einzig zu dem Zwecke töteten, um die Rhinozeroshörner auszubrechen und anschließend weit unter ihrem realen Wert zu verkaufen. Er ging davon aus, dass selbst 'anfängliche', 'erzogene' Gegner einer solchen Profitfokussierung aufgrund einer gewissen Lethargie das Verhalten der Negativvorbilder bald nachahmen würden:

„Die Buren haben sich durch den leichten Verdienst locken lassen und haben die Nashörner niedergeknallt, wo sie irgend zu erreichen waren. Meist töteten sie die Tiere nur um die Hörner mitzunehmen; für den Preis eines Hasen wird ein solch wertvolles, riesiges Tier getötet! (...) Die weißen Männer sind den natürlichen Schätzen eines Landes gegenüber nicht besser als jene Horden König Etzels. (...) Und wenn von dreien, die hinausgehen, zweie erzogen sind, so wird der dritte, unerzogene, allein imstande sein, zu vernichten. Die andern werden ihm bald helfen, weil ihre Enthaltensamkeit 'doch nichts nutzt'“ (Paasche 1907, S. 270).

Das massenhafte Einfangen von Nashörnern (vorzugsweise von Jungtieren) für die Ausfuhr, wobei in deren Verlauf unverhältnismäßig viele Tiere zu Tode kamen oder wegen Krankheiten während des Überseetransports getötet werden mussten, wurde in der „Denkschrift über die Entwicklung [sic] der Schutzgebiete in Afrika und der Südsee“ (Hrsg.: Deutscher Reichstag 1906/07, S. 38) kritisiert. Dieser Tierfang wurde nach den Angaben in der Denkschrift von Jägern verschiedener Nationalitäten vorgenommen. Die rücksichtslose Vorgehensweise der Kolonisatoren uferte bezüglich des Tierfangs dermaßen aus, dass durch amtliche Maßnahmen (strengere Auslegung bzw. Erweiterung der Jagdschutzverordnung) dem übertriebenen Gewinnstreben Einhalt geboten werden musste (s. auch Kap. 3.2.4).

In einem beträchtlichen Grad erstreckte sich mit der Großwildjagd in Verbindung zu bringendes Gewinnstreben in bezug auf die Vermarktung von Elfenbein (s. Kap. 3.2.4, 3.2.5). Was den Export von Elfenbein nach Europa betraf, so hing der im Laufe des 19. Jahrhunderts kontinuierlich gestiegene europäische Elfenbeinbedarf nicht zuletzt auch mit der von Frankreich ausgegangenen allgemeinen Verbreitung des Billards und des Fortepianos zusammen. Während der europäische Elfenbeinbedarf früherer Jahrhunderte auf Elfenbeinschnitzwaren, Pulverhörner und Waffengriffe beschränkt war, wurde nun massenhaft Elfenbein für Billardbälle und Tastenbeläge benötigt, wobei die kolonialafrikanische Ostküste ein bedeutendes Exportgebiet für Elfenbein nach

Europa darstellte. Die Exportzahlen der afrikanischen Ostküste waren am Ende des 19. Jahrhunderts doppelt so hoch wie die der Westküste (Reichard 1892, S. 435).

Gemäß Reichard (1892, S. 422) war Elfenbein „der treibende Faktor aller großen Unternehmungen“ in Deutsch-Ostafrika, „seien es solche von Europäern, Arabern oder Eingeborenen“.

Dieser Autor befürchtete sogar eine komplette Ausrottung der Elefanten⁹⁵, die seit dem Eindringen europäischer Elfenbeinhändler nur wegen ihrer Zähne massenhaft getötet wurden:

„Heutzutage wird der Elefant wohl nur noch in den unerforschten Ländern im Norden des großen Kongogebietes ausschließlich um seines Fleisches willen gejagt, während man im ganzen übrigen Afrika eifrigst bemüht ist, das edle Wild um seiner Zähne willen auszurotten“ (Reichard 1892, S. 425).

Die gleiche Unverhältnismäßigkeit, die Paasche hinsichtlich des Tötens der Nashörner anprangerte, betraf insofern auch das Töten der Elefanten (Töten von Großwild zum Erzielen von Gewinnen, die mit dem realen 'Wert' der Tiere in keinem vertretbaren Verhältnis standen; bewusstes Inkaufnehmen einer bedrohlichen Reduktion der Bestandszahlen einer Großwildart).

Nach Reichards Auffassung repräsentierten die jährlich getöteten Elefanten, „nutzbar gemacht, eine ganz ungeheure Arbeitskraft und einen ungleich höheren Wert wie das gewonnene Elfenbein, bei welchen die zu seiner Erlangung aufgewendete Mühe in gar keinem Verhältnis zu dem gewonnenen Resultate steht“ (Reichard 1892, S. 447).

Die Beteiligung nicht nur von - teils straffällig werdenden - Buren, anderen Europäern und Eingeborenen, sondern auch deutscher Jäger an primär auf Gewinngenerierung ausgelegter Elefantenjagd (Handel mit Elfenbeinzähnen) auf dem Tanganjika-Territorium geht aus zahlreichen Quellen hervor (vgl. etwa v. Hassel o.J.; Reichard 1892; Paasche 1907; Aktenbestände des Reichskolonialamtes im Bundesarchiv Berlin, Bestandsnummer: 1001-2.8.7, 'Forstwesen. Jagd. Wildschutz. Fischerei', Folgen 7776-7780, 1891 bis Juni

⁹⁵ Bedingt durch die für Deutsch-Ostafrika erlassenen und im Laufe der Kolonisierung des Territoriums fortlaufend verschärften Jagdgesetze, die insbesondere auf den Schutz der Elefantenpopulation abzielten, trat diese von Reichard geäußerte Befürchtung nicht ein (s. auch Kap. 3.2.4 f.).

1915)⁹⁶. Auch in jenen Quellen, in denen Authentisches von mit Fiktion überlagerter Erinnerung nicht eindeutig voneinander zu trennen war, spielte das Motiv der Gewinnerzielung eine maßgebliche Rolle: „Wir waren alle drei schwer bepackt mit Elfenbeinzähnen (...) und unsere Esel, die anfangs das Elfenbein geschleppt hatten, waren im Schlamm stecken geblieben und konnten nicht weiter. So hatten wir die kostbaren Lasten uns selber aufladen müssen" (de Haas 1923, S. 32).

Nach Stentzler (1906, S. 76) konnten ausser den Elefantenzähnen auch die Zähne des Flusspferdes verwertet werden, während dessen Fleisch als ziemlich ungenießbar galt. Eine derartige Verwertung spielte in wirtschaftlicher Hinsicht zwar eine durchaus substantielle Rolle (s. Tab. 2, Kap. 3.2.5), führte aber letztlich nicht zu einer massenhaften Tötung von Flusspferden.

In der „Denkschrift über die Entwicklung der Schutzgebiete in Afrika und der Südsee" (Deutscher Reichstag 1906/07, S. 38) wurde schließlich von einem gehäuft aufgetretenen Einfangen von Gnuälbern und Elenantilopen zu reinen Verkaufszwecken an zoologische Gärten berichtet. Dies, wie auch die Löwen- und Leopardenschüsse, brachten allerdings bei weitem nicht eine solche Wildstandsgefährdung wie die Dezimierung der Elefantenpopulation zwecks Gewinnung des Elfenbeins mit sich.

In der Literatur wurde mithin auch der Verzicht auf maximales Gewinnstreben thematisiert. So äußerte beispielsweise Maximilian von Rogister, aus innerer Überzeugung auf die bei anderen Jägern Deutsch-Ostafrikas beobachtete Praxis, durch den Verkauf von Trophäen Gewinne zu erzielen, verzichtet zu haben. Diese Verweigerung sei in ökonomischer Hinsicht „sicherlich falsch“ gewesen, aber er habe es nie über sich gebracht, eine Ausstellung zu beschicken. Zur Begründung führte der Autor auch an, sich „geniert“ zu haben, „einen Preis zu erhalten, für

⁹⁶ Freude über das erfolgreiche Erlegen eines prächtigen Elefanten und das anschließende Entfernen von dessen Zähnen im Kontext einer zumindest mittelbar vorliegenden Gewinnerwirtschaftung wurde bspw. von Theodor von Hassel wie folgt geschildert, wobei diese Textstelle zugleich bezeichnend für das Verhältnis von weißem Jäger (mit Befehlsgewalt und zugleich ökonomischer Macht ausgestattete Führungsperson) und schwarzem Geführten ist: „Wir erfreuten uns an dem Anblick des Riesen und des Elfenbeins, wohl 200 Pfund schwer. 'Das hast du gut gemacht, Fundi. Fünfzig Rupien erhältst du nachher für deine gute Führung. Ich danke dir'. 'Ja, Herr, ich danke aber auch, Du hast gut geschossen. Es war der einzig mögliche Schuß auf die Schulter, da sein Kopf ganz vom Rüssel verdeckt war'. 'An die Arbeit, Leute, Zähne auslösen!' " (von Hassel o. J., S. 27).

Trophäen, die mir meist so unverdient vor die Büchse gekommen waren" (von Rogister 1954, S. 93).

5. Thematisierung von sozialen Konflikten im Kontext kolonialer Großwildjagd in Deutsch-Ostafrika

5.1 Thematisch relevante Konflikt- und Aggressionsmodelle

Soziale Konflikte und Aggressionen lassen sich an Hand einer beträchtlichen Anzahl sozialwissenschaftlicher Modelle beschreiben und erklären (vgl. etwa Feshbach 1964, Grzelak 1992, Mummendey 1992). Auf einer basalen Unterscheidungsebene wird gemäß Schneider und Schmalt (1981, S. 156) nach folgenden Konfliktarten differenziert:⁹⁷

- Feindselig geprägte Konflikte, bei denen Kontrahenten bewusst eine Schädigung ihres jeweiligen Gegenübers intendieren ('hostility', stark affektiv-impulsive Komponente entsprechender Konflikthandlungen).
- Instrumentell geprägte Konflikte, bei denen aggressives Verhalten gegenüber anderen oder deren Schädigung nicht als affektiver Selbstzweck zu kennzeichnen ist, sondern auf rational begründete Zielvorstellungen (etwa soziale Macht, Eigentumsvorteile) ausgerichtet ist.

Diese grundlegenden Konfliktorientierungen gehen also mit verschiedenen Aggressionsformen einher, wobei die Übergänge zwischen den Orientierungen nicht immer eindeutig bestimmbar sind:

„Hostile aggression may be considered a more 'pure' form of aggression in that injury to the target is the primary purpose, usually resulting from the aggressor's disliking or hating the target. Instrumental aggression still involves intentional injury, but its primary goal is either self-protection or some other goal. (...) To be sure, an aggressive act may sometimes combine hostile and instrumental aggression“ (Raven und Rubin 1983, S. 267 f.).

⁹⁷ Die nachfolgende Unterscheidung wurde auf der Konstruktebene erstmals von Seymour Feshbach vorgenommen (Feshbach 1964, 1970).

Als Beispiel für eine solche 'Mischform' zwischen feindselig und instrumentell geprägten Konflikten kann die so genannte Reziprozitätsaggression angeführt werden, bei der es darum geht, eine als Unrecht wahrgenommene Behandlung durch andere Personen (affektive Komponente, Enttäuschung, Wut) mittels gezielter Aggressionshandlungen gegen diese Personen zu kompensieren (instrumentelle Komponente) (vgl. Mummendey 1992, S. 298 f.). Derartige Reziprozitätsaggressionen spielten - wie in der Folge zu zeigen sein wird - auch für die vorliegende Untersuchung eine nicht unwesentliche Rolle (s. Kap. 5.2).

Versucht man, die Anwendbarkeit und Übertragbarkeit basaler Konfliktcharakterisierungen hinsichtlich jagdbezogener Auseinandersetzungen in Deutsch-Ostafrika zu reflektieren, so kommt angesichts der Tatsache, dass in der Kolonie eine extreme Fragmentierung der Bevölkerung in ethnisch-kultureller Hinsicht vorlag (u.a. weiße Kolonial-'Herren', farbige Eingeborene, arabische Händler- und Kaufmannsschicht), der sozialen Intra- und Inter-Gruppen-Dynamik besondere Bedeutung zu.

Zur Explikation eines hieraus möglicherweise resultierenden Konfliktpotentials erschien vor allem das Gruppen-Konflikt-Modell von Henri Tajfel und Mitarbeitern (Tajfel 1978, Tajfel und Forgas 1981) geeignet.⁹⁸ Dieses Modell beschreibt die Tendenz, die eigene Gruppe zu über- und eine 'Out-group' zu unterschätzen, was sich in Vorurteilen, Diskriminierung und Aggression niederschlagen kann; es knüpft ferner an die Erforschung des Phänomens „Gehorsamkeit“ bzw. seiner Brüchigkeit an. Tajfel geht in seinen Modellvorstellungen davon aus, „daß die Diskriminierung fremder Gruppen ein fast automatischer Prozeß ist, dem unsere ganze Spezies unterliegt - als sei uns die Überzeugung 'einprogrammiert', unsere Gruppe sei besser als andere“ (Forgas 1995, S. 275). Diese geradezu unwillkürliche Wahrnehmungs- und Handlungsverzerrung kann die Erklärung für viele Vorurteile, Diskriminierungen und darin eingebettete Konfliktausbrüche beinhalten:

„Ich brauche nur zu wissen, daß ich zur Gruppe 'a' gehöre und du zur Gruppe 'b', und schon halte ich Gruppe 'a' für die überlegene und verhalte mich entsprechend, denn die Zugehörigkeit zu einer 'überlegenen' Gruppe verleiht uns ein positives

⁹⁸ Der Transfer des Modells auf die hier konkret vorliegende Fragestellung wird in den Folgekapiteln 5.2 und 5.3 vorgenommen.

Identitätsgefühl. Also haben Menschen ein ganz natürliches Interesse daran, die Unterschiede zwischen ihrer Gruppe und anderen möglichst groß erscheinen zu lassen“ (Forgas 1995, S. 275).

Auf der anderen Seite wurden seitens der sozialwissenschaftlichen Forschung auf Basis empirischer Studien auch verschiedene Faktoren extrahiert, die einer Vorurteilshaftigkeit und Konfliktneigung in Intergruppenkonstellationen (etwa unterschiedliche Ethnien) entgegen stehen. Als wegweisend müssen in diesem Zusammenhang die Arbeiten von Carolyn und Muzafer Sherif bezeichnet werden, in denen vor allem auf die Relevanz direkter, unmittelbarer Erfahrungen mit Angehörigen einer 'Out-Group' sowie auf die Rolle nur gemeinsam von Angehörigen verschiedener Bezugsgruppen (hier Ethnien) zu bewältigender Beanspruchungen und Zielstellungen hingewiesen wurde (Sherif und Sherif, 1953; Sherif, 1966; Sherif, 2001).

5.2 Soziale Konflikte: Resultate der Quellenauswertung

In der zeitgenössischen, das deutsch-ostafrikanische Jagdgeschehen betreffenden Literatur fanden sich soziale Konflikte eher selten thematisiert. Dies betrifft insbesondere die Relationen der weißen Jäger untereinander. Den eingeborenen Jagdhelfern unterstellte man zwar eine gewisse Faulheit oder Aufsässigkeit (s. hierzu auch die Abschnitte 4.3, 4.4), jedoch wurde auch die Beziehung zwischen weißen Jägern und diesen Jagdbeteiligten zumeist positiv dargestellt.

Störfaktoren im sozialen Miteinander der weißen Jäger und schwarzen Helfer wurden somit nicht im Sinne von Auseinandersetzungen und Konflikten, sondern oftmals an Hand von Belästigungen, Missverständnissen etc. festgemacht.⁹⁹

So äußerte Paasche anlässlich der Jagd auf einen Rappbock seine Unzufriedenheit mit Jagdhelfern, die in diesem Fall keine sorgfältige Nachsuche

⁹⁹ So schilderte etwa Besser eine 'olfaktorisch' bedingte Unzufriedenheit mit seinem Jagdhelfer, die jedoch keinesfalls den Schluss auf eine vom weißen Jäger ausgehende Antipathie zulässt: „Einigemal war ich schon früher mit Sefu auf die Jagd gegangen, liebte ihn aber nicht sehr, da mir sein durchdringender Körpergeruch unerträglich war, und auf der Fährte war ja mein Platz stets unmittelbar hinter dem Manne, so daß ich den ganzen Duft frisch bekam“ (Besser 1917, S. 46).

betrieben hätten. Wie eingangs angeschnitten, entpuppte sich auch diese konfliktäre Episode bei näherer Betrachtung als aus der Ermangelung von Zuverlässigkeit und jagdlichem Fleiß der Helfer - so zumindest die Sichtweise des Zeitzeugen Paasche - erwachsend:

„Ich war einer Büffelfährte gefolgt und dabei in die Nähe des Lagers gekommen, und hatte keine Lust, den Rappbock selbst zu suchen: deshalb schickte ich einige Askari und Neger hin. Die kamen gegen Abend wieder und sagten, der Bock sei nicht zu finden und setzten hinzu, ich hätte vorbeigeschossen. Das konnte ich nicht auf mir sitzen lassen! So mußte ich denn am nächsten Morgen selbst hinaus (...) Da saßen auch schon Geier auf einem Baume und als ich näher kam, erhoben sich gegen vierzig dieser afrikanischen Totverweiser von einer Stelle, wo mein Bock lag; kaum hundert Meter vom Anschuß: Die Neger waren doch einmal wieder überführt worden, daß ich niemand ausschickte, wenn ich nicht getroffen hatte, und daß sie unzuverlässig arbeiteten" (Paasche 1907, S. 266).

Aber auch unmittelbare Konflikte mit rebellierenden und andere Stämme ebenfalls zum Widerstand gegen die deutsche Kolonialmacht ermunternden Eingeborenen (Wapogoro), die die Jagdausübung indirekt behinderten, indem sie aufgrund ihrer feindlichen Gesinnung eine Gefahr für den Jäger darstellten, wurden von Paasche (1907, S. 171) geschildert. Die 'Konfliktlösung' bestand in solchen Fällen darin, „die Wapogoro zur Unterwerfung treiben und so einen Stamm nach dem andern dem friedlichen Gebiete anschließen“.

Schloifer (1939, S. 177) thematisierte ebenfalls eine Gegebenheit, die auf unmittelbare Konflikte von Jägern, die sich Karawanen angeschlossen hatten, mit Eingeborenen, schließen läßt:

„Wir machten einen kleinen Umweg, um die verrufenen Bewohner von Uha kennenzulernen; diese waren damals noch unglaublich frech; sie hatten zwar einen heillosen Respekt vor der Militärstation, glaubten aber nach Görings [Kommandant der im Nordwesten der Kolonie, im Bereich des nördlichen Tanganjika-Sees, gelegenen Uha-Region; d. Verf.] Abmarsch, es wieder riskieren zu können, Karawanen zu überfallen und Frauen vom Feld weg zu rauben“.

Als Beispiel für eine gemäß Weber (2003, S. 72) geradezu „brutale Lakonie“ im Wechselspiel von jagdlichen Erfordernissen und militärischem Hegemonialstreben kann schließlich stellvertretend für andere Angehörige der Kaiserlichen Schutztruppe Deutsch-Ostafrikas Hauptmann Friedrich Robert von Beringe (1865-1940) angeführt werden. Beringe, der 1902 im vulkanischen Gebirge Ruandas die

nach ihm benannten Berggorillas entdeckte (Gorilla beringei), startete eigenmächtig Strafexpeditionen gegen aufbegehrende Sultanatsangehörige im Norden der Tanganjika-Kolonie, reagierte massiv auf deren Angriffe und antwortete auch im Rahmen von Jagdexpeditionen ebenso drakonisch auf den Widerstand ansässiger Führer gegen eine oktroyierte 'Kooperation':

„Da Katreya [Sultan im Norden der Kolonie; d. Verf.] sich weigerte, mir Verpflegung zu verkaufen, auch ausgesandte Askaris beschoss, so entsandte ich 91 Gewehre, um ihn zu bestrafen. In kleineren Patrouillengefechten wurden die Eingeborenen mit Verlust von 12 Toten zurückgeworfen (...)“ (v. Beringe, zit. nach Weber 2003, S. 72).

Solche wie von Paasche, Schloifer und v. Beringe geschilderten, unmittelbaren Konfliktsituationen weisen letztlich nur einen indirekten Jagdbezug auf (statt der Jäger hätte auch ein beliebiger anderer, die Interessen der deutschen Kolonialverwaltung vertretender Personenkreis involviert sein können).

Diese Konflikte widerspiegeln im Endeffekt eher die Versuche eingeborener Stämme, trotz ihrer militärisch-organisatorischen Unterlegenheit gegen die Kolonisatoren beziehungsweise die von ihnen erlassenen Regelwerke aufzubegehren (resp. „frech“ zu sein). In gewisser Hinsicht findet sich hier die unter Punkt 5.1 thematisierte Reziprozitätsaggression (Wahrnehmung von Unrecht, negativer bis feindseliger Affekt, Kompensationsversuche): Angehörige der angestammten Bevölkerung auf dem Territorium Deutsch-Ostafrikas sahen althergebrachte „Vorrechte (...)“ derart bedroht, daß sie zum Aufstand gegen die deutschen Herren riefen“ (Haupt 1989, S. 14).

Eine ähnliche Tendenz Eingeborener, den Weißen gegenüber latent feindselig zu sein und Respekt vermissen zu lassen, hatte auch Besser (1915, S. 13) wahrgenommen.

Der Autor, der im gleichen Zusammenhang den Betreffenden niedere 'Moral' unterstellte, beschrieb folgende Erlebnisse in einer Dorfanlage der Kissangu [gelegen in einem im Norden Tanganjikas damals bestehenden Sultanat; d. Verf.], von der aus er Jagdausflüge unternahm:

„Fortwährend mußte ich auf den Gruß von Ankommenden 'adje, senga' mit 'adje' antworten. Da ich die Kissangusprache nicht verstand, fragte ich später einen Missionar, was 'adje, senga' eigentlich bedeute. Er antwortete mir kurz 'guten Tag, Rindvieh'. (...) Infolge des engen Zusammenwohnens in den Temben, wo jeder

seinem Nachbar in die Töpfe gucken konnte und eine etwas laute Unterhaltung, nur für engsten Familienkreis bestimmt, bis in die dritte Hütte hörbar war, stand die Moral dieser Neger nicht auf einer hohen Stufe".

Maximilian von Rogister, der in seinen Erinnerungen der Vielfalt der Eingeborenenkulturen Tanganjikas und den dort vorhandenen Jagdfertigkeiten Respekt bekundete, ging gleichwohl von einer permanenten und latenten Gefahr im Umgang zwischen Weißen und Schwarzen aus.

Dieser Autor hatte eine 'prophylaktische' Strategie zur Vermeidung von sprachlichen Verständigungsschwierigkeiten und damit verbundenen sozialen Konflikten entwickelt, die auf eigenen Erfahrungen auch mit Auseinandersetzungen zwischen europäischen Jägern und ihren dunkelhäutigen Jagdhelfern basierte:

„Zwei streiten sich und meinen trotzdem dasselbe. Zwei andere stimmen friedlich überein und meinen in Wirklichkeit das Gegenteil. Und faßt ein Europäer das Ndyo Bwana, das 'Ja Herr' das Schwarzen, gar als Zustimmung auf, wo es oft nichts weiter bedeutet, als daß der Schwarze den Bwana verstanden hat, oder sogar nur, daß er annimmt, daß der Bwana ein Ja erwartete, so ist das Mißverständnis komplett. 'Sieh einen Menschen mehr auf die Faust als auf den Mund', ich bin mit der Beherzigung der alten Lutherschen Mahnung auch in Afrika gut durchgekommen" (von Rogister 1954, S. 37).

Der Schluss auf eine Denk- und Handlungsweise, wie sie dem sozialpsychologischen Modell nach Tajfel entsprechen würde, kann an Hand der Publikationen dieses an kolonialer Großwildjagd in Deutsch-Ostafrika Beteiligten (v. Rogister) gleichwohl nicht abgeleitet werden.

Vielmehr scheint es - durchaus kongruent mit den im Vorkapitel dargelegten Modellvorstellungen von Sherif und Sherif - auch bei zusammenfassender Bewertung der Quellenlage so, als hätte die unmittelbare soziale Interaktion zwischen weißen Jägern und farbigen Jagdhelfern auf beiden Seiten zu einem vertieften Verständnis für einander geführt und in gewisser Hinsicht gegenüber Wahrnehmungs- und Handlungstereotypen 'immunisiert'.

Diese Aussage kann natürlich nicht auf das gesamte Großwildjagdgeschehen im Untersuchungszeitraum generalisiert werden, aber zumindest ansatzweise wird hier durch übergeordnete (Jagd-)Ziele und die gemeinsame Bedrohung (durch Wild, Krankheiten etc.) der Zusammenhalt der Jagdgruppe über interethnische Grenzen hinweg gefördert worden sein. Wie Raven und Rubin (1983, S. 655)

betonen, weist eine solche Konstellation („the use of superordinate goals and common threats“) einen beträchtlichen Stellenwert für die Reduktion von Konflikten zwischen Individuen und Gruppen auf (vgl. hierzu auch Worchel und Norvell 1980).¹⁰⁰

Das in der sozialwissenschaftlichen Literatur geschilderte, konfliktrträgliche ‘bias’ im interethnischen Umgang dürfte sich hingegen eher bei einem Personenkreis niedergeschlagen haben, der einer solchen unmittelbaren Interaktion nicht unterworfen war (s. Folgepunkt 5.3.).

5.3 Konflikt und Gehorsam in den ‘interethnischen’ Beziehungen: Versuch eines Fazits

Sieht man - im jagdlichen Kontext - von jenen Fällen ab, in denen farbige Helfer in stereotyper Weise von Weißen als dumm, faul oder aufsässig charakterisiert wurden, so herrschte im Umgang zwischen Eingeborenen und Repräsentanten der weißen Kolonialmacht in Deutsch-Ostafrika kein unverträgliches beziehungsweise von Feindseligkeiten geprägtes Klima.

Gleichwohl lassen sich auf Seiten der Weißen ‘joviale’, vom Anspruch kultureller Überlegenheit geprägte Charakterisierungen in vielen der vorliegenden Quellen nachweisen.

Solch eine joviale Charakterisierung der Eingeborenen-‘Out-group’ als homogene, von der eigenen ‘In-group’¹⁰¹ strikt abzugrenzenden Masse wohnt, um eine exemplarische Quelle heran zu ziehen, über weite Strecken den Lebenserinnerungen des Karl Werner von Brandis inne. v. Brandis, der nach eigenen Angaben einer Familie von „Militaristen reinsten Wassers“ entstammte (v. Brandis 1991, S. 1), hatte in Kamerun und Deutsch-Ostafrika als Pflanzer und Verwandter von dort stationierten Mitgliedern der Schutztruppe Erfahrungen

¹⁰⁰ Selbstverständlich lässt sich hier auch die sog. Kontakthypothese¹⁰¹ anführen, die - allgemein formuliert - unterstellt, „daß Kontakt zwischen Mitgliedern verschiedener Gruppen oder Ethnien unter entsprechenden Bedingungen [z.B. gemeinsame Anstrengungen und Ziele; d. Verf.] Vorurteile und Feindseligkeit zwischen Gruppen reduziert“ (Brown 1992, S. 411 f.).

¹⁰¹ Es wird hier auf die Terminologie Tajfels zurückgegriffen (s. Kap. 5.1).

gesammelt. Eine enge Interaktion mit der angestammten Bevölkerung unter Bedingungen geteilter Bedrohung lässt sich in seinen Erinnerungen nicht nachweisen. Der Wahrnehmungsrahmen, mit dem dieser Zeitzeuge auf das Gros der „Neger“ abstellt, weist jenen folgende Attribute zu: Unfähigkeit bis hin zur Kindlichkeit, Anhänglichkeit, zumeist Gehorsam, teils auch Unterwürfigkeit.

Bezeichnend für diesen Wahrnehmungsrahmen ist eine Episode, in der v. Brandis - als der weiße und überlegene Europäer - in der Nähe eines Gewässers siedelnde Eingeborene¹⁰² von einem gefürchteten alten Krokodil, dem dort mancher Dorfbewohner im Laufe der Jahre zum Opfer gefallen sei, durch gezielten Abschuss aus einem Boot heraus 'erlöste':

„‘You hit him [das Krokodil; d. Verf.], Massa, you hit him!’ (...) Vom Ufer her kamen Dankesrufe, die Sprechtrommeln wurden gerührt, und wo wir hinkamen ertönte das Händeklatschen und der Ruf: ‘Thank you, Massa, thank you, Massa!’ Ich war froh, dass ich in diesem Falle den Racheengel habe spielen dürfen“ (v. Brandis 1991, S. 36 f.).

Interessanterweise wollten sich manche deutsche Kolonisatoren Deutsch-Ostafrikas von anderen Kolonisatoren - und hierbei insbesondere von den Engländern - abgrenzen, die hierdurch den Stellenwert einer 'Out-group' zugewiesen bekamen. Hervor gehoben wurde in diesem Zusammenhang der Umgang mit Eingeborenen seitens der weißen Mitglieder der Kaiserlichen Schutztruppe.

Auch v. Lettow-Vorbeck, der letzte Kommandant der Schutztruppe Deutsch-Ostafrikas, vertrat eine solche Position in seinem 1957 erschienenen Buch „Mein Leben“ im Zusammenhang mit einem Besuch in der früheren Kolonie acht Jahre nach Ende des zweiten Weltkrieges:

„Wir Deutschen dürfen sagen, daß wir die Eingeborenen richtig behandelt haben, und daß diese uns das mit großer Anhänglichkeit auch jetzt noch lohnen. (...) In Daressalam wollten mich die alten Askari begrüßen - (1953) -. Als ich nachmittags auf den Eingeborenenmarkt kam, war er gedrängt voll, wohl vierhundert. Sie hatten alle Tränen in den Augen und bedeckten meine Hände mit Küssen. (...) Die Askari hatten die ganze Nacht durch bei ihren Feuern über den Besuch gesprochen und immer wieder betont, daß ich jedem Askari die Hand gegeben hätte. Die Engländer tun das nicht“ (v. Lettow-Vorbeck, zit. gemäß Haupt 1989, S. 9).

Eine solche Schilderung kontrastiert mit den teilweise im jagdlichen Kontext vorgefundenen Berichten über den vorgeblichen Ungehorsam und die

¹⁰² Keine genaue Ortsangabe; aus dem Gesamtzusammenhang der Schilderung ist zu schließen, dass sich die Episode im Nordosten Tanganjikas zugetragen haben muss.

Aufsässigkeit Eingeborener (s. Kap. 5.2). Möglicherweise beeinflusste auch hier die einst gemeinsam ertragene beziehungsweise bewältigte Bedrohung (Kampf) unter den Bedingungen der kriegerischen Auseinandersetzungen in der Kolonie während des ersten Weltkrieges die Wahrnehmung und soziale Bewertung.

Auf der anderen Seite ist es nicht auszuschließen, dass sich in solchen Erinnerungen ein gewisses 'Wunschdenken', das die Ergebenheit der Eingeborenen in einer verzerrten Weise darstellte, widerspiegelte. Für eine solche Hypothese würde sprechen, dass gemäß der sehr differenzierten Berichte von Haupt (1989) über die Kämpfe in den deutsch-afrikanischen Kolonien immer wieder das Überlaufen eingeborener Mitglieder deutscher Truppenverbände zum Gegner oder Geheimnisverrat, also das Gegenteil von Ergebenheit, verzeichnet werden musste.

6. Jagdprobleme und Sondersituationen

Bei den nachfolgenden Ausführungen handelt es sich um eine „abrundende“ Sammlung von Detailspekten zur Großwildjagd in Deutsch-Ostafrika, um das dortige Jagdgeschehen und insbesondere die damit verbundenen Probleme und Belastungen besser verstehen zu können. Die hermeneutische Herangehensweise kommt hier insofern weniger zum Tragen.

Als die deutsch-ostafrikanische Jagd in hohem Maße erschwerender Faktor wurden in der zeitgenössischen Literatur häufig klimatische Einflüsse (Regenzeiten, starke Gewitter, Hitze etc.) angesehen. Bezeichnenderweise sprach Maximilian von Rogister im Zusammenhang mit diesen Einflüssen von „Naturhindernissen“ (von Rogister 1954, S. 139).

Der länger anhaltende, oft sintflutartige Regen führte nicht nur zu einer gesundheitsgefährdenden Durchnässung der Jäger, sondern auch zu einem erschwerten Vorwärtskommen und zu einer die Spurensuche des Wildes (resp. „Fährtenuche“) fast unmöglich machenden Durchweichung der Erde:

„(...) und bald kam er wie Bindfäden herab, uns gründlich durchweichend. Beim Bergaufsteigen rieselte das auf dem Hang zu Tal fließende Wasser so stark, daß

es mir bis an die Schnürlöcher über die Stiefelspitzen strömte. Wir hätten die Fährte nicht halten können bei einem Wild, das in dem vom Regen aufgeweichten Boden weniger tief eingetreten wäre (...) und fortwährend glitt einer oder der andere auf der durchweichten Erde aus und fiel hin" (Besser 1917, S. 22).

Auch Consten, der [in der Usambara-Region; d. Verf.] mit seinem schwarzen Jagdhelfer Ngombe in ein starkes Gewitter geraten war, berichtete von Beschwernissen und Gefahren beim Vorwärtskommen in der durchweichten Erde. Dabei stellte sich offenbar die lebensgefährliche Situation, von den Wassermassen erfasst und fortgerissen zu werden:

„Im zackigen Blitzlicht sucht Ngombe die Lagerrichtung. Mühsam nur stapfen wir vorwärts. Das Wasser spült uns schon längst über die Füße (...) so sinken wir doch in den saugenden, schmierigen, glitschigen, glatten Lehm Boden, stürzen in Rinnen und Wasserlöcher. Sorgsam meiden wir jedes tobende Rinnsal, denn da hilft auch die beste Schwimmkunst dem kühnsten Schwimmer nicht. Die tosende Strömung reißt und spült alles weg (...) Verfluchte schmutzige Flut! Wie das gurgelt, wie das zieht, wie das saugt! Nur jetzt nicht müde werden! Vorwärts! Jetzt mit aller Kraft gegen die neu anjagenden Wellen gestemmt! Wir arbeiten, daß uns der Schweiß mit dem Regen vermischt am Leibe herunterläuft. Weiter, nur weiter!" (Consten 1926, S. 149 f.).

Schloifer (1939, S. 180) erinnerte sich seiner Teilnahme an einem Karawanenzug zu jagdlichen Erkundungszwecken im Nordwesten der Kolonie (Einzugsgebiet des nördlichen Tanganjika-Sees, Ukawenda), bei dem es zu einem derartig starken und schnellen Anschwellen der Flüsse und Bäche infolge eines plötzlich einsetzenden Regens kam, dass die unter normalen Umständen passablen Flußläufe nur mit großem Risiko und starker Verzögerung von der Karawane überquert werden konnten.

Paasche empfand ein generelles „Mißvergnügen über die Unbequemlichkeiten der Regenzeit" in Deutsch-Ostafrika (Paasche 1907, S. 183). Er wurde nach seiner Schilderung bei einer Jagd im Buschwald mit einem Unteroffizier völlig unvorbereitet durch einen sintflutartigen Regen gestört, der ihm als Europäer völlig unbekannt war. Seine in Kisten verstauten Habseligkeiten, die er während der Jagd mit sich führte, wurden durchweicht. Bei diesem Regen konnte sein Reittier nicht mehr vorwärts kommen, so dass er es auf der Jagd zurücklassen und verenden lassen musste (Paasche 1907, S. 183).

Bernhard Graf zur Lippe (1904, S. 137 f.) berichtete ebenfalls davon, wie sehr der tropische Regen auch für die während der Jagd [in der Nähe des Mariwe-Sees; d. Verf.] mitgeführten Tiere eine starke Belastung darstellte:

"Der Erdboden ist in einen großen Sumpf verwandelt. Die armen Maultiere treten fußtief ein. In den Tälern fließt Wasser, die Flüsse sind angeschwollen. Wir müssen hindurch, die Maultiere versinken bisweilen bis zum Rücken darin (...) Wir waren fast ausschließlich in fußhohem Wasser und Sumpf marschiert, in dem die Maultiere stecken blieben".

Auf der anderen Seite wurde auch die Jagd bei tropischer Hitze in den regenfreien Zeiten, die überwiegend in Deutsch-Ostafrika herrschten (s. Kap. 3.1.2.3), als „äußerst anstrengend und erschöpfend“ (Stentzler, S. 77) charakterisiert.

Jagdunternehmungen bei Temperaturen um die 40 Grad Celsius empfanden manche Zeitzeugen als „fast unerträglich“ (Graf zur Lippe 1904, S. 140). Consten (1926, S. 136) nahm die andauernde Trockenzeit als besonders erschöpfend für Mensch und Tier wahr: „Kein Tropfen des köstlichen Naß fällt auf die durstende, harrende Erde. Erschöpft sind vom verlangenden Warten Land, Tier und Mensch. Gluttag... Glutofen über, unter und um uns...“.

In der Steppenlandschaft kam es in Zusammenhang mit der tropischen Hitze auch zu Vegetationsbränden, die zu einer panikartigen Flucht des Wildes führten. Wenn auch Jäger und zumindest das Großwild in den meisten Fällen nicht durch das Feuer in unmittelbare Lebensgefahr gerieten, so waren diese Situationen dennoch immer mit Beschwerden und einer gesundheitlichen Gefährdung - so zum Beispiel durch das Einatmen von Rauch über einen längeren Zeitraum - verbunden.

Solch eine Erfahrung schilderte v. Rogister, der zusammen mit dem Sohn Rolf der Frau Margarete Trappe (s. Kap. 4.3.2) in der Meru-Region im Kilimandscharo-Gebiet jagte, in sehr anschaulichen Worten:

„Unser Weiterpürschen wurde durch Gras- und Buschbrände erschwert. Die Steppe brennt! In unheimlicher Geschwindigkeit braust, vom Sturm gepeitscht, das Feuer über die Ebene. Alles rennt und flüchtet. Zu Hunderten, zu Tausenden flieht das Wild, soweit es nicht schon ein Opfer der Flammen geworden ist. Löwen und Leoparden jagen mitten zwischen Antilopenherden dahin, alle Feindschaft ist vergessen, das Grauen in den Augen, in wilder Panik, rasen alle davon. (...) Wenn nun aber auch für Menschen und Großwild kaum Gefahr von dem Feuer droht, ein reines Vergnügen ist das Laufen durch den Rauch auch wieder nicht, und so gaben Rolf und ich unsere Pürsch vorzeitig auf“ (von Rogister 1954, S. 164 f.).

Eine weitere, bei Jagdexkursionen in den deutsch-ostafrikanischen Gebirgslandschaften gegebene Gefährdung stellte plötzlich auftretender Steinschlag dar. Consten, der mit seinem deutschen Begleiter das Handejigebirge [Usambara-Region, im Nordosten Tanganjikas; d. Verf.] durchquerte, machte eine solche Erfahrung auf dramatische Weise:

„Mit meinem Jagdgenossen Harnisch [seines Zeichens auch Angehöriger der Kaiserlichen Schutztruppe; d. Verf.] steige ich von der steilen Wand des Handejigebirges in das Luengeratal. (...) Leise zittern plötzlich die Felswände. Steine stürzen ab, pfeifen mit Donnergepolter ununterbrochen um uns herum. Da krieche ich in wilder Todesnot hinein in eine sich öffnende Höhle. Suche hier Schutz gegen mordenden Steinschlag. Es dröhnt und kracht und rollt und rollt!“ (Consten 1926, S. 152).

Ausser klimatischen Einflüssen und aus der Topographie des Geländes erwachsenden Einflüssen wie etwa Steinschlag konnte auch die afrikanische Flora zuweilen der Jagdausübung sehr hinderlich sein.

Beispielsweise führte das Warten auf Wild inmitten von Dornengebüsch, dessen Einzugsbereiche ja vor allem die Nashörner bevorzugten, zu Verzögerungen und zog unangenehme und schmerzhaft Folgen nach sich:

„So stehen wir auch jetzt wieder zwischen verworrenem Stachelgebüsch mit fingerlangen, gekrümmten Hakendornen. (...) Ich fliege in die Dornen. Ich fühle, wie mich die Dornen fassen und festhaken – 'Warteeinbißchen' heißen die Dornen (...) Brrrrr! Jetzt merke ich erst, daß mein getreuer Massai und ich eine entfernte Ähnlichkeit mit einem Igel haben. Hände, Gesicht, Hals, Brust, Rücken und alles übrige sind zerschrammt, zerrissen, zerschlitzt. Das Blut dringt durch meinen zerfetzten Khakianzug, färbt dort dunkle Punkte, während der rote Saft bei Freund Ngombe in feinen Rinnen am nackten Bronzekörper niederrieselt. Bei jeder Bewegung schmerzen steckengebliebene und abgebrochene lange Dornen. (...) die spitzen, braunroten Dornenquälgeister werden mit dem Messer herausgezogen“ (Consten 1926, S. 144 f.).

Stentzler (1906, S. 77) berichtete von ähnlichen Beschwerden der Nashornjagd inmitten von Dornengebüsch. Hierbei handelte es sich allerdings um die Verfolgung des Großwildes: „Da das Nashorn sich bei Tage mit Vorliebe in dichtem Busch aufhält, war das Folgen zeitweise außerordentlich mühsam. Oft mußten wir eine Stunde und darüber auf Händen und Füßen unter dem Dornenbusch durchkriechen oder uns mit dem Buschmesser den Weg bahnen“.

Neben Dornen, Disteln, Kletten etc., die den in Deutsch-Ostafrika Jagenden zuweilen wie eine Heimsuchung erschienen, konnten auch fremdartige Pflanzen gefährliche beziehungsweise höchst unangenehme Erfahrungen bereiten.

So berichtete Reichard (1892, S. 404) von einem durch die reizvolle purpurbraune Schote einer in Europa unbekanntem afrikanischen Schlingpflanze, die während einer Jagd aus Neugier abgerissen wurde, verursachten starken Brennen auf der Haut: „(...) in seiner Hand aber bleibt der samtartige Überzug der Schote und verursacht ein furchtbar brennendes Jucken. Während der Jäger bemüht ist, sich von dem peinigenden Brennen zu befreien, beginnt plötzlich die Haut des ganzen Körpers rasend zu jucken“.

Vermutlich handelte es sich im geschilderten Fall um ein extrem wirksames Allergen oder auch um ein diffusionsfähiges Nervengift, dessen Toxizität sofort alle Hautrezeptoren zur (inflammatorischen) Überreaktion brachte.

Bei Aufhalten im Lager wurde die Nachtruhe der Jäger gelegentlich von Scharen angriffslustiger Ratten gestört (Graf zur Lippe 1904, S. 110).

Jäger oder Jagdhelfer konnten ferner von mehr oder minder gefährlichen Schlangen gebissen werden, was das sofortige Aussaugen der Bisswunde erforderte; als zusätzliche Versorgung wurde das „Einbrennen in die Wunde mit einem schnell glühend gemachten Taschenmesser“ praktiziert (Graf zur Lippe 1904, S. 134).

Nach Bessers Angaben (1915, S. 27) konnten größere, durch Prankenschläge verursachte Wunden direkt während der Jagd nach vorheriger Desinfektion mit den vorhandenen Utensilien genäht werden, worauf im Regelfall auch rasch Heilung eintrat.

Als übler erwiesen sich jedoch kleinere Wunden, „wo die Krallen eingeschlagen worden waren und nur ein kleines Stückchen Fleisch heraushing. Diese Wunden heilten äußerlich rasch zu, innen bildete sich aber meist ein langwieriger Eiterprozeß und Zellgewebsentzündung“ (Besser 1915, S. 27). Die Betroffenen entwickelten, durch die Entzündungsprozesse bedingt, meist einen rasenden Durst auf möglichst kaltes Wasser.

Selbstverständlich konnte auch hier nur sorgfältig abgekochtes Wasser verwendet werden; nicht abgekochtes Frischwasser, das ohnehin das Risiko einer

Diphtherieerkrankung in sich barg, hätte gerade bei diesen Betroffenen den Zustand noch weiter verschlimmert (Paasche 1907, S. 195).

Ein wahre Plage für Jeden, der als Jäger oder Expeditionsteilnehmer Buschwerk und Steppe Deutsch-Ostafrikas durchquerte, stellten Insekten, namentlich Moskitos und Ameisen, dar:

"(...) tausende von Moskitos umsummen den Armen und zerstechen ihn. Zuletzt noch stößt er an einen schenkeldicken Stamm, an dessen Ästen ein Nest jener roten Ameisen hängt, welche die Schwarzen Maji moto (heißes Wasser) nennen. Wie richtig die Bezeichnung ist, beweisen sofort einige der wütenden Insekten, welche sich auf den Jäger hatten fallen lassen und ihm dann ihren scharfen Saft unter die Haut spritzen, das Gefühl verursachend, als sei man wirklich mit heißem Wasser übergossen" (Reichard 1892, S. 405).

Eine regelrechte Attacke der gefürchteten afrikanischen Ameisen auf ein Jagdlager erlebte auch Bernhard Graf zur Lippe (1904, S. 107). Seine Schilderung lässt den Unbill des Geschehens erahnen:

„Gegen ½ 12 Uhr nachts wurde das Lager plötzlich von Ameisen überfallen – jener Wanderameise, die zu vielen Millionen eine 3 bis 4 cm breite, mehr als kilometerlange Reihe bildend, beständig wandern (...). Jedenfalls entstand plötzlich großes Geschrei im Lager und überall sah man die nackten hüpfenden Gestalten unserer Leute, die unter Kratzen und Jucken das Feuer zu unterhalten suchten – das einzig wirksame Mittel, um sich gegen derartige Angriffe zu schützen, und selbst dieses schlägt bisweilen fehl. Bis gegen 2 Uhr nachts setzten die wütenden Ameisen ihren Angriff fort, indem sie (...) kolonnenweise vorgingen“.

Weitere störende bis hoch gefährliche Insektenarten Deutsch-Ostafrikas stellten Sandflöhe (s. Kap. 3.2.3.1), Termiten, Schaben (bis zu 8 cm lange Kakerlaken), Skorpione, bestimmte Fliegenarten¹⁰³, sowie die das gefährliche Rückfallfieber übertragenden und infolge ihres Bisses beim Menschen schwere Hautentzündungen auslösenden Zecken dar (Graf zur Lippe 1904, S. 119;

¹⁰³ Als problematisch anzusehen war die Ansteckung mit einer von der Tsetsefliege übertragenen Krankheit (sog. „Schlafkrankheit“), die in mehreren afrikanischen Jagdgebieten epidemieartig auftrat und behördliche Kontrollmaßnahmen notwendig machte (v. Rogister 1954, S. 171). Die epidemieartige Ausbreitung dieser Menschen und Viehherden sowie Pferde befallenden Krankheit resultierte aus einer starken Vermehrung der Tsetsefliegen im beginnenden 20. Jahrhundert. Dies geht aus der Denkschrift über die Entwicklung der Schutzgebiete in Afrika und der Südsee (1906/07, S. 40) hervor, in der darüber berichtet wurde, „daß auch die Tsetsefliege im Laufe des letzten Jahrzehnts ihre Wanderungen in immer neue Gebiete ausgedehnt und zahlreiche einst von ihr freie Wege sich erobert hat“. Zur Bekämpfung der Tsetsefliege wurde von behördlicher Seite auch die Zurückdrängung verschiedener, als Zwischenwirt dienender Wildarten praktiziert.

Paasche 1907, S. 265; Schloifer 1939, S. 179). Diese Tiere beinhalteten für Teilnehmer an Jagdexkursionen als auch für die in den Militärstationen und Kolonialstützpunkten Deutsch-Ostafrikas Ansässigen gleichermaßen eine erhebliche Gefährdung.

Insekten waren vor allem bei der weißen deutsch-ostafrikanischen Bevölkerung und Jägerschaft gefürchtet. Auf Grund ihrer Eigenschaft, schwere Krankheiten zu übertragen, hielt Maximilian von Rogister im Vergleich zu den anderen Spezies diese Tierart sogar für die tückischste:

„Spricht man aber schon von der Gefährlichkeit afrikanischer Tiere überhaupt, so treten alle Tiere weit hinter die Insekten zurück, hinter die Amophelesmücke, die die Malaria, die Aedesmücke, die das Gelbfieber überträgt, hinter Tsetsefliegen, die die Schlafkrankheit bringen, hinter Fliegen und Zecken und Flöhe, die, ohne daß man sich ihrer erwehren kann, Tod und Verderben im Übermaß mit sich führen. Sie, die kleinsten von allen, bergen die größte Gefahr" (von Rogister 1954, S. 136).

Eine schwerwiegende, wenn auch zumeist nicht tödliche gesundheitliche Gefährdung für die Kolonisatoren Tanganjikas, vor allem für jene die unzugänglichen Sumpfreionen der Kolonie durchquerenden Großwildjäger, ging von der durch Amophelesmücken übertragenen Malaria aus.

Schelcher (1938, S. 91) bezeichnete diese Krankheit treffenderweise als „dunklen Punkt in dem sonst so hellen Afrika“, mit der seinerzeitigen Einschränkung, dass die Malaria ein „immer kleiner werdender Punkt“ sei. Als besonders gravierend - und den Betroffenen allen Enthusiasmus für die afrikanische Fremde verlieren lassend - charakterisierte er die Krankheitssymptome beim erstmaligen Auftreten der Malaria:

"Der Schädel brummt und schmerzt. Müdigkeit in allen Gliedern. Allgemeinbefinden wie bei einem ausgewachsenen Kater oder im akutesten Stadium der Seekrankheit. Das sonnige Afrika erscheint einem plötzlich so grau, niederdrückend und hoffnungslos, und man verwünscht den Tag, an dem man den Entschluß faßte, die sicheren Gefilde des alten Europa mit den Gefahren dieses 'Affenlandes' zu vertauschen. Das ist die erste Malaria" (Schelcher 1938, S. 91).

Während die Malaria im allgemeinen als nicht lebensgefährliche Krankheit galt, deren Symptomen der Patient auf Grund eines gewissen Adaptationseffektes zunehmend gelassener entgegen sehen konnte, nahm das so genannte

„Schwarzwasserfieber“¹⁰⁴, welches aus einer nicht richtig ausgeheilten und chronisch gewordenen Malaria resultieren konnte, in vielen Fällen einen tödlichen Verlauf.

Zur Malariaphylaxe wurden in der Kolonialzeit Chinin-Tabletten verwendet (Schelcher 1938, S. 91 ff.). Nach einer Ersterkrankung waren vielen Betroffenen über einen längeren Zeitraum beanspruchende Aktivitäten wie etwa das Jagen nicht mehr möglich, da die Malaria keinen Schutz vor Neuinfektion hinterlässt, erst nach etwa fünf Jahren vollständig abklingt, und bis dahin vor allem nach Anstrengungen oder Abkühlungen zum unmittelbaren Wiederausbruch neigt.

7. Diskussion

Das Ziel der vorliegenden Arbeit war es, die Großwildjagd in Deutsch-Ostafrika (Tanganjika) im Untersuchungszeitraum von 1891 bis 1916 an Hand zeitgenössischer Quellen zu reflektieren.

Unter dem Begriff Großwild wurden gemäß der jagdlichen Definition der so genannten 'Big Five' Elefanten, Nashörner, Büffel, Löwen, sowie Leoparden eingeordnet.

Aber auch Großantilopen, sowie großes Wasserwild wie etwa Flusspferde werden teils noch als Großwild bezeichnet, so dass entsprechende Jagdschilderungen hier ebenfalls thematisch verwendet wurden. Der Kategorie Großwild bedingt zuzuordnen sind auch weitere Raubkatzen, Hyänen, Zebras und Giraffen; diese Tierarten wurden in Deutsch-Ostafrika jedoch entweder kaum gejagt (etwa Zebras), oder aber in den Jagdschilderungen nur selten reflektiert.

Die Jagd auf Gazellen und Großvögel, wie beispielsweise Strauße, sowie Fischereimaßnahmen fielen und fallen grundsätzlich nicht unter den Begriff Großwildjagd. Die Sonderstellung bestimmter Primaten wird in der Folge noch näher erläutert.

¹⁰⁴ Die Bezeichnung begründet sich darin, dass es bei dieser chronisch-verschleppten Verlaufsform zu einer Dunkelfärbung des Harns (Ausscheidung des Blutfarbstoffs der zerfallenen roten Blutkörperchen) kommt.

Die Wurzeln Tanganjikas als deutsche Kolonie gründen sich auf Akquisitionsaktivitäten (1884/85) des umtriebigen, aber hinsichtlich seiner Seriosität und Lauterkeit umstrittenen deutschen Kolonialpolitikers Dr. Carl Peters. Im genannten Zeitraum 1891-1916 unterstand das Tanganjika-Territorium, gestützt durch die Anwesenheit von militärischen Verbänden ('Kaiserliche Schutztruppe'), bereits als offizielles Schutzgebiet der Kolonialverwaltung des Deutschen Reiches.

In Deutsch-Ostafrika konnten die deutschen Kolonialtruppen, ganz wesentlich mitbedingt durch die militärisch-organisatorischen Kompetenzen des Generals der Kaiserlichen Schutztruppe, Paul von Lettow-Vorbeck, die Kontrolle großer Teile des Territoriums bis zum Ende des ersten Weltkrieges (1918) aufrecht erhalten, wohingegen die anderen deutschen Überseekolonien bereits kurz nach Beginn des Krieges im Kampf gegen die Entente (hier das britische Empire und Frankreich) aufgeben mussten.

Faktisch war nach 1914 - und erst recht nach 1916 - eine „geordnete“ Großwildjagd in Deutsch-Ostafrika angesichts der kriegerischen Umstände aber kaum noch möglich, wenngleich sich deutschsprachige Publikationen mit Jagdbezug zu dieser Kolonie noch bis 1917/18 nachweisen ließen.

Diese Publikationen - es handelte sich um autobiographische Beiträge von Zeitzeugen - beinhalteten mithin die retrospektive Betrachtung von Geschehnissen und Erfahrungen aus der Vorkriegsphase, so dass insgesamt die Abgrenzung des Untersuchungszeitraum auf die Jahre 1891-1916 pragmatisch und inhaltlich vertretbar gewesen sein sollte.

Gemäß der Regularien des Versailler Vertrages von 1919 war Deutschland von den Siegermächten des ersten Weltkrieges der Verzicht auf alle Kolonien auferlegt worden.

1920 erhielt das britische Empire das Tanganjika-Gebiet als Mandatsgebiet des ebenfalls im Rahmen des Versailler Vertrages begründeten 'Völkerbundes' übereignet.

Manche der 'kolonialen' deutsch-ostafrikanischen Einwohner, Angehörigen der Schutztruppe respektive Jäger hatten die Gelegenheit genutzt, in der Zwischenkriegszeit (1920-1939) noch einmal in 'ihre' ehemalige Kolonie zurückzukehren.

In Publikationen, die in diesem Zeitraum entstanden, ging der besagte Personenkreis teils auch auf Erinnerungen an die Großwildjagd zu deutsch-ostafrikanischen Kolonialzeiten ein, womit - neben den direkt aus der Phase zwischen 1891 und 1916 stammenden Quellen - auch dieses Material, das ja nur bedingt als 'zeitgenössisch' zu charakterisieren ist, thematisch dennoch relevant erschien und einer Auswertung unterzogen wurde.

Grundsätzlich wurden verschiedenartige, seit 1891 zum Themengebiet Deutsch-Ostafrika erschienene Beiträge, beispielsweise Erinnerungen, Denkschriften, Biographien, Autobiographien, Reisebeschreibungen, Erlebnisberichte und Tagebücher, heran gezogen und auf darin möglicherweise enthaltene Schilderungen der Großwildjagd untersucht.

Nach geeignetem Untersuchungsmaterial wurde in verschiedenen Bibliotheken, Instituten und Archiven geforscht.

Insbesondere das aus der ehemaligen Reichs-Kolonialschule hervor gegangene, im nordhessischen Witzenhausen gelegene Deutsche Institut für Tropische und Subtropische Landwirtschaft G.m.b.H. mit seiner umfangreichen Bibliothek zur Kolonialgeschichte erwies sich dabei als höchst ergiebig, da gerade hier eine Vielzahl an zumeist autobiographisch geprägten Zeitzeugenveröffentlichungen zu Deutsch-Ostafrika mit unmittelbarem Großwildbezug zu finden waren. Auch die Institutsbibliothek für Afrikanistik der Universität zu Köln sei an dieser Stelle hervorgehoben, da dort zur Thematik weitere interessante Primärquellen sowie auch wissenschaftliche, jagdsoziologisch eingebettete Hintergrundarbeiten wie beispielsweise die Studie Lemkes (2000) zu den Imaginationen kolonialer Jagdhelden eruiert werden konnten.

Aus der Perspektive nach Abschluss der Arbeit erscheint der Standpunkt angemessen, dass auf Basis des recherchierten Materials von Zeitzeugen die deutsch-ostafrikanische Großwildjagd im Untersuchungszeitraum 1891-1916 in

sozialwissenschaftlicher Hinsicht kontextualisiert werden konnte und sich die mit dem jagdlichen Handeln verbundenen Wahrnehmungen, Erlebniswelten, Begründungen und Bewertungen Beteiligter 'verorten' ließen.

Auf der anderen Seite hätte solch ein hermeneutisch orientierter Zugang, der im Mittelpunkt der vorliegenden Arbeit stand, allein wohl kaum ausgereicht, um das Ziel inhaltlicher Validität und auch Vollständigkeit¹⁰⁵ zu gewährleisten.

Vielmehr mussten für eine erschöpfende Beschreibung des Untersuchungsgegenstandes 'Großwildjagd in Deutsch-Ostafrika' auch die weniger 'individuell' als vielmehr 'amtlich' orientierten Quellen ausgewertet werden: So fanden sich Hinweise zu jagd- und verwaltungsrechtlichen sowie wirtschaftlichen Aspekten der deutsch-ostafrikanischen Großwildjagd in den vom Berliner Reichs-Kolonialamt, der Deutschen Kolonial-Gesellschaft oder den Kolonialbehörden vor Ort herausgegebenen Schrifttum. Zu nennen ist in diesem Zusammenhang auch das nach amtlichen Hinweisen bearbeitete, vom 'Deutsch-Ostafrikanischen Zeitungsverlag' in Daressalam 1912 herausgegebene 'Jagdhandbuch für Deutsch-Ostafrika'.

Die Auswertung dieses Schrifttums erbrachte differenzierte Hinweise, welches Großwild in welchen Regionen Deutsch-Ostafrika gejagt wurde, welche formalen und fachlichen Anforderungen für die Großwildjagd erfüllt sein mussten, wie die jagdrechtlichen Bestimmungen hinsichtlich des Wildschutzes gehalten waren und auf welche Weise Verstöße gegen die von den Behörden festgelegten Jagdregularien geahndet wurden.

Ferner ließ sich aus solcherlei 'amtlichen' Quellen ableiten, inwieweit die damalige Großwildjagd einen wirtschaftlichen Nutzwert erzwirkte (quantitative Daten zu Jagdprodukten, Zoll- und Ausfuhrangaben etc.).

Bei kritischer Gesamtbetrachtung des ausgewerteten Quellenmaterials, das die ganze Bandbreite von individuell-autobiographischen bis hin zu den besagten 'amtlichen' Veröffentlichungen abdeckte, dürfte die Schlussfolgerung vertretbar

¹⁰⁵ Das 'Ideal' einer vollständigen Kontextualisierung dürfte im eigentlichen Sinne nicht erreichbar sein. Die angestrebte 'Vollständigkeit' ist vielmehr so zu verstehen, das Risiko, wesentliche sozialwissenschaftliche, allgmeinhistorische und kulturgeschichtliche Parameter zu 'übersehen', durch Auswahl der Quellen und den gewählten Bearbeitungsmodus minimiert zu haben.

sein, dass dieses eine inhaltlich genaue, differenzierte und aussagefähige *Deskription* und auf der anderen Seite auch *Bewertung (Hermeneutik)* der seinerzeitigen Großwildjagd in Deutsch-Ostafrika zuließ.

In deskriptiver Hinsicht konnte herausgearbeitet werden, dass sich die meisten Regionen im ehemaligen Deutsch-Ostafrika, einem - von den östlich gelegenen Küstenstreifen abgesehen - überwiegend von busch- und steppenartiger Hochebene geprägten Territorium, zur Großwildjagd eigneten.

Nichtsdestoweniger waren in Abhängigkeit von topographischen und klimatischen Gegebenheiten die einzelnen Großwild- und anderen Tierarten recht unterschiedlich verteilt. So erwiesen sich beispielsweise nach den vom Reichskolonialamt veröffentlichten Angaben deutsch-ostafrikanische Verwaltungsbezirke wie etwa Kilwa im Südosten, Ssongea im Südwesten, oder Dodoma und Kondoa-Irangi in den Zentralregionen der Kolonie zwar als sehr wildreich und boten den großen Raubkatzen (Löwen, Leoparden, auch Geparden, die jedoch nicht der Kategorie Großwild zuzurechnen sind), nicht jedoch den jagdlich 'begehrten' Nashörnern geeignete Lebensräume.

Wie aus den 'amtlichen' als auch 'individuellen' Quellen zweifelsfrei hervor ging, hatte vor allem die Kilimandscharo-Region neben ihren landschaftlichen Reizen ein enormes Jagdpotential nicht nur an Raubkatzen, sondern an Großwild auch aller anderen Arten.

Beispielsweise fanden sich Elefanten nicht nur in den Waldgebieten des Kilimandscharo, sondern auch im umliegenden Hochland und den Steppenplateaus. In fast allen um den Kilimandscharo gelegenen Steppen und Buschsteppen waren die Nashörner verbreitet, während Büffel eher die tiefer gelegenen Grabenränder vulkanischen Ursprungs und das Umfeld der örtlichen Seen bevorzugten.

Die Kilimandscharo-Region stellte geradezu ein 'Eldorado' für koloniale Großwildjäger verschiedener Nationalität dar. Dies bedeutet jedoch nicht, dass nicht auch in anderen Gegenden Deutsch-Ostafrikas intensiv beziehungsweise in manchen Fällen zu intensiv gejagt wurde. So berichteten Zeitzeugen wie etwa der Offizier der Kaiserlichen Schutztruppe, Joachim Stentzler, sinngemäß, in der

Region um Daressalam habe an manchem Sonntagnachmittag ein derartiges Schießen geherrscht, dass Ausflüge nachgerade lebensgefährlich gewesen seien (Stentzler 1906, S. 71).

Im äußersten Westen beziehungsweise Nordwesten Deutsch-Ostafrikas wies der Wildbestand bereits Ähnlichkeiten mit westafrikanischen Tropenwaldregionen auf. Primaten und verschiedene andere Affenarten waren hier in großer Zahl zu finden.

Während die Menschenaffen für die Großwildjagd keine Rolle spielten und deren Bejagung sogar von den deutsch-ostafrikanischen Kolonialbehörden untersagt war, hatten die in diesen Urwaldregionen häufig vorkommenden Kaffernbüffel für Großwildjäger durchaus jagdlichen Reiz.¹⁰⁶

Was das Verbot der Jagd auf Menschenaffen (Gorillas) anbelangt, konnte diesbezüglich in der ausgewerteten Literatur keine eindeutige Begründung gefunden werden. Möglicherweise hatte für das besagte Verbot neben anderen Gründen die angesichts der unmittelbar evidenten Ähnlichkeit dieser Primatenart mit der eigenen Spezies Mensch verstärkte Aktivierung von Empathie eine Bedeutung.

Unter Heranziehung der späteren ethologischen und zoologischen Fachliteratur, in der auch die menschliche 'Informationsverarbeitung' wahrgenommener Tierarten (Perzeption und weiterführende Kognitionen) angeschnitten wird, scheinen solche Schlussfolgerungen durchaus nahe zu liegen (vgl. Leyhausen 1968, S. 142 ff.; Kummer 1975, S. 10 ff.).

Auf den für die deutsch-ostafrikanische Großwildjagd nicht unwichtigen psychologischen Prozess der Empathie wird im Übrigen weiter unten noch näher eingegangen.

Bereits in der Frühphase der Kolonisation Tanganjikas, in den 1890er Jahren, waren hier neben Handelsniederlassungen deutscher Kaufleute, deren Geschäftszweck hauptsächlich die Ausfuhr landwirtschaftlicher Produkte und teils auch der Binnenhandel mit solchen Gütern war, auch Elfenbeinhandelsfirmen

¹⁰⁶ In diesen Urwaldgebieten lebten (und leben) insbesondere die so genannten 'Waldbüffel' (*Syncerus caffer nanus*), bei denen es sich um eine Subspezies des Kaffernbüffels handelt.

gegründet worden. Verwiesen sei auf die Elfenbeinhandelshäuser Meier sowie Schilke & Meyer, beide Hamburg.

Der Handel mit dem Elfenbein warf beträchtliche Gewinne ab und ging oftmals mit Jagddelikten, etwa dem Massenabschuss von Elefanten ausschließlich zur Entnahme der Stoßzähne, einher.

Solche Exzesse konnten zwar durch die Jagdbestimmungen der deutschen Kolonialbehörden, insbesondere die defensive Ausstellung des 'großen Elefantenjagdscheins' nicht gänzlich unterbunden, aber doch soweit eingeschränkt werden, dass sich die von Beobachtern am Beginn der Kolonisation geäußerte Befürchtung einer raschen Ausrottung des deutsch-ostafrikanischen Elefantenbestandes nicht bewahrheiten sollte.¹⁰⁷

Vom Elfenbein abgesehen, nahmen die sonstigen Produkte beziehungsweise Bedingungen der Großwildjagd in Deutsch-Ostafrika keinen übergeordneten kommerziellen Stellenwert ein: Produkten wie etwa Trophäen, Fellen erlegter Raubkatzen, Flusspferdzähnen etc. wohnte letztlich keine wirkliche wirtschaftliche Bedeutung inne; gleiches galt für die aus der Heimat mitgeführte oder vor Ort gekaufte Ausstattung der Großwildjäger (Bewaffnung, Ausrüstung).

Allerdings bestritten, wie die Angaben im 'Deutschen Adressbuch für Ostafrika'¹⁰⁸ belegen, nicht wenige deutschstämmige Tanganjika-Bewohner bis weit in die 1930er Jahre hinein ihre Existenz als Jagdführer und Verkäufer von Jagdutensilien.

Ein 'Safariwesen', das in den britischen Kolonien, vor allem Britisch Ostafrika (Kenia) bereits um 1900 eingesetzt hatte, den überseeischen Gebieten zahlreiche finanzkräftige Jagdinteressenten zuführte und in seiner Blütezeit den ersten

¹⁰⁷ Eine solche Befürchtung war insbesondere von Reichard in seiner 1892 erschienenen Deutsch-Ostafrika-Monographie geäußert worden.

¹⁰⁸ Bei diesem in Tanganjika gedruckten, in Deutschland aber auch durch die Exportbuchhandlung Thaden (Hamburg) beziehbaren Adressbuch, handelte es sich - neben lokalen Zeitungen und Journalen - um ein Medium, dessen Zielgruppe nach Ende des ersten Weltkrieges weiterhin in Ostafrika lebende Deutsche bzw. Deutschstämmige waren. Zwar hatte dieser Personenkreis nach 1918 überwiegend Tanganjika verlassen müssen, zum Teil waren jedoch - auch durch Staatsbürgerschaftswechsel oder politische Kontakte - Rückkehrmöglichkeiten gegeben.

Weltkrieg noch um ein bis zwei Dekaden überdauerte, konnte sich in Deutsch-Ostafrika nicht recht entwickeln.

Das heißt jedoch nicht, dass in Deutsch-Ostafrika der Begriff 'Safari' nicht gängig gewesen wäre. Im Gegenteil - er war in zahlreichen im Untersuchungszeitraum 1891-1916 verfassten beziehungsweise sich - in Form von Erinnerungen - auf ihn beziehenden Werken nachweisbar (vgl. etwa Stentzler 1906, v. Grumbkow 1924, Schloifer 1939, v. Rogister 1954). Das für viele britische Safaris so eigentümliche 'mondäne' Element ging dem deutschen Pendant jedoch weitgehend ab. Somit ist, um den Forschungsergebnissen Hernes (1999) zu folgen, das 'goldene Zeitalter' afrikanischer Safaris primär an angelsächsischen Beispielen festzumachen.

Gründe für die diesbezügliche Diskrepanz zwischen britischer und deutscher Kolonialsphäre werden auch noch weiter unten im Kontext des 'White Hunter'-Phänomens diskutiert.

Als Zwischenfazit lässt sich festhalten, dass sich weder für den allgemeinwirtschaftlichen Bereich (örtliche Plantagenwirtschaft, Farmgründungen, Exporte, Handel) noch für die Jagdwirtschaft in Deutsch-Ostafrika jene Bedeutung erzielen ließ, die von manchen 'patriotisch' gesinnten Kolonisationsbefürwortern in der Heimat erwünscht wurden.

Damit soll keinesfalls ausgesagt werden, dass sich das Gros der in Deutsch-Ostafrika gegründeten Plantagen und Farmen, deren Inhaber ja oftmals auch der Großwildjagd nachgingen, wirtschaftlich nachteilig entwickelt hätte (wenngleich mancher Betrieb durch nur schwer kalkulierbare deflatorisch-inflatorische Zyklen zwischen 1890 und 1905 unterging).

Berechtigter erscheint vielmehr die Frage, inwieweit die notwendige Ressourcenbindung (z.B. Kosten für die Truppenkontingente in Deutsch-Ostafrika, sonstiger Personal- und Verwaltungsaufwand, Aufwand für Bau- und Erschließungsmaßnahmen) in einem angemessenen Verhältnis zum 'Ertrag' der Kolonie stand.

Gemäß der Quellenlage teilte mancher deutsche Zeitzeuge beziehungsweise Bewohner Tanganjikas nationales Pathos im Zusammenhang mit den

Kolonisationsmaßnahmen nicht (vgl. zu solch einer zurückhaltend-kritischen Position etwa Zimmermann 1908), und auch in jagdlichen Belangen Deutsch-Ostafrikas waren durchaus nicht nur Konkurrenz und Übertrumpfen-Wollen anderer Kolonisationsmächte gegeben.

So wurde beispielsweise das britische Jagdrecht, das auf strikte Regeln bei der Jagdausübung bedacht war und ferner auf Artenschutz und kontinuierliche Wildbestandskontrolle abzielte, vor dem ersten Weltkrieg von deutscher Seite als gestaltungsleitend für die eigene Jagdgesetzgebung in Tanganjika eingestuft. Entsprechende Hinweise fanden sich beispielsweise in Publikationen der Wildschutz-Kommission der Deutschen Kolonial-Gesellschaft. Auch Jagdpraktiken, der Umgang mit farbigen Jagdhelfern, sowie jagdethische Vorstellungen im britisch-kolonialen Kenia zeigten deutlichste Überschneidungen mit den Verhältnissen in Deutsch-Ostafrika.

Die seit 1891 bis zum ersten Weltkrieg mehrfach geänderte deutsch-ostafrikanische Jagdgesetzgebung sollte ganz wesentlich den Belangen des Arten-/Wildschutzes dienen und jagdliches Fehlverhalten vermeiden helfen.

In diesem Kontext waren auch große Landstriche Tanganjikas zu Wildreservaten deklariert worden; diese nahmen im Jahre 1912 rund drei Millionen Hektar ein. In den Wildreservaten war jede Ausübung der Jagd untersagt.

In gewisser Hinsicht nahmen manche der damaligen Regularien bereits das so genannte 'Campfire'-Prinzip vorweg, das heute das Jagdgeschehen in manchen Teilen Afrikas prägt.

Dieses Prinzip beinhaltet eine aktive 'Bewirtschaftung' der Jagdgründe, bei der ein Ausgleich zwischen dem Wildschutz und anders gelagerten Interessen, etwa dem Schutz vor Schäden an Pflanzungen etc., erreicht werden soll. Das Wild und die Jagd werden als Wirtschaftsfaktoren angesehen, wobei Eingeborene auch dadurch von planlosen Tierabschüssen oder von Wilderei abgehalten beziehungsweise zur Mitarbeit im Kampf gegen Wilderei angehalten werden, dass sie von geordneten Jagdabläufen selbst profitieren.

Solche Positiveffekte können sich etwa durch die Mitarbeit Eingeborener als Jagdführer oder durch Hebung des ökonomischen Niveaus der von ihnen bevölkerten Landstriche infolge eines (ökologisch) vertretbaren 'Jagdtourismus' ergeben:

„Man darf sich keinen Illusionen hingeben. Die ländliche Bevölkerung lebt mit den Löwen nicht in Harmonie. Großkatzen werden als Gefahr angesehen und man ist froh, wenn sie verschwinden. Umfragen im ländlichen Afrika beweisen, dass die Bevölkerung am liebsten alle Löwen abschießen lassen würde. (...) Mit Foto- und Jagdtourismus wird viel Geld an Löwen verdient. Daran partizipiert die Bevölkerung bislang jedoch nur in geringem Maße. Es ist deshalb nicht verwunderlich, dass Löwen und anderes Wild gewildert werden oder die Bauern versuchen, in den Schutzgebieten zu siedeln oder dort ihr Vieh zu weiden. Ohne fühlbaren Nutzen werden diese Konflikte sich in Zukunft noch verstärken, und sie werden das Überleben der großen Raubkatzen innerhalb und außerhalb der Schutzgebiete gefährden. (...) Neuerdings werden in Ländern wie Tansania, Namibia und Kenia Programme ['Campfire'-Programme; d.Verf.] getestet, bei denen der einheimischen Bevölkerung Einnahmen aus der Nutzung von Löwen und anderem Wild zugute kommen, sei es durch Foto-, sei es durch Jagdtourismus“ (Wäller 2003, S. 66 ff.).

Reflektiert man die damalige Jagd in Deutsch-Ostafrika unter Wildschutzgesichtspunkten, sollte auch in Rechnung gezogen werden, wie viele Tiere in der von Menschen unberührten Natur von Löwen und sonstigen Raubkatzen (Leoparden, Geparden), aber auch Hyänen, gerissen wurden.

Die Zahl der Jäger war in der Relation zur Masse dieser Raubtiere verschwindend gering, so dass diese Personengruppe durchaus nicht als Wildstandsgefährdung, sondern im Sinne eines 'gesunden' Ausgleiches (Kontrolle und Prinzip der Hege) wirken konnte.

Eine Gefährdung ging damals wie heute vielmehr vom unkontrollierten Abschuss von Wild beziehungsweise der Wilderei (Massenabschuss) sowie vom Verlust der Lebensräume für die Tiere durch Besiedelung und Ausdehnung landwirtschaftlicher Flächen aus. Ergänzend sei in diesem Zusammenhang darauf verwiesen, dass auch in der ostafrikanischen Gegenwart eine Vielzahl von Raubkatzen nicht etwa Großwildjägern, sondern Vergiftungsaktionen von Siedlern zum Opfer fällt (Wäller 2003, S. 66). Im Gegensatz hierzu kann eine kontrolliert durchgeführte Trophäenjagd (Kontrolle von Bestandsziffern beziehungsweise artenspezifischer Reproduktionszahlen) auch unter dem Gesichtspunkt der Nachhaltigkeit ('sustainability') einen ausgesprochen positiven Effekt auf die jeweilige Tierpopulation haben.

'Amtliche' Dokumente wie die Aktenbestände des früheren Reichskolonialamtes, die in den Bestand des Bundesarchivs Berlin übergegangen sind, belegen, dass von den Kolonialbehörden selbst durch Mitglieder der Kaiserlichen Schutztruppe begangene 'Jagdfrevel', wie etwa der durch Gewinnstreben motivierte Massenabschuss von Elefanten und Nashörnern, konsequent sanktioniert wurden.

Allerdings reichten in vielen Fällen angesichts der Größe des Tanganjika-Territoriums offensichtlich die organisatorischen und exekutiven Möglichkeiten der deutschen Kolonialverwaltung nicht aus, um Jagdvergehen zu unterbinden. Die nur auf Gewinn in Form von Elfenbein abzielende Jagd (Massenabschüsse) mancher Buren auf Elefanten sei als exemplarisches Beispiel angeführt.

Die für Deutsch-Ostafrika realisierte Jagdgesetzgebung dürfte bei manchen Jägern die formale Beachtung des Regelwerkes gesichert haben, selbst wenn diese kein authentisches Verständnis für die normative Dimension waidgerechten Verhaltens gehabt hätten.

Gleichwohl ging aus etlichen Quellen hervor, dass viele der Großwildjäger auch aus tief verwurzelter Überzeugung und Empathie heraus die ethische Bedeutung von Jagdregularien nachvollziehen konnten.

Im Einzelnen bedeutete dies, dass beispielsweise Empathie (Trauer, Nachempfinden von Qual) mit angeschossenem Wild, bei dem die waidgerechte Nachsuche erfolglos blieb, ausgedrückt wurde.

Kritisches Hinterfragen des eigenen jagdlichen Handelns konnte im zeitgenössischen Schrifttum zu Deutsch-Ostafrika auch hinsichtlich des unbeabsichtigten Abschuss säugenden Wildes belegt werden: So wiesen jagende Zeitzeugen darauf hin, dass es zwar durchaus nicht immer einfach sei, etwa im Falle von Großantilopen Bullen von den Kühen zu unterscheiden, doch der professionelle Jäger solle zu dieser Unterscheidung fähig sein beziehungsweise habe seine diesbezüglichen Kompetenzen auszubauen.

Mithin war es für viele Jäger gemäß der damaligen Schilderungen offenkundig ein weiter Weg bis zur Erreichung des waidmännischen 'Reifegrades'.

Manche erreichten diesen - sei es infolge fachlicher Unfertigkeit oder aber ungeeigneter Grundhaltung - auch nie und konnten allzu leicht der Versuchung anheim fallen, sonderbare Attributionen für eigenes Fehlverhalten vorzunehmen (s. hierzu in der Folge auch die Hinweise zum 'Jagdneid'-Syndrom).

Die deutsche Kolonialverwaltung versuchte nicht nur Jagdvergehen durch Weiße zu unterbinden, sondern war auch bestrebt, eingeborene Stämme an fragwürdigen Jagdpraktiken wie etwa Grubenjagden auf Großwild oder dem Erlegen trächtiger beziehungsweise beschlagener Tiere zu hindern.

In manch unzugänglichem beziehungsweise schwach kontrolliertem Landstrich Deutsch-Ostafrikas konnten solche Verbote jedoch nicht wirklich durchgesetzt werden und auf einen europäischen Beobachter möglicherweise grausam wirkendes Jagdgebaren Eingeborener, wie beispielsweise das 'Spießen' eines in die Fallgrube geratenen Büffels, dessen Todeskampf sich bis zu einer Stunde erstreckte, wurde letztlich hingenommen.

In einigen Fällen waren es nicht offizielle Stellen der deutschen Kolonialverwaltung, sondern die weißen Siedler, welche die Eingeborenen zum Verzicht auf fragwürdige Jagdpraktiken zu bewegen versuchten.

Hierbei wurde offenkundig nicht auf direkte Repressionsmaßnahmen, sondern vielmehr auf eine Art von 'Tauschgeschäft' zurückgegriffen: Eingeborene erhielten von den Weißen einen gewissen Ausgleich, etwa landwirtschaftliche Produkte, Fleisch, oder Unterstützung beim Aufbau eigener Pflanzungen, und sollten im Gegenzug ihr Jagdgebaren ändern.

Teils entsprang dieses Ansinnen der Weißen innerer Überzeugung beziehungsweise der Verpflichtung einem gewissen 'Jagdethos' gegenüber; in anderen Fällen dürften aber auch wesentlich 'pragmatischere' Motive wie etwa die Sicherung ausreichender Wildbestände für eigene Verwertungszwecke oder die Einbindung Eingeborener in landwirtschaftliche Erschließungsmaßnahmen, maßgeblich gewesen sein (man beachte wiederum die Anknüpfungen an das moderne 'Campfire'-Prinzip).

Die Praxis der deutsch-ostafrikanischen Großwildjagd kann zusammenfassend wie folgt beschrieben werden: Es wurden überwiegend Gewehre mittleren und großen Kalibers mit langem Lauf verwendet (z.B. Mauser 9,3 und 11 mm). Die benutzte Munitionierung bewirkte - neben der Gewebeverletzung - beim Wild einen unmittelbaren, den Tötungsvorgang beschleunigenden Schock durch weitgehende Energieabgabe des Geschosses.

Für die damaligen Jäger stellte sich die Wahl zwischen Repetierbüchsen mit mehrgeschossigem Magazin und Doppelbüchsen.

Doppellaufgewehre jener Zeit gewährleisteten zwei unmittelbar aufeinander folgende Schussvorgänge, was in gewissen Extremsituationen, etwa im Falle annehmenden Großwildes, von Vorteil sein konnte. Mehrlader hatten zwar in der Regel ein 5-Schuss-Magazin; durch das Repetieren (Nachladen der nächsten Patrone in die Patronenkammer) ergab sich allerdings eine kurze Pause zwischen den Schussabgaben.

Die schusswaffengestützte Einzeljagd (sog. 'Fährten'- und 'Marschjagd' mit Aufnahme der Spuren/Fährten des Wilds), die von Weißen, aber auch von Eingeborenen, oftmals über viele Tage hinweg im Steppen- und Buschgelände ausgetragen wurde und in der finalen Phase oft in gezielter Pirschjagd oder der Einnahme eines 'Ansitzschirms' ('Erwarten' des Wildes in geschützter Position, z.B. in einem Dornenverhau) mündete, war seinerzeit in Deutsch-Ostafrika recht verbreitet. Hingegen nahmen die in der britischen Einflussphäre so bekannt gewordenen Safari-'Gesellschaftsjagden' keine nennenswerte Rolle ein (s. wiederum Folgeerläuterungen im Kontext des 'White-Hunter'-Phänomens).

Pferde oder Hunde wurden angesichts der topographischen und auch klimatischen Gegebenheiten sowie des häufigen Vorkommens der Tsetse-Fliege in Tanganjika zumeist nicht mitgeführt; Lastesel und Kamele waren hingegen häufiger bei mehrköpfigen Jagdexpeditionen anzutreffen.

In überwiegendem Maße war bei solchen Expeditionen der Fall gegeben, dass eingeborene Jagdhelfer beziehungsweise 'Askaris' das Tragen von Ausrüstung und Proviant übernahmen.

Aber nicht nur bei den mehrköpfigen Expeditionen waren schwarze Jagdhelfer involviert; vielmehr jagte manch weißer Jäger in Begleitung eines ihm vertrauten und kompetenten schwarzen Begleiters.

Vorliegend wurde von der für das hermeneutische Vorgehen relevanten Vermutung ausgegangen, dass die Bewertung der praktizierten Großwildjagd seitens weißer Zeitzeugen beziehungsweise Beteiligter Hinweise für eine vermeintliche kulturelle Überlegenheit gegenüber den Eingeborenenkulturen beinhalten würde.

Solch eine - teils mit rassenideologischen Konzepten verbundene - Überlegenheitsposition¹⁰⁹ dürfte dem damaligen 'Zeitgeist' aller kolonisierenden Mächte (also nicht nur Deutschland, sondern genauso auch britisches Empire, Frankreich, Holland usw.) entsprochen haben.

Deren Entscheidungsträger und weite Teile der Bevölkerung setzten voraus, dass an der jeweiligen Volkspsyche (Nationalidentität) die Welt 'genesen' könne, wobei die 'Wilden' in den überseeischen Kolonien Afrikas gemäß damaliger Auffassungen natürlich ein besonders geeignetes Ziel für kulturell-erzieherische Maßnahmen bilden sollten.

Die Position kultureller Überlegenheit Weißer in Deutsch-Ostafrika wurde im Kontext der dortigen Großwildjagd in den ausgewerteten Quellen tatsächlich thematisiert.

Der eingeborenen Bevölkerung schrieben manche Zeitzeugen eine grundsätzlich wie auch in der Jagdpraxis zum Tragen kommende Disziplinlosigkeit und Aufsässigkeit zu, derer man 'Herr' werden müsse. Überwiegend sahen die Weißen die Eingeborenen als nur mit einem begrenzten Ordnungsverständnis ausgestattet an.

Eine jagdspezifische Besonderheit lag darin, dass Eingeborene oder zumindest manche Stämme in generalisierender Weise durch die weißen Zeitzeugen als

¹⁰⁹ Die Übergänge des damaligen 'Zeitgeistes' in den Bereich des Sozialdarwinismus und sog. 'Rassenhygiene' wurden von verschiedenen Autoren wissenschaftlich reflektiert (vgl. etwa Marten 1983); exemplarisch sei an dieser Stelle auf folgende *Primärquelle* verwiesen: Alexander Tille (1893, „Das aristokratische Prinzip der Natur“).

faul, feige (Beispiel: ängstliches Versagen und Flucht bei der Büffeljagd) oder phlegmatisch charakterisiert wurden.

Als Beleg für letztgenannten Aspekt mag die Wahrnehmung einiger weißer Jäger und Naturforscher dienen, die Antriebsstruktur des „Negers“ widerspiegeln in der Hauptsache das Bedürfnis nach Essen (Fleisch).

Allerdings sollten diese Quellenhinweise keineswegs überinterpretiert werden. Vielmehr fanden sich sogar völlig konträre Textstellen, die auf eine von deutschen Kolonisatoren wahrgenommene Überlegenheit schwarzer Jäger in spezifischen Jagdbelangen, beispielsweise bei der Elefantenjagd, sowie auf jagdlichen Mut und Kompetenz, insbesondere bei der Fährten- beziehungsweise Spurensuche, verwiesen.

Viele jagende Zeitzeugen hatten nicht nur für die konkreten Jagdfertigkeiten Eingeborener, sondern auch für deren Jagdkulte, wie etwa Tänze und Jagdopfer etc., Interesse und Respekt bekundet (vgl. etwa Bernhard Graf zur Lippe 1904, S. 94).

Somit muss eine Interpretation, wonach der eingeborenen Bevölkerung Tanganjikas von den Kolonisatoren generell beziehungsweise im jagdlichen Kontext nur mit einer gewissen Herablassung oder ohne Respekt entgegen getreten worden wäre, als unangemessen eingestuft werden.

Die in manchen, vor allem jenen in der seinerzeitigen DDR verfassten Arbeiten, zum Kolonialismus vertretenen Sicht- und Interpretationsweisen, diesen vorrangig als 'Imperialismus', als Ausgreifen von Kapitalinteressen auf die überseeischen Räume zu begreifen und den damaligen Regierungen und Bevölkerungsteilen eine entsprechend 'imperialistische' Grundhaltung zu unterstellen, können im vorliegenden Untersuchungsrahmen allerdings kaum abschließend bewertet werden.

Als Schlussfolgerung aus den Arbeitsergebnissen ist mithin eindeutig abzuleiten, dass das Miteinander (oder auch Gegeneinander) der in der Kolonie Deutsch-Ostafrika vertretenen unterschiedlichen Kulturen, und damit auch die Interaktion weißer und eingeborener Jagdbeteiligter, wesentlich vielschichtiger war als es

manche schablonenhafte, individuelle Lebenswelten nicht genügend berücksichtigende Deutung aus der Retrospektive nahe legen mag.

Interessanterweise ergab sich zum Beispiel aus dem Quellenmaterial die Möglichkeit, dass manch weißer Jäger jagenden Schwarzen auch auf Grund gewisser Neidkomplexe Kompetenz und Jagdgeschick absprach (vgl. z.B. Besser 1917, S. 78; Hinweis: Hans Besser, zeitweise Großwildjäger, hatte insgesamt 14 Jahre in Tanganjika verbracht).

Nach der Schilderung erfahrener weißer Großwildjäger gab es in Deutsch-Ostafrika viele weiße Jäger mit unterdurchschnittlichen Fähigkeiten, die ihr eigenes Unvermögen bei der Jagd allzu gern damit begründeten, der eingeborene Jäger habe ihnen das Wild 'weggeschossen' und die Jagd gestört (Jagdneid). Von solchermaßen zu kennzeichnenden weißen Jägern, denen auch eine gewisse 'Satttheit' und weniger die Suche nach Risiken und Abenteuern als vielmehr der Transfer von Verhaltens- und Erlebnismustern aus den Heimatländern in die neue (koloniale) Umgebung zugeschrieben wurde, suchte sich der Typus des professionellen Großwildjägers selbstverständlich mit Entschiedenheit abzugrenzen.

Eng verknüpft mit der Frage des Propagierens einer vermeintlichen kulturellen Überlegenheit weißer Jäger sollte das Quellenmaterial dahin gehend ausgewertet werden, inwieweit sich hierin Parallelen zu dem in den angelsächsischen Sprachgebrauch eingeführten Begriff 'White Hunter' finden lassen würden.

Die Verwendung eines Terminus wie 'White Hunter' beziehungsweise 'weißer Jäger' konnte zwar nicht nachgewiesen werden, jedoch wurden die für einen 'White Hunter' etwa in Britisch-Kenia 'typischen' Kennzeichen wie zum Beispiel hohe Jagdkompetenz, Mut, Ausdauer und persönliche Integrität, in der Grundtendenz auch auf viele professionelle Jäger Deutsch-Ostafrikas attribuiert (darauf, dass sich unter den weißen Jägern allerdings auch unfähige, vom Jagdneid geprägte Personen befunden haben sollen, sei hier expressis verbis noch einmal hingewiesen).

Für jagende Angehörige der Eingeborenenpopulation wurden die für den 'White Hunter' charakteristischen Eigenschaften oftmals in Abrede gestellt. Vielmehr unterstellte man seitens mancher weißer Großwildjäger den Schwarzen eine gewisse Einfachheit im Denken (vorrangige Orientierung an Primärbedürfnissen wie Essen, Schlaf etc.) sowie auch leichte Versetzbarkeit in Panik und sah sie dementsprechend im Jagdkontext allenfalls für die Übernahme einfacher Aufgaben, etwa als Träger, prädisponiert.

Bei vordergründiger Betrachtung dieses wohl unstrittigen 'Bias' wäre der Rückschluss auf die Dominanz von chauvinistisch bis rassenideologisch anmutenden Positionen im deutsch-ostafrikanischen Großwildjagdgeschehen zu ziehen. Für verschiedene Zeitzeugen waren solche Denkmuster gegeben; jedoch kann auch hier wiederum nicht auf alle Zeitzeugen und Jäger generalisiert werden, denn allzu positiv wurde beispielsweise die gemeinsame Großwildjagd weißer und schwarzer Großwildjäger von eben jenen Weißen in den zeitgenössischen Quellen thematisiert.

Der Umgang zwischen weißen Jägern und schwarzen Jagdbeteiligten wurde häufig ohne negative Konnotationen dargestellt und Störungen im sozialen Miteinander waren auf Basis des Quellenmaterials weniger im Sinne von Auseinandersetzungen und Konflikten, sondern eher an Hand von mehr oder minder banalen Fehlleistungen und gegenseitigen, teils einer gewissen Originalität nicht entbehrenden Missverständnissen etc., zu verorten.

In den kolonialen Jagdgründen des britischen Empire speiste sich das Bild des 'White Hunter' ganz wesentlich aus Glamour, Prominenz und aristokratischem Lebensstil in der Koppelung mit den jagdlichen Abenteuermöglichkeiten. Zur Untermauerung dieser Aussage sei auch auf die aufwändigen Afrika-Jagdsafaris von Theodore Roosevelt (US-Präsident von 1901-1908 und Hauptvertreter eines großkapitalistischen Imperialismus) verwiesen, der seine diesbezüglichen Erfahrungen autobiographisch verwertete.¹¹⁰

¹¹⁰ Zur Diskrepanz zwischen dem deutsch-ostafrikanischen und britischen Safari-Begriff sei auch auf die vorausgegangenen Passagen (wirtschaftliche Bedeutung der Jagd) verwiesen.

Solch ein für Teilbereiche britisch-kolonialer Großwildjagd kennzeichnendes Milieu dürfte in dem vergleichsweise kurzen Bestehen Deutsch-Ostafrikas nicht zur Entfaltung gekommen sein, was möglicherweise dazu führte, dass das Äquivalent eines 'White Hunter' in den deutschsprachigen Quellen - im Vergleich zum angelsächsischen Schrifttum - weniger zur Geltung kam.

Sucht man nach Erklärungen für diese „Milieudiskrepanzen“ zwischen dem deutschen und britischen Jagdumfeld, so lassen sich insbesondere folgende Faktoren anführen: Zum einen die genannte längere koloniale „Laufzeit“ Kenias, wodurch die Etablierung des Milieus wesentlich befördert wurde (die koloniale Unterwerfung der Völker Kenias durch den britischen Imperialismus setzte bereits 1885 ein, überdauerte den ersten Weltkrieg, schwerere Erschütterungen u.a. durch die antikolonialen Massai-Erhebungen und Streiks farbiger Hafenarbeiter in den 1930er Jahren). Das elitäre bis glamouröse Großwildjagdmilieu Kenias mit seinen prachtvollen Jagdsafaris, gesellschaftlicher und filmisch-literarischer Aufmerksamkeit erreichte mithin in den 1920er und 1930er Jahren die stärkste Ausprägung.

Zum anderen ist aber auch auf die frühe verkehrstechnische Erschließung des fruchtbaren und wildreichen Kenia-Hochlandes hinzuweisen (Bau der Ugandabahn 1895-1901), parallel dazu entfaltete sich eine rege Kolonisation, die Kenia zu einer vergleichsweise hohen Bedeutung unter wirtschaftlicher Perspektive verhalf (früherer Aufbau einer verarbeitenden Industrie, rege Viehzucht, intensiver Exporthandel). Mit diesen Entwicklungen ging in Kenia - verglichen mit Deutsch-Ostafrika - zumindest tendenziell eine intensivere Zuwanderung Weißer (Briten), darunter insbesondere Angehörige „gehobener Schichten“ wie etwa Aristokraten, Schriftsteller etc., einher, welche milieustiftende und -stabilisierende Funktion eingenommen haben dürften.

Interessant könnte für zukünftige Forschung die in der vorliegenden Arbeit nicht weiter vertiefte Betrachtung sein, inwieweit das 'White Hunter'-Äquivalent in den französischen Afrikakolonien ähnlich wie beispielsweise in Britisch-Kenia ausgeprägt war (die französischen Afrikakolonien bestanden wie die britischen vergleichsweise lange, bis weit in das 20. Jahrhundert hinein).

Neben dem Phänomen des 'White Hunter', das in der neueren jagdhistorischen und -soziologischen Literatur von Edward Steinhart aufgegriffen wurde, sollte an Hand des Quellenmaterials zu Deutsch-Ostafrika die Vertretbarkeit der vom gleichen Autor beschriebenen Phasenabfolge vom 'Pioneer Hunter', der sich vorrangig durch Erlebnishunger, Abenteuerlust und Risikosuche, aber auch Profitgier auszeichnete, zum 'Settler Hunter' überprüft werden.

Diese Phasenabfolge war bislang hauptsächlich für den britischen Afrikakolonialismus ausgearbeitet worden, wobei der 'Settler Hunter' die nutzwertbezogene Jagdorientierung repräsentierte (insbes. Schutz von Pflanzungen vor Wildschäden) und 'Naturerlebnissen' sowie Jagdabenteuern nur wenig abgewinnen konnte.

Durch ihr nutzwertzentriertes Handeln, den Ausbau von Pflanzungen und ihr (pragmatisches) Jagdverhalten trug - soweit man die wissenschaftlich untersuchten Verhältnisse in Britisch-Kenia heranzieht - dieser Typus des 'Settler Hunter' nicht unwesentlich zur Dezimierung ostafrikanischer Artenvielfalt bei (man beachte wiederum die Parallelen zur Gegenwart, s. vorausgegangene Einlassungen zum 'Campfire'-Prinzip).

Die Kolonialverwaltung Deutsch-Ostafrikas räumte - wie bereits angesprochen - den Wildschutzinteressen hohe Bedeutung ein, womit das Großwild nach Möglichkeit vor einem unkontrollierten Abschuss geschützt werden sollte.

Allerdings sah sich auch die Kolonialverwaltung in ihren Entscheidungen oftmals zu einem 'Spagat' zwischen den ökonomischen Interessen der Siedler und der Wildbestandserhaltung gezwungen. Dies bedeutete, dass neue Pflanzungen, der Aufbau von Plantagen etc. gebilligt wurden und Abschüsse von Tieren, die diese Landwirtschaftseinheiten gefährden konnten, freigegeben waren.

Grundsätzlich ging also auch in Deutsch-Ostafrika die Entwicklung weg von 'Abenteurerjägern' hin zu verstärkter landwirtschaftlicher Nutzung einer Kolonie durch Pflanzungen und Tierzucht (wenngleich gerade die Pflanzungen teils wirtschaftliche Probleme aufwiesen und Versuche 'ärmerer' europäischer

Auswanderer, in Tanganjika erfolgreiche Landwirtschaft aufzubauen, oftmals scheiterten).

In jagdlicher Hinsicht kam im Verlauf dieser Entwicklung der deutsch-ostafrikanischen Großwildjagd immer häufiger die oben angesprochene 'pragmatische' Funktion zu, etwa um aufgebaute Pflanzungen zu schützen oder die Fleischversorgung der eigenen Farmküche zu gewährleisten. Eine rein pragmatische Bedeutung hatten auch jene großdimensionierten Abschüsse von Boviden, insbesondere von Büffeln und Großantilopen (Überträgertiere), die zur Unterdrückung der Ausbreitung von Rinderpest und anderen Tierseuchen wie etwa der Maul- und Klauenseuche durchgeführt wurden (s. hierzu auch Hassert 1906, S. 287 ff.).

Zusammenfassend betrachtet, differenziert das Quellenmaterial den Typus eines 'Pioneer Hunter' vom 'Settler Hunter' nur ansatzweise.

Dabei ist jedoch Folgendes zu bedenken: Die britischen Kolonialmaßnahmen in Ostafrika umfassten im Unterschied zur deutschen Kolonisierungsphase einen ungleich längeren Zeitraum. Für die Ausformung abgrenzbarer Subgruppen, wie etwa des originären 'Pioneer Hunter', boten sich demgemäß in der britischen Einflussosphäre bessere Möglichkeiten.

In Deutsch-Ostafrika hatten viele der Bewohner, Jäger und Siedler vor Aufnahme ihres 'zivilen' Daseins erst als Angehörige der Kaiserlichen Schutztruppe gedient, d.h. eine eher homogene Berufslaufbahn hinter sich gebracht. Der eher 'individualistische' Typ des Pionierjägers beziehungsweise des jagenden Abenteurers könnte aus diesen Gründen in Deutsch-Ostafrika geringere Verbreitung gefunden haben.

Auch die Fragestellung, inwieweit die deutsch-ostafrikanische Großwildjagd im Kontext eines gewissen - letztlich 'evolutionsbiologisch' sinnhaltigen - 'Männlichkeitskultes', auch in larvierter Form durch Fixierung auf Jagdtrophäen oder aber Jagdhandlungen mit sublimiertem sexuellem Affekt, vollzogen wurde, muss differenziert beantwortet werden.

Belege für eine unmittelbare Erotisierung der Jagd, etwa in Form sexueller ('außerehelicher') Kontakte zwischen Großwildjägern und Jagdbegleiterinnen ließen sich im Quellenmaterial nicht auffinden (auch nicht andeutungsweise), wobei aber zu bedenken ist, dass damalige gesellschaftliche Konventionen, um nicht zu sagen: eine gewisse Prüderie, dergleichen wohl unterbunden hätten. In Sonderheit gilt dies für die Möglichkeit homoerotischer Bindungen von männlichem Jagdführer und Jagdhelfer.

Will man sich nicht auf rein spekulatives Terrain begeben, so erübrigen sich weitere Aussagen zu diesen speziellen Aspekten.

Beschreibungen eines erfolgreichen Jagdendes in der Art eines Duelles legen einen gewissen Männlichkeitskult nahe, ebenso wie die Charakterisierung der Jagd (durch die Jagdausübenden) als probates Mittel, einen nachhaltigen Imponiereffekt beim weiblichen Geschlecht zu erwecken beziehungsweise Frauen zu 'erobern'.

Allerdings zeigte die Quelleninterpretation, dass in vielen der (autobiographischen) Mitteilungen zur Großwildjagd in Deutsch-Ostafrika heroisierende Elemente oder der Ausdruck von Stolz, etwa indem auf Jagdabbildungen der erfolgreiche Jäger auf einem erlegten Tier eine triumphierende Pose einnahm, fehlen.

Die in der wissenschaftlichen Literatur teils ausgedrückte Möglichkeit respektive psychoanalytisch geprägte Spekulation, koloniale Großwildjäger seien in ihrem Erleben und Handeln auf die heroisierende beziehungsweise 'phallische' Ebene fixiert gewesen, ließ sich vorliegend nicht hinreichend untermauern.

Im Gegenteil - die hier ausgewerteten Quellen erbrachten zahlreiche Anhaltspunkte dafür, dass die weißen Großwildjäger sich nicht scheuten, auch Ängste bei der Jagd, Jagdmisserfolge infolge eigenen Unvermögens, Flucht etc. einzuräumen.

Zudem offenbarten einige Schilderungen auch fast feminin anmutende Züge auf Seiten der männlichen Großwildjäger (Versuch der Aufzucht eingefangener Jungelefanten, Übernahme der 'Ammenfunktion').

Ergänzend sei auf die Würdigung auch der jagdinteressierten Frau respektive kolonialer Jagdheldinnen wie etwa Margarete Trappe, „Afrikas größte Jägerin“, verwiesen. Diese hatte es sogar geschafft, einige Jahre nach der durch die britischen Kolonialbehörden erwirkten Zwangsaussiedlung wieder nach Tanganjika zurückzukehren, wo sie in der Kilimandscharo-Region noch viele Jahre als Jagdführerin tätig war. Alle vermeintlich so 'männlichen' Attribute wie Ausdauer, Furchtlosigkeit, Jagdgeschick, aber auch persönliche Integrität und jagdliche Fairness dürften bei dieser Großwildjägerin, die einen so nachhaltigen Eindruck auf Zeitzeugen hinterließ, vorgelegen haben.

Insgesamt kamen in der deutsch-ostafrikanischen Großwildjagd also nicht nur männlich-koloniale Imaginationen und Zielvorstellungen zum Ausdruck, sondern auch das 'weibliche Element' prägte das Geschehen wesentlich stärker als eingangs der Quellenauswertung erwartet wurde.

Besonders frappierend ist die Tatsache, dass in der kolonialen Phase Tanganjikas weiblichen Großwildjägern von Weißen wie Eingeborenen offenbar wesentlich mehr Respekt entgegen gebracht wurde als in der unmittelbaren Gegenwart - man vergleiche etwa Lettow-Vorbeckes 1957 unter dem Titel „Am Fuße des Meru“ erschienene, Margarete Trappe gewidmeten Erinnerungen mit dem 2001 von der 1971 geborenen Natasha Illum Berg veröffentlichten Werk „Ströme aus roter Erde - Mein Leben als Grosswildjägerin in Afrika“.¹¹¹

In ihrem Werk schilderte Berg, auf welche massiven Diskriminierungen und auf welches Unverständnis sie bei weißen wie schwarzen Zeitgenossen¹¹² traf, nachdem sie ihren Entschluss gefasst hatte, als Jägerin in Tansania zu leben.

Diese Autorin wies im Übrigen auch anschaulich darauf hin, wie sehr sie die ostafrikanische Jagd im Sinne des 'Sportbegriffes' erlebt.

Zwar kann angesichts der Aktualität ihrer Aussagen nicht der Bezug zu Deutsch-Ostafrika hergestellt werden, aber dennoch vermögen diese zu untermauern, dass

¹¹¹ Wie sehr die Kolonie Deutsch-Ostafrika 'aktive' Frauen (Expeditionen, Abenteuerum) in ihren Bann gezogen hatte, kann auch den zeitgenössischen Werken bzw. Erinnerungen Ina v. Grumbkows (1925) sowie Margarete v. Eckenbrechers (1912) entnommen werden.

¹¹² Gemeint sind damit sowohl Weiße wie Schwarze in der afrikanischen Wahlheimat der Autorin, als auch eingereiste Europäer beziehungsweise Familienangehörige Natasha Bergs, die sich nur vorübergehend in Afrika aufhielten.

die jagdliche Herausforderung - weder für die koloniale Phase noch für die Gegenwart - als reine 'Männerdomäne' zu betrachten ist:

„Der Jäger ist nur dann ein Sportsmann [interessanterweise verzichtet die Autorin auf die weibliche Form, obwohl sie sich an dieser Textstelle selbst mit einschließt; d. Verf.], wenn die Hoffnung, die nach einem mißlungenen Tag bei Sonnenuntergang in ihm erlischt, bei Sonnenaufgang wieder auflodert.

Der größte Kampf eines Jägers gilt nicht den physischen Herausforderungen, sondern denen, die in seinem Herzen liegen.

Denn in dem, was in manchen Augen einem ausgedörrten Busch in der Savanne ähneln mag, das, was auf den ersten Blick fast harmlos ruhig wirkt, liegen viele tote, lebendige und noch ungeborene tiefe Enttäuschungen, große Hoffnungen, Freuden und Ängste für den Jäger. Hier begegnet ihm, wie durch ein Wunder, die Natur in ihrer intensivsten Form, und vielleicht nur für einen kurzen Moment kann er ihre Sprache verstehen. Und hier hat er vielleicht für einen winzigen Moment sein Gesicht abgewandt, und dieser Moment war doch so groß, daß ein Löwe ihn zum Angriff nutzen konnte.

Hier liegt auch mein Leben, hier sind meine Freuden, meine Ängste und - meine Hoffnungen“ (Berg 2001, S. 152).

Als Beleg, dass nicht allzu viel dafür spricht, in Deutsch-Ostafrika sei im Kontext der weißen Großwildjagd ein eher 'platter' und Emotionen unterdrückender Männlichkeitskult zelebriert worden, ist schließlich auch die Empathiefähigkeit vieler Jäger mit dem zu jagenden oder dem angeschweißten Wild anzuführen.

Die Quellenlage zu diesem psychologischen Konstrukt Empathie wurde bereits weiter oben diskutiert. Ergänzend sei darauf hingewiesen, dass sich im Ausdruck von Empathie auch die Regung von Schuld hinsichtlich des eigenen Jagd-/Tötungsaktes und entsprechende Kompensationsbestrebungen widerspiegeln könnten.

Allerdings scheint Empathie jedoch eher eine genuin eigenständige emotionale Ebene zu sein, die einer solchen Erklärung nicht bedarf - auch die mehr oder minder überzeugende Rationalisierung des Jagdhandelns durch 'empathisch fühlende' Jäger, die sich im Quellenmaterial nachweisen ließ (vgl. etwa Klingenberg o.J., S. 96), würde sich mit dem genannten Erklärungsansatz nicht unbedingt decken.

Eine motivationale Herausforderung durch die deutsch-ostafrikanische Großwildjagd stellte sich nicht nur in Form 'sportlicher' Ambitionen (vgl. hierzu den

vorausgegangenem Exkurs in die Gegenwart an Hand der Erfahrungen von Natasha Illum Berg), sondern vor allem auch durch Abenteuer- und Risikosuche.

'Sport' wurde im Jagdkontext im deutsch-ostafrikanischen Sprachgebrauch sinngleich zum englischen Begriff verwandt und bezeichnete Training und Anwendung der individuellen Fähigkeiten wie etwa Ausdauer, Geschick, Schnelligkeit, und Präzision bei der Jagd. Die Parallelität zu gegenwärtigen Auffassungen (s.o.) ist unverkennbar. Ein besonders hoher Reiz für den jagenden 'sportsman' ging offenkundig von der Büffeljagd aus, da Gefährlichkeit und Unberechenbarkeit des Tieres Erfahrung und physisch-mentale Hochform voraussetzten.

Ein Grundprinzip der Repräsentation der Großwildjagd als Sport war (und ist) es, sich mit dem Tier in einer Art von 'Leistungswettbewerb' messen zu wollen, d.h. die gejagte Kreatur konnte sich der Erlegung durch 'Instinkt', körperliche Schnelligkeit etc. auch entziehen oder aber - durch einen Gegenangriff - den Jäger selbst in unmittelbare Gefahr bringen.

Massenabschüsse von Eisenbahnwagen oder motorisierten Fahrzeugen aus, das Jagen unter Verwendung von Zielscheinwerfern, Gruben- und Fallenjagden und ähnliche Jagdeinsätze hätten diesem Sportgedanken zutiefst widersprochen. Möglicherweise liegt im Fehlen des kompetitiven Elements bei den letztgenannten Jagdformen ein Grund dafür, diese in der Regel als 'unwaidmännisch' zu charakterisieren.

Der Reiz des Riskanten und die Suche nach Abenteuern fanden sich im Vergleich zur Thematisierung genuinen Sportsgeists in den Quellen zur Großwildjagd in Deutsch-Ostafrika noch wesentlich häufiger, wobei jedoch beachtet werden sollte, dass beide Ebenen - Risiko- und Abenteuersuche auf der einen versus Sport auf der anderen Seite - unauflöslich miteinander verknüpft sind (vgl. zu dieser Aussage auch Griese 2002, S. 54, wonach der Reiz und die Beanspruchung bei Großwildjagden teils „wie eine Droge“ wirken können).

Die damalige Großwildjagd beinhaltete neben dem Risiko, von Tieren verletzt zu werden, eine hohe physische Beanspruchung durch die klimatischen Gegebenheiten oder längere Märsche in unwegsamem Gelände (besonders in der Regenzeit).

Im ungünstigsten Falle kam die Gefährdung durch bössartige Insekten, beispielsweise tückische Arten von 'Sandflöhen' oder Zecken, beziehungsweise durch Krankheiten wie etwa Dysenterie, Malaria beziehungsweise Schwarzwasserfieber hinzu.

Besonders das Klima der Küste war mit seiner beständig hohen Luftwärme und Luftfeuchtigkeit dem Organismus von Europäern auf Dauer wenig zuträglich. In diesen Regionen waren auch die Malaria übertragenden Mücken am stärksten verbreitet.

Die von Siedlern wie Großwildjägern gleichermaßen bevorzugten Hochlandregionen, etwa die Umgebung von Aruscha am Meruberg und allgemein die Kilimandscharo-Region, erwiesen sich - neben dem erträglicheren Klima - häufig auch als malariefrei (Hassert 1906, S. 283 ff.).

Gleichwohl zogen die damaligen Großwildjäger aus der Bewältigung dieser Beanspruchungen offenkundig eine intrinsische 'Verstärkung'.

Teilweise waren die Großwildjagd, das Durchstreifen der unberührten Steppen und Wälder, auch unverkennbar mit dem Wunsch nach Freiheit, Selbsterfahrung und Rückzug von den Normen des Konventionellen assoziiert.

Bei diesen Prozessen spielte auch Zivilisationsmüdigkeit eine gewisse Rolle. Im Heimatland empfundener Materialismus und Hektik konnten durch das Erleben von Zeitlosigkeit des in der urwüchsigen Natur auf sich selbst gestellten Menschen respektive Jägers kompensiert werden (Erleichterung, als Entbindung von zivilisatorischen Zwängen).

Mithin wäre es völlig verkehrt, das Verlassen der Heimat durch die damaligen Großwildjäger hauptsächlich im Sinne von Zivilisationsmüdigkeit oder an Hand

des seinerzeit immer populärer werdenden Leitgedankens 'Zurück zur Natur' interpretieren zu wollen.¹¹³

Vielmehr stellte sich in vielen Fällen die Konstellation genau umgekehrt dar: In Europa hatte mancher Ostafrika-'Kolonist' - mit und ohne aristokratische Wurzeln - wohl nicht mehr die Möglichkeit, seine Wünsche nach Einfluss und Handlungsmacht zu erfüllen.

Noch stärker als das Streben nach Geld und Gewinnen bewegte diese Auswanderer, welche ja nicht nur die Gruppe der deutsch-ostafrikanischen Siedler und Plantagenbesitzer stellten, sondern in 'Personalunion' oftmals auch Großwildjäger, das Streben nach Großgrundbesitz und - überspitzt formuliert - nach verloren gegangener Feudalmacht. Angestrebt wurden primär Herrschaft über Grund und Boden sowie eine möglichst große Zahl von eingeborenen Landarbeitern.

Auch hier ließ sich also die Großwildjägerschaft Deutsch-Ostafrikas nicht in homogener Weise beschreiben: Es gab unter ihnen der Zivilisation und pragmatisch-gesellschaftlicher Anforderungen überdrüssige, das Jagen aus innerer Leidenschaft praktizierende Charaktere, aber eben auch Jene, welche die Großwildjagd als Ergänzung ihrer angestrebten Feudalstellung ansahen oder sie im pragmatischen Sinne zum Schutze ihrer Siedlungen und Pflanzungen betrieben.

¹¹³ Vgl. zur Reflektion der historischen bzw. kulturgeschichtlichen Entwicklung dieses Leitgedankens seit dem 19. Jahrhundert auch die Arbeiten von Brauchle (1930) und Rothschuh (1983).

Literaturverzeichnis

Adler, R.: Förster Rombachs „heile Welt“? Grundsätzliche Gedanken zur Zukunft von Jagd und Weidwerk. Niedersächsischer Jäger 5/1996, S. 52 ff. (Internet-Standort: www.sankt-hubertus.de/rombach.htm).

Alpers, E.A.: Ivory and Slaves. Changing Patterns of International Trade in East Central Africa in the Late Nineteenth Century. Beverly Hills, 1975.

Ansprenger, F.: Politische Geschichte Afrikas im 20. Jahrhundert. München, 1992.

Arkell-Hardwick, A.: An Ivory Trader in North Kenya. London, 1903.

Arning, W.: Deutsch-Ostafrika gestern und heute, 2. Aufl. Berlin, 1942 (=Schriftenreihe des Reichskolonialbundes zur deutschen Kolonialpolitik).

Aschenborn, H.: Die Farm im Steppenlande. Elf Jahre Farmerleben und Jagd in Afrika. Neudamm, 1925.

Aschenborn, H.: Kolonial-Kalender 1926. Wochenabreißkalender, 2 mal 52 Blätter. Neudamm, 1926 (1925).

Askin, K.: Safari-Hunting as a Sport (Unpublished Report). Harare/Simbabwe, 1991.

Badinter, E.: XY. Die Identität des Mannes. München, 1993.

Bald, D.: Afrikanischer Kampf gegen koloniale Herrschaft. Der Maji-Maji-Aufstand in Ostafrika. Militärgeschichtliche Mitteilungen 19 (1976), S. 23-50.

Bald, D.: Deutsch-Ostafrika 1900-1914. Eine Studie über Verwaltung, Interessengruppen und wirtschaftliche Erschließung. München, 1970.

Baldus, R.D.: Wildlife Conservation in Tanganyika under German Colonial Rule. In: 'Internationales Afrikaforum', Aufsätze des Weltforum-Verlages. München, 2001.

Bell, W.D.: The Wanderings of an Elephant Hunter. London, 1923.

Berg, N.I.: Ströme aus roter Erde - Mein Leben als Grosswildjägerin in Afrika. Frankfurt am Main, 2001.

Berger, A.: Als Forscher und Jäger in Afrikas Wildkammern. Berlin, 1910.

Berger, A.: In Afrikas Wildkammern, 2. Aufl. Berlin, 1922.

Bernardi, B.: The Mugwe. London, 1959.

Besser, H.: Natur- und Jagdstudien in Deutsch-Ostafrika. Stuttgart, 1917.

Besser, H.: Raubwild und Dickhäuter in Deutsch-Ostafrika. Stuttgart, 1915.

Biermann, W.: The Tanzanian Economy 1920-1985: Colonial Valorisation, Reconstruction, and Crisis. Münster, 1998 (=Social Research on Africa, Bd. 4).

Bisonette, J.A., Krausman, P.A.: Integrating People and Wildlife for a Sustainable Future. Proceedings of the First International Wildlife Management Congress. Bethesda/USA (The Wildlife Society), 1995.

Blase, R.: Die Jägerprüfung (Erstaufgabe). Neudamm, 1936.

Blixen, T. (Pseudonym „Tania Blixen“, eigentlich Baronin Karen Christence Blixen-Finecke): Den Afrikanske Farm. Kopenhagen, 1937.

Blixen-Finecke, B.: African Hunter. New York, 1938.

Bondolfi, A.: Mensch und Tier, Freiburg, 1994.

v. Brandis, K.W.: Erinnerungen. Windhuk/Namibia, 1991 (erschienen im Selbstverlag, dem Verf. im Original vorliegend und einsehbar).

Brauchle, A.: Naturgemäße Lebensweise. Leipzig, 1930.

Brauchle, A.: Tiefenpsychologie. Stuttgart, 1949.

Brehme, G., Kramer, H.: Afrika - Kleines Nachschlagewerk. Berlin, 1985.

Brown, R.: Beziehungen zwischen Gruppen. In: Stroebe, W., Hewstone, M., Codol, J.-P., Stephenson, G.M. (Hrsg.): Sozialpsychologie - Eine Einführung (2. Aufl.). Berlin und Heidelberg, 1992, S. 400-439.

Burger, J.F.: Horned Death. Long Beach (Kalifornien), 1986.

Cameron, K.M.: Africa on Film. Beyond Black and White. New York, 1994.

Canis, K.: Von Bismarck zur Weltpolitik. Deutsche Außenpolitik 1890-1902. Berlin, 1999.

Cartmill, M.: Tod im Morgengrauen. Zürich, 1993.

Chapman, A.: On Safari. London, 1908.

Consten, H.: „... und ich weine um dich, Deutsch-Ostafrika. Stuttgart, 1926.

Coren, M.: Conan Doyle. London, 1995.

Davison, G.C., Neale, J.M.: Abnormal Psychology (8. Aufl.). New York, 2001.

Degering, K.: Steel True - Blade Straight. Arthur Conan Doyle, Knight, Patriot, Physician, & Man of Letters. Nachwort zur Neuübersetzung (Reclam-Ausgabe) der „Abenteuer des Sherlock Holmes“ aus dem Englischen. Stuttgart, 1997, S. 433-461.

de Haas, R.: Im Hochlande der Riesenkrater - Ostafrikanische Abenteuer. Dresden, 1923.

Deutsch, J.-G.: Celebrating Power in Everyday Life: The Administration of Law and the Public Sphere in Colonial Tanzania, 1890-1914. *Journal of African Cultural Studies* Vol. 15 (2002), Nr. 1, S. 93-103.

Deutsche Kolonialgesellschaft (Hrsg.): Bericht über die Arbeiten der Wildschutz-Kommission der Deutschen Kolonial-Gesellschaft. Berlin, 1912 ff. (=Koloniale Abhandlungen, Heft 57/60).

Deutscher Reichstag (Hrsg.): Denkschrift über die Entwicklung [sic] der Schutzgebiete in Afrika und der Südsee. Berlin: Reichstagssache zu No. 622 B, 12. Legislaturperiode, 1906/07.

Deutsches Adressbuch für Ostafrika (Tanganyika Territory, Kenya, Uganda und Italienisch Somaliland) für 1934. Deutsche Vertriebsstelle: Thaden, F.W. (Exportbuchhandlung Hamburg). Mufindi (Tanganjika) / Hamburg, 1934.

Diener, B.: Mütter und Amazonen - ein Umriß weiblicher Reiche. Die erste weibliche Kulturgeschichte. München/Berlin, 1975.

DJV (Deutscher Jagdschutz-Verband): Jagd heute. Behauptungen und Tatsachen. Bonn: DJV (Hrsg.), 1994.

Dorst, J., Dandelot, P.: A Field Guide to the Larger Mammals of Africa. London, 1970.

Doucet, F.W.: Geschichte der Geheimwissenschaften. München, 1979.

Doyle, A.C.: The Great Boer War. London, 1900.

Doyle, A.C.: The War in South-Africa - Its Cause and Conduct. London, 1902

Dülffer, J.: Deutsche Kolonialherrschaft in Afrika. NPL 26/4 (1981), S. 458-473.

v. Eckenbrecher, M.: Im dichten Pori. Leipzig, 1912.

Erhart, W., Herrmann, B.: Der erforschte Mann? In: Erhart, W., Herrmann, B. (Hrsg.): Wann ist ein Mann ein Mann? Zur Geschichte der Männlichkeit. Stuttgart, 1997, S. 3-31.

Fadiman, J.: Mountain Warriors. Athens/Ohio, 1976.

Feshbach, S.: The Function of Aggression and the Regulation of Aggressive Drive. Psychological Review 71 (1964), S. 257-272.

Feshbach, S.: Aggression. In: Mussen, P.H. (Hrsg.): Carmichael's Manual (Vol. 2). New York, 1970, S. 159-259.

Flury, A.: Der moralische Status der Tiere: Henry Salt, Peter Singer, Tom Regan. Freiburg, 1998.

Fonck, H.: Deutsch-Ost-Afrika. Eine Schilderung deutscher Tropen nach 10 Wanderjahren. Berlin, 1910.

Forgas, J.P.: Soziale Interaktion und Kommunikation, 3. Aufl. Weinheim, 1995.

Freud, S.: Die Symbolik im Traum. Vorlesung (1914). In: Freud, S.: Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse (Neue Folge), Bd. I. Frankfurt am Main, 1989, S. 159-178.

Frevert, W.: Das jagdliche Brauchtum. Hamburg, 1985.

Friedrichs, J.: Methoden empirischer Sozialforschung. Reinbek bei Hamburg, 1977.

Gann, L.H.: Economic Development in Germany's African Empire. In: Duignan, P., Gann, L.H. (Hrsg.): Colonialism in Africa 1870-1960, Bd. 4. London / New York, 1975, S. 213-255.

Gann, L.H., Duignan, P.: The Rulers of German Africa, 1884-1914. Stanford, 1977.

Gesellschaft für kolonialen Fortschritt (Hrsg.): Wegwort (S. V - VI) zur Publikation 'Dreißig Jahre deutsche Kolonialpolitik mit weltpolitischen Vergleichen und Ausblicken'. Berlin, 1922 (Nachdruck der Erstausgabe von 1914).

Gilmore, D.D.: Mythos Mann. Wie Männer gemacht werden: Rollen, Rituale, Leitbilder. München, 1993.

Graf Pfeil, J.: Vorschläge zur praktischen Kolonisation in Ost-Afrika, 2. Aufl. Berlin, 1890.

Graf zur Lippe, B.: In den Jagdgründen Deutsch-Ostafrikas. Erinnerungen aus meinem Tagebuch mit einem kurzen Vorwort über das Ostafrikanische Schutzgebiet. Berlin, 1904.

Griese, I.: „Expeditionen sind wie eine Droge“ (Bericht über den Großwildjäger Knut Bellinger). Welt am Sonntag, Nr. 16, 21.4.2002, S. 54.

Grzelak, J.: Konflikt und Kooperation. In: Stroebe, W., Hewstone, M., Codol, J.-P., Stephenson, G.M. (Hrsg.): Sozialpsychologie - Eine Einführung (2. Aufl.). Berlin und Heidelberg, 1992, S. 305-332.

v. Grumbkow, I.: Mit der Tendaguru-Expedition im Süden von Deutsch-Ostafrika. Berlin/Leipzig, 1924.

v. Grumbkow, I.: Auf einsamen Märschen im Norden von Deutsch-Ostafrika. Berlin/Leipzig, 1925.

Gründer, H.: Geschichte der deutschen Kolonien. Paderborn, 1991.

Hahner-Herzog, I.: Tippu Tip und der Elfenbeinhandel in Ost-Zentralafrika im 19. Jahrhundert. München, 1990 (zgl. Diss., München, 1989).

Hallgarten, G.W.F.: Imperialismus vor 1914. Die soziologischen Grundlagen der Außenpolitik europäischer Großmächte vor dem Ersten Weltkrieg, Bd. 1, 2. Aufl. München, 1963.

v. Hassel, T.: Ein Tagebuch aus Deutsch-Ostafrika. Im Eigenverlag, o.J. (Standort: Bibliothek des Deutschen Instituts für Tropische und Subtropische Landwirtschaft, Witzenhausen bei Kassel).

Hassert, K.: Deutschlands Kolonien, Liefg. 1, 2. Aufl. Leipzig, 1909.

Haupt, W.: Die deutsche Schutztruppe 1889/1918. Utting, 1989.

Heckhausen, H.: Motivationsanalysen. Berlin/Heidelberg, 1997.

Heckhausen, H.: Motivation und Handeln, 2. Aufl. Berlin/Heidelberg, 1999.

Hegendorf, F.: Deutsches Waidwerk in Übersee. Leipzig, 1926.

Hemingway, E.: Green Hills of Africa. New York, 1935.

Herne, B.: White Hunters. The Golden Age of African Safaris. New York, 1999.

Hinde, R.A.: Biological Bases of Human Social Behavior. New York, 1974.

Hinde, R.A.: Towards Understanding Relationships. London, 1979.

Hinde, R.A.: Verhaltensforschung und Sozialpsychologie. In: Stroebe, W., Hewstone, M., Codol, J.-P., Stephenson, G.M. (Hrsg.): Sozialpsychologie, 2. Aufl. Berlin/Heidelberg, 1992, S. 21-39.

Huxley, E.: *White Man's Country*. London, 1981 (Erstveröffentlichung 1930).

Iliffe, J.: *A Modern History of Tanganyika*. Cambridge/Mass., 1979.

Iliffe, J.: *Africans. The History of a Continent*. Cambridge/Mass., 1995.

Jagdhandbuch für Deutsch-Ostafrika: auf Grund aml. Quellen bearb. (hrsg. vom Deutsch-Ostafrikanischen Zeitungsverlag). Daressalam, 1912.

Johnson, K.A., Sainty, M.R.: *Genealogical Research Directory*. National & International. London, 1986.

Jösch, J.: *Trophäenfieber*. Bothel, 1991.

Kallenberg, F.: *Auf dem Kriegspfad gegen die Massai. Eine Frühlingfahrt nach Deutsch-Ostafrika*. München, 1892.

Keller, E.: *Verbreitung der Fallenjagd in Afrika*. Diss., Leipzig, 1936.

Kittenberger, K.: *Big Game Hunting and Collecting in East Africa, 1903-1926*. New York, 1929 (unveränd. Reprint, 1989).

Kjekshus, H.: *Ecology Control and Economic Development in East African History: The Case of Tanganyika 1850-1914*. London, 1970.

Klatt, G.: *Geschichte und Entwicklung des Apotheken- und Arzneiwesens in Tansania unter besonderer Berücksichtigung der deutschen Kolonialpharmazie*. Nat.-wiss. Diss., Marburg, 1969.

Klingenberg, B.-C.: *Aus meinem Afrika-Tagebuch 'Shauri ya Muungu'*. Mit Zeichnungen und Photos. Nordenham (Erstellung: Buchdruckerei Böning), o.J. (Standort: Bibliothek des Deutschen Instituts für Tropische und Subtropische Landwirtschaft, Witzenhausen bei Kassel).

König, O.: Pori tupu. Als Großwildjäger in Ostafrika. Darmstadt, 1953.

Koponen, J.: Development for Exploitation. German Colonial Policies in Mainland Tanzania, 1884-1914. Helsinki, 1995.

Kornder, W.: Jagdethik im Wandel. In: ÖkoJagd (Das Magazin des ÖJV) 2/1998 (Internet-Standort: www.oejv.de/oeko jagd/oej2_98.htm).

Kühne, T.: Männergeschichte als Geschlechtergeschichte. In: Kühne, T. (Hrsg.): Männergeschichte - Geschlechtergeschichte. Männlichkeit im Wandel der Moderne. Frankfurt am Main, 1996, S. 7-30.

Kühnle, G.: Der Mensch als Jäger im Spiegel seiner Vernunft. Differenz und Identität. Das Töten von Wildtieren als natürliches und kulturelles Phänomen. Untersuchung am Beispiel José Ortega y Gasset's 'Meditationen über die Jagd'. München/Bonn, 1997.

Kuhnert, W.: Im Lande meiner Modelle, 3. Aufl. Leipzig, 1923.

Kummer, H.: Sozialverhalten der Primaten. Berlin/Heidelberg, 1975.

Lemke, A.: Imaginationen kolonialer 'Helden' am Beispiel westlicher Großwildjäger in Afrika. Philos. Mag.-arb., Univ. Köln, 2000.

Lenzer, K.: Beitrag zum 'Imponiergehabe' bei Mensch und Tier aus soziobiologischer Sicht. Rheinische Post 57 (2002), Nr. 166 v. 20. Juli, S. 1398 (Rubrik: Wissenschaft und Bildung).

v. Lettow-Vorbeck, P.: Am Fuße des Meru. Hamburg/Berlin, 1957.

Leyhausen, P.: Soziale Organisation und Dichtetoleranz bei Säugetieren. In: Lorenz, K., Leyhausen, P. (Hrsg.): Antriebe tierischen und menschlichen Verhaltens: Gesammelte Abhandlungen. München, 1968, S. 142-168.

Lindner, K.: Die Jagd der Vorzeit. Berlin, 1937.

Lindner, K.: Waidgerecht. Herkunftsgeschichte und Inhalt. Bonn, 1979.

Liu, C.: International Hunting and the Involvement of Local People. In: Bisonette, J.A., Krausman, P.A. (Hrsg.): Integrating People and Wildlife for a Sustainable Future. Proceedings of the First International Wildlife Management Congress. Bethesda/USA (The Wildlife Society), 1995, S. 63-67.

Louis, W.R.: The Fall of the German Colonial Empire. British Imperialism and the German Colonies. Oxford, 1967.

Lyell, D.D., Stigand, R.: Central African Game and its Spoor. London, 1906.

MacKenzie, J.M.: The Empire of Nature. Hunting, Conservation and British Imperialism. Manchester, 1988.

Maier, M.: Organisation und Wirtschaftlichkeit verschiedener Verfahren der Wildtiernutzung im südlichen Afrika. Agrarwiss. Diss., Hohenheim, 1988.

Marten, H.-G.: Sozialbiologismus. Biologische Grundpositionen der politischen Ideengeschichte. Frankfurt am Main, 1983.

Martini, W. (Hrsg.): Die Jagd der Eliten in den Erinnerungskulturen von der Antike bis in die frühe Neuzeit (=Formen der Erinnerung, Bd. 3). Göttingen, 2000.

Maylein, K.: Jagd und Jäger in der modernen Gesellschaft - Ambivalenz und Notwendigkeit. Mag.-arbeit, Konstanz, 1999 (Internet-Standort: www.jagen-online.de/archiv/sozio.htm).

Maylein, K.: Sachinformation Nr. 123 des 'Ökologischen Jagdvereins e.V.' (Fortbildungsmodul 'Nachhaltige Landwirtschaft'). Internet-Standort: www.bug-agenda21.de/modul1/agenda21/info/s123-jagd.htm (Stand: 2000).

Mayr, E.: Behavior Programs and Evolutionary Strategies. *American Scientist* 62 (1974), S. 650-659.

Mayring, P.: *Qualitative Inhaltsanalyse: Grundlagen und Techniken*, 7. Aufl. Wiesbaden, 2000.

Meincke, G.: Vorwort (o.S.). In: v. Schellendorff, F.B.: *Thierbeobachtungen und Jagdgeschichten aus Ostafrika*. Berlin, 1900.

Meinertzhagen, R.: *Kenya Diary, 1902-1906*. Edinburgh/London, 1957.

Mellon, J.: *African Hunter*. New York / London, 1975.

Merten, K.: *Inhaltsanalyse. Einführung in Theorie, Methode und Praxis*. Wiesbaden, 1995.

Methner, W.: *Unter drei Gouverneuren: 16 Jahre Dienst in den deutschen Tropen*. Breslau, 1938.

Mnacakanjan, M.: *Philosophie der Eroberer und koloniale Wirklichkeit. Ostafrika 1884-1918*. Berlin, 1981.

Müller, F.-F.: *Deutschland-Zanzibar-Ostafrika. Geschichte einer deutschen Kolonialeroberung*. Berlin, 1959.

Mummendey, A.: Aggressives Verhalten. In: Stroebe, W., Hewstone, M., Codol, J.-P., Stephenson, G.M. (Hrsg.): *Sozialpsychologie - Eine Einführung* (2. Aufl.). Berlin und Heidelberg, 1992, S. 275-304.

Murray, G.: Zit. gemäß Osterhammel (1995, S. 171). Angabe der Primärquelle folgt.

Niesel, H.-J.: *Kolonialverwaltung und Missionen in Deutsch-Ostafrika 1890-1914*. Berlin, 1971.

Obst, E., Kloster, W.: Der Handel Deutsch-Ostafrikas als Ausdruck der wirtschaftlichen Entwicklung. Koloniale Rundschau, Heft 8 (1913), S. 449-485.

ÖJV (Ökologischer Jagdverein e.V., Waldburg/Württ.): Studie zur zeitgemäßen Schalenwildbejagung aus der Sicht des ÖJV. Waldburg/Württ.: ÖJV, 2002.

Ortega y Gasset, J.: Meditationen über die Jagd. In: Ortega y Gasset, J.: Gesammelte Werke (Neuauf.). Stuttgart, 1997.

Osterhammel, J.: Kolonialismus. Geschichte, Formen, Folgen. München, 1995.

Paasche, H.: Deutsch-Ostafrika. Wirtschaftliche Studien. Berlin, 1906.

Paasche, H.: Im Morgenlicht - Kriegs- und Jagderlebnisse in Ostafrika. Berlin, 1907.

Peiner, W.: Das Gesicht Ostafrikas. Frankfurt am Main, 1937.

Pflanze, O.: Bismarck and the Development of Germany. Princeton, 1963.

Prince, M.: Als deutsche Frau im Innern Deutsch-Ostafrikas. Berlin, 1903.

Rakow, F.: Vorwort. In: Jösch, J.: Trophäenfieber. Bothel, 1991, S. 6-9.

Raven, B.H., Rubin, J.Z.: Social Psychology (2. Aufl.). New York, 1983.

Reichard, P.: Deutsch-Ostafrika. Leipzig, 1892.

Reichs-Kolonialamt (Hrsg.): Jagd und Wildschutz in den Deutschen Kolonien. Jena, 1913 (=Veröffentlichungen des Reichs-Kolonialamtes Nr. 5).

Rössler, A.: SF-Meinungsforum - Jägerschaft gleichzeitig Interessensvertretung und Behörde Salzburger Fenster, 19. Juni 2002, Ausgabe 19/02.

Rogge, C.: Die wirtschaftliche Entwicklung des Deutschen Schutzgebietes Ostafrika (1890-1914) – Versuch einer „spätkolonialen“ Ausbeutung. Paderborn, 2000 (=Paderborner Beiträge zur politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Weiterbildung, Bd. 22).

v. Rogister, M.: Momella. Abseits vom Wege im afrikanischen Jagdparadies. Hamburg/Berlin, 1954.

Rohrbach, P.: Ostafrikanische Studien. Preußische Jahrbücher 35 (1909), S. 82-107, S. 276-317.

Rokeach, M.: The Nature of Human Values. New York, 1973.

Roosevelt, T.: African Game Trails. An Account of the African Wanderings of an American Hunter Naturalist. New York, 1910.

Roth, H., Merz, G.: Wildlife Resources. A Global Account of Economic Use. Berlin: Springer 1997.

Rothschuh, K.E.: Naturheilbewegung, Reformbewegung, Alternativbewegung. Stuttgart, 1983.

Ryan, J.: Picturing Empire. Photography and the Visualization of the British Empire. London, 1997.

Safari, J.F.: Grundlagen und Auswirkungen des Maji-Maji-Aufstandes von 1905. Kulturgeschichtliche Betrachtungen zu einer Heilserwartungsbewegung in Tansania. Köln, 1972.

Sayers, G.F.: Preservation of Game in Tanganyika. The Times, 17. Okt. 1929.

Sayers, G.F.: The Handbook of Tanganyika. London, 1930.

Schelcher, G.: Porini. Wie ich Deutsch-Ostafrika wiedersah. 12 Jahre mit Boys und Trägern durch Busch und Steppe. Minden, 1938.

v. Schellendorff, F.B.: Thierbeobachtungen und Jagdgeschichten aus Ostafrika. Berlin, 1900.

Schillings, C.G.: In Wildest Africa. London, 1910.

Schillings, C.G.: Mit Blitzlicht und Büchse. Neue Beobachtungen und Erlebnisse in der Wildnis inmitten der Tierwelt von Äquatorial-Ostafrika, 5. Aufl. Leipzig, 1924 (Erstauflage 1904).

Schinzinger, F.: Die Kolonien und das Deutsche Reich. Die wirtschaftliche Bedeutung der deutschen Besitzungen in Übersee. Stuttgart, 1984.

Schloifer, O.: Bana Uleia. Ein Lebenswerk in Afrika. Aus den Tagebüchern eines alten Kolonialpioniers. Berlin, 1939.

Schmidt, G.: Der europäische Imperialismus. München, 1989.

Schmidt, G.: Kolonie Deutsch-Ostafrika. In: Schmidt, G.: Der europäische Imperialismus. München, 1989.

Schmidt, R.: Deutschlands Kolonien - ihre Gestaltung, Entwicklung und Hilfsquellen, Band 1: Deutsch-Ostafrika. Berlin, 1898 (unveränd. Reprint durch: Weltbild Verlag GmbH, Augsburg, 1998).

Schmidt, R.: Geschichte des Araberaufstandes in Ostafrika. Frankfurt/Oder, 1892.

Schnee, H.: Als letzter Gouverneur in Deutsch-Ostafrika. Erinnerungen. Heidelberg, 1930.

Schneider, K., Schmalt, H.-D.: Motivation. Stuttgart, 1981.

Schomburgk, H.: Wild und Wilde im Herzen Afrikas. Berlin, 1926.

Schriewer, K.: Waldbewusstsein und Waldnutzung: Eine ökologische Wende (Die Nutzung durch Forstwirtschaft, Jagd und Wanderer). Der deutsche Wald, Heft 1 (2001), S. 24-29.

Schüle, C.: Ökosystemare Aspekte von Wildtiernutzungsstrategien auf der Südhalbkugel. Nat.-wiss. Diss., Trier, 2000.

Schulze, H.: Der waidgerechte Jäger. Berlin, 1935.

Schunke, A.: Rezension von: Martini, W. (Hrsg.): Die Jagd der Eliten in den Erinnerungskulturen von der Antike bis in die frühe Neuzeit (=Formen der Erinnerung, Bd. 3). Göttingen, 2000. In: Sehepunkte 2 (2002), Nr. 1 vom 15.1.2002.

Seidler, V.J.: Masculinity, Violence and Emotional Life. In: Bendelow, G., Williams, S.J. (Hrsg.): Emotions in Social Life. Critical Themes and Contemporary Issues. London, 1998, S. 193-210.

Selous, F.C.: African Nature Notes and Reminiscences. London, 1908.

Sherif, M., Sherif, C.: Groups in Harmony and Groups in Tension. New York, 1953.

Sherif, M.: In Common Predicament: Social Psychology of Intergroup Conflict and Cooperation. Boston, 1966.

Sherif, M.: Superordinate Goals and the Reduction of Intergroup Conflict. In: Pettijohn, T.F. (Hrsg.): Notable Selections in Social Psychology (3. Aufl.). New York, 2001 (daraus Kap. 7.2, Hinweis: es handelt sich um einen kommentierten Originalbeitrag von Sherif in 'The American Journal of Sociology' aus dem Jahre 1958).

Singer, P.: The Case for Animal Rights. Melbourne, 1982.

Singer, P.: Praktische Ethik. Ditzingen, 1999.

Smith, W.D.: The Ideology of German Colonialism 1840-1914. *Journal of Modern History* 46 (1974), S. 641-662.

Stahl, D.: Vom jagdlichen Brauchtum in der Praxis. Bonn, 1994.

Steinhart, E.: Black Poachers and White Hunters. Institute of African Studies (University Nairobi): Seminar Paper No. 178. Nairobi, 1987.

Steinhart, E.: Hunters, Poachers and Gamekeepers. Towards a Social History of Hunting in Colonial Kenya. *Journal of African History* 30 (1989), S. 247-264.

Steinhart, E.: Safari Hunting. Black Poachers, White Hunters. New York (MS, Columbia Univ.), 2001.

Stentzler, J.: Deutsch-Ostafrika. Kriegs- und Friedensbilder. Leipzig, 1906.

Stevenson, W.: Der Löwe von Afrika. Wien, 1981.

Stigand, C.H.: Hunting the Elephant. London, 1913.

Stoecker, H. (Hrsg.): Die deutsche koloniale Expansionspolitik und Herrschaft in Afrika von den Anfängen bis zum Verlust der Kolonien. Berlin, 1991.

Stoecker, H. (Hrsg.): Drang nach Afrika, 2. Aufl. Berlin, 1992.

Ströder, R.: Sehnsucht nach Ostafrika, 4. Aufl. (Éditions Trèves). Trier, 1993.

Tajfel, H.: Differentiation between Social Groups: Studies in the Social Psychology of Intergroup Relations. London, 1978.

- Tajfel, H., Forgas, J.P.: Social Categorisations: Cognitions, Values and Groups. In: Forgas, J.P. (Hrsg.): Social Cognition: Perspectives on Everyday Understanding. London, 1981.
- Tetzlaff, R.: Koloniale Entwicklung und Ausbeutung. Wirtschafts- und Sozialgeschichte Deutsch-Ostafrikas. Berlin, 1970.
- Theilemann, W.G.: Adel im grünen Rock. Adliges Jägertum, Großprivatwaldbesitz und die preußische Forstbeamtenschaft 1866-1914. München, 2004 (=Elitenwandel in der Moderne, Bd. 5, hrsg. von Reif, H.).
- Tille, A.: Das aristokratische Prinzip der Natur. In: Tille, A.: Volksdienst. Von einem Sozialaristokraten. Berlin-Leipzig, 1893, S. 290-292.
- Timm, U.: Deutsche Kolonien. Köln, 2001.
- Trense, W.: The Big Game of the World. Hamburg/Berlin, 1989.
- Uhl, M., Voland, E.: Angeber haben mehr vom Leben. Heidelberg, 2002.
- Wabra, U.: „Waidgerechtigkeit“ - Worthülse oder brauchbarer Maßstab? Über den unbeholfenen Umgang mit jagdlicher Ethik heute. In: ÖkoJagd (Das Magazin des ÖJV) 2/1998 (Internet-Standort: www.oejv.de/oeko jagd/oej2_98.htm).
- Wahba, M.A., House, R.J.: Expectancy Theory in Work and Motivation: Some Logical and Methodological Issues. Human Relations 27 (1974), S. 121-147.
- Wäller, H.: Jagd mit langer Tradition (Jagen in Tansania). Jagen Weltweit 12 (2001), Heft 6, S. 22-23.
- Wäller, H.: Zukunft der Löwenjagd (Jagen auf Löwen). Jagen Weltweit 14 (2003), Heft 2, S. 66-69.

Weber, C.: „Ungeheure Hände“. Wiedergefunden: die Tagebücher des Berggorilla-Entdeckers Robert von Beringe aus dem Jahr 1902. Focus, Nr. 32, 4. August 2003, S. 70-72.

Wehler, H.-U.: Bismarck und der Imperialismus. Frankfurt am Main, 1984.

Westphal, W.: Geschichte der deutschen Kolonien. Berlin, 1992.

Winfield, J.A.: Carl Peters and Cecil Rhodes. A Comparative Study of Imperialist Theory and Practice. Hartford/Connecticut, 1972.

Winzer, F.: Herren, Sklaven und Soldaten: Geschichte der Kolonialpolitik vom 15. bis 20. Jahrhundert. Frankfurt am Main, 1985.

Wissmann, H. von: In den Wildnissen Afrikas und Asiens. Jagderlebnisse. 4. Aufl. Vaduz, 1999 (Ersterscheinen: Berlin, 1901).

Worchel, S., Norvell, N.: Effect of Perceived Environmental Conditions During Cooperation on Intergroup Attraction. *Journal of Personality and Social Psychology* 38 (1980), S. 764-772.

Zache, H.: Deutsch-Ostafrika. In: Gesellschaft für kolonialen Fortschritt (Hrsg.): *Dreißig Jahre deutsche Kolonialpolitik mit weltpolitischen Vergleichen und Ausblicken*. Berlin, 1922 (Nachdruck der Erstausgabe von 1914).

Zentner, K.: *Illustrierte Geschichte des Dritten Reiches*, Bd. 1. Köln, 1980.

Zimmermann, A.: *Mit Dernburg nach Ostafrika*. Berlin, 1908.

Zweig, S.: *Sternstunden der Menschheit*. Berlin/Frankfurt am Main, 1927.